

# *Die Alpenrose von Ischl.*



Ein Roman von August Silberstein.



*Eine Geschichte von dem  
österreichischem Schriftsteller  
und Revolutionär*

*August Silberstein.*

*Aus der „Deutschen Roman  
Zeitung“ Aus dem Jahr 1875  
Digitalisiert von Google.com*

*Produziert von Gerhard  
Zauner.*

*www. hallstatt.rocks*

*Eine interessante Seite zum  
Ischler Salzbergbau hat auch  
Norbert Leuthner.*

***Die Geschichte dreht sich um die Almrosen.***

*Ein Graf verliebt sich in die Sennerin Rosl von der Reinfalzalp.  
Die ist jedoch schon mit den Deserteur und Wildschützen, dem  
wilden Toni zusammen.*

*Der Vater des Grafen hat ein lediges Kind am Berg gezeugt. Wer  
ist jetzt miteinander...?*

*Der Ort der Handlung ist zwischen Obertraun und Ischl.*

*Überraschende, dramatische Wendungen, schönste Naturbe-  
schreibungen und eine sehr genaue Beschreibung des Lebens auf  
der Alm machen den Roman wirklich zu etwas Besonderem.*

***Zum Cover:** Die Seff aus der Gosau war Sennerin am Plankner. In den siebziger Jahren „kindste“ sie meine Schwester und mich. Sie erzählte uns oft Grimm’s Märchen.*

*Ich kann mich noch erinnern, wie mich der Papa vom der Alm am Rücken heruntergetragen hat, er schoss damals auch das Foto.*

*In dem Roman hat mich viel an sie erinnert.*

## **Die Alpenrose von Ischl.**

*Erstes Capitel.*

### **Im Thale.**

Der Sonnenschein schien dem Frühling so recht ins Herz hinein!

„Lanzing!“ rufen die Landleute. Und wie die Jahreszeit, so funkelt und klinget und singet förmlich das bezeichnende Wort.

Die Thäler und Häuser lagen nicht mehr zusammengekauert und in Nebelmänteln eingehüllt, sie breiteten und streckten sich förmlich, schlugen die hellen Augen auf und zeigten die freundlichen Gesichter.

Darunter war auch ein feines Landhaus im Ischler Thale. Das Grün ringsumher war tief sattgefärbt, mit helleren Spitzen, und die Garten blüthen, welche buntfarbig durcheinander standen und grüßend nickten, machten das Ansehen gar so freudig!

Die Fenster waren geöffnet. In den dunkler sich zeichnenden, länglichen Vierecken derselben, zitterten einzelne summende, brummende Bienen, und weiße Falter gaukelten auch paarweise.

Zu diesen Fenstern drang ein urwüchsiges Jauchzen und Singen hinein, so recht aus dem Volksherzen und Volksmunde kommend.

Ein junger Mann, mit kräftigem, hohem Wuchse, erschien bald am Fenster, schob mit einer Schulter den schweren Vorhang, welcher zur Seite hing, noch weiter zurück, und forschte mit suchendem Blicke und lauschendem Ohre rings hinaus.

Die Töne zogen ferner und ferner, auch ein Glocken klingeln verhallte immer leiser, als ob eine Biegung der Straße und Bergwände rascher die Töne gedämpft hätte. Bald waren nur mehr die Ahnungen der durch die Lüfte ziehenden Klänge zu erlangen.

Aus dem Grün eines Strauchwäldchens im Garten, durch das sich ein gelbweißer Weg zog, schritt nun ein Arbeiter in der Landestracht, welcher wahrscheinlich von Außen kam und mehr wissen mußte.

„He!“ rief der junge Mann freundlich. „Was hat’s denn gegeben?“

„Eine Ausfahrt in die Alm war’s!“ sagte der Gefragte.

„Und so lustig?“

„Ja, es war Alles so schön für den Blead-b’such beisammen!“

„Blead-b’such? Was ist das?“

„So sagen wir hier z’ Land. Blumenbesuch heißt’s im Schul-Deutschen.“

„Also, das Weilen in der Alpe heißt Blumenbesuch. Das ist hübsch gedacht! Aber,“ fragte der neugierige junge Mann weiter, welcher wohl wußte, daß das Volk nicht gerne über seine eigenen Dinge von selbst plaudere, sondern gefragt werden müsse, „was war denn auch so schön beisammen?“

„Nun, die gar starke, weißbraune Glockenkuh mit den großen Blumenkränzen. Der Schlitten mit dem hellen Geschirr. Ein aufgesträußelter kleiner Bub, der ihn geführt hat, war auch dabei. Und gar erst die Dirn! Ja, und Strauben (Gebäcke) hat sie auch ausgeheilt. Ich hab selbst ein Stück.“

Die alte Bäuerin, die nimmer recht gehn kann, ist doch auf’m Kruckstock bis zum Weg Kreuz da mitgewackelt. Und wie sie von der Dirn zum letzten Mal Abschied genommen hat – Gnädiger Herr, das war

schön! Mir sein die Thränen selber im Aug' gestanden.  
Und da haben wir hold Alle zusammen recht gejuchzt  
und geschrien. Man muß ja seine Freud' haben!“

„Recht, recht so! Thut mir nur leid, daß ich es nicht  
auch gesehen habe. – Behüt Gott!“ grüßte der junge  
Herr freundlich und verschwand wieder vom Fenster.  
Bald saß er vor einem Tische.

-----

„Land der Wunder! duftige, glänzend aufragende  
Verbindung zwischen Himmel und Erde! Wohin ich  
sehe, der kleinste Fleck von Reizen voll, für die meine  
Sprache zu arm, mein Auge zu begrenzt, mein Herz zu  
enge, um zu fassen, was sie bieten!

O stiller, stiller Friede, der hier weilt! Wenn euere  
Straßen voll verkümmerter Gestalten, die Felder voll  
von Städten, in denen Glied an Glied sich pfercht –  
hier ist Ruhe und Friede, hier werden diese bleiben!  
Die Gottessäulen der Gletscher und Alpen, die bis in  
die Wolken aufgerichtet, sie scheiden dies Stückchen  
Eiland von euch; hier läßt der Bergschooß keinen  
Raum für der Städte weithingedehte Wege, und der  
schäumende Wassersturz wälzt sich gebietend zwi-  
schen die Versucher!

Land der Wunder! Land der Freiheit, die zwischen dem Himmel und dem Gemüthe liegt!

Hier wird der Hirt weilen, der mit einem Blütenzweige seine Heerde von Fels zu Felsen treibt.

Hier wird der Fischer am Ufer des Sees sein Liedlein singen, wenn er das Netz – den „Segen,“ wie er es nennt – auswirft und wieder in Fülle an sich zieht.

Hier wird das Fleckchen besäeter Erde, abgezwungen dem weigernden Felsen, doppelt geliebt sein.

Hier wird die Menschheit kommen aus weiter Ferne, aus allen Theilen der wüst treibenden Welt, und in die fiebern den Busen beseligt Ruhe, Vergessen und Frieden athmen.

Hier wird sich vom himmelsvermälten Schneegefilde der milde Hauch senken in die sonnen erhitzten Thaltiefen, und es wird, wie Luft aus Eden, würzig strömen in die heiße, sich beschwichtigende Brust.

Hierher werden die Menschen im Feiertagskleide kommen und diese Berge als Altäre aufgerichtet erkennen – wenn nicht niedersinken, doch sicher das Haupt beugen und wieder zum alpengetragenen Himmel heben, wonnig schauernd vor dem unnennbar ewigen Geiste, der dies geschaffen!

Fast könnte man den Schuß bedauern, welcher in diesem Paradiesesfrieden fällt, wäre er nicht ein

donnernd Machtverkünden der Majestät, welche dem Menschen über dieses erhabene Reich gegeben!

Land der Wunder – was fehlt dir? – Korn, es wogt in den Thälern. Wo es der Höhe versagt ist, fließt die Milch, ragen die Masten der harz duftenden Nadelbäume, welche kein entzückter, verlangender Menschenarm zu umfassen vermag. Und selbst Stamm und Stein sind noch eine Welt von Gärten bunter Moose, die sich kräuseln, schlingen und wunderbar in Gehängen ziehen.

Steigen wir vom Himmel zur Erde. Zu aller höchst oben, selbst über dem Schneegefilde, kreisen und singen und rauschen noch die Vogelgeschlechter. Auf den kahlen Graten springt das Wild. Aus dem grünen Dickicht der Wälder strecken Rehe und Hirsche die sorgsam lugenden Köpfe, und sie legen sich zur Rast im tiefen Waldesschatten, am stürzenden Schaumbache, welcher im Thale gewaltige Mühlen treibt und segenbeladene Schiffe, gefällte Wälder zu den spiegelnden Seen und den Ufern trägt.

Selbst das Gestein ist werthvoller Marmor, der die Formen einer untergegangenen Welt aufbewahrt und zeigt. Und darunter, wohin keine Wurzel mehr sich streckt, in den Tiefen der Erde, lieget der Schatz . . . des Goldes?



Nein! Besseres als Gold! Leben in Gestalt von glänzenden Körnern – Salz, die Gabe des Himmels, um das Dasein zu erhalten, um den Körper zu bauen und zu leiten!

Ohne Gold kann sich die Menschenwelt bewegen, ohne Salz muß sie zu Grunde gehen; – hier ist das Salz des Lebens!

Land der Wunder! Läßt dies Alles sich malen? Läßt sich's in Worte drängen? Vergebens werden Farben und Töne, und Alles, was dem Menschen geiste zu Gebote steht, versuchen, das Kleinste der Dauer von Abend und Morgen, von Mittag und Wolken, von Sonnenschein und Gewitter wiederzugeben, wie sie über grünen Koppen und weißen Schneefeldern, über zackigen Felsen und spiegelnden Seen lagern und tosen, leuchten dämmern und dunkeln! Mein Auge wird feucht! – Wer's nicht gesehen, ist arm, und schwämme er in den ersinnlichsten Schätzen der . . .“

„Dummes Zeug!“ brummte eine Stimme. „Du wirst doch noch den Plunder vorwärts bringen!“ Die rauhe Stimme erhob sich plötzlich, als der junge Graf Egon Kühns diese Zeilen aus einem Papiere las, das vergilbt, in seinen Bügen morsch war, und das er auf dem Tische vor sich liegen hatte.

„Dummes Zeug!“ wiederholte, tiefer brummend, die rauhe Stimme des Arbeiters, und auf dem Steinge-

täfel der Vorhalle rollte und knirschte es, wie von einer schweren Truhe.

Diese war auch dort, und zwei Männer brachten sie eben zur Stelle.

Sie hatte lange in dem vergessenen Raume einer vernachlässigten Villa gestanden und der Sohn, welchem von der gräflichen Witwe und Mutter nun Rechte über diesen Theil ihres Besitzes eingeräumt wurden, begann zu forschen, zu durchstöbern, Rundschau zu halten, Pläne zu fassen und sich's einzurichten nach Bequemlichkeit und für die Zukunft.

Noch war die Schrift nicht ganz durchlesen, noch folgten Herzensergießungen über das Volk, über Reize der Tracht, Schwung der Glieder, Glanz der Augen, Wohllaut der Stimme und bewältigenden Eindruck des himmelhoch jauchzenden Gesanges von den Alpentriften, welcher über die stillen Seespiegel zieht und von den Wänden der Berge und Gletscher vielstimmig nachhallt, oder von den fernen Sennen aufgenommen, in fast märchenhaftem Zwiegesange wiederschallt!

Graf Egon heftete seine Augen starr auf das vor ihm liegende Papier; der tiefdunkle Glanz der Augen war von einer Feuchte verschönt, welche Mitgefühl milde über die brennenden Sterne der Seele breitet. Sein Kopf lag gestützt in beiden Händen, deren Arme

an den Seitenrändern des vergilbten, morschen Papiers sich auf den Tisch stemmten.

Er zog eine der beiden Hände wieder im Sinnen ab, und dabei glitten die Finger unwillkürlich an einen kalten Marmor. Die unvermuthete Berührung des, dem heißerregten Körper jetzt doppelt fremdartigen Steines, ließ ein sanftes, leises Zucken über das Gesicht flüchten, dann wendete sich dieses nach dem berührten Gegenstande.

Es war ein Kästchen aus Marmor, das neben dem jungen Manne auf dem Tische stand, jenes wunderbaren Marmors, der in bunten Farben, wie Morgenroth und sonniger Schnee, glänzt. Mit feiner, goldüberzogener Broncearbeit waren Ränder und Untergrund verschönt, mit einem Schloß nebst Drücker war der Deckel versehen.

Der Graf spannte seine Finger über letzteren – er griff in das geöffnete Marmorgefäß und hob ein Zweiglein einer dünnen Blume empor.

Von dem einen Stengel zweigten sich strahlenförmig feinere, dünnere ab, und an jedem Stengelchen glänzte, im milden rosigen Lichte, ein kurzer Kelch, der sich oben fünfzackig über den Rand breitete.

Alpenrosen!

Selbst das Alter, das für jetzt noch unbestimmte und unbestimmbare Alter, hatte ihnen im Lichte noch

nicht jenes Schimmern genommen, welches ihnen an einzelnen Stellchen und Körnchen, gleich glasigem Kies, eigen ist. Sie waren in ihrem marmornen Sarge, unzugänglich den Wandlungen der Außenwelt, wunderbar gut erhalten!

Der junge Graf hielt dies Zweiglein oder Büschlein, sagen wir einfach diese Alpenrose, denn das vielfach Aneinanderdrängen der einzelnen Blüten ersetzt das Hundertblatt der Blumenkönigin der Ebene und macht jene dem gleichen Schimmer dieser ebenbürtig.

Der junge Graf hielt die Alpenrose vor sich hin und betrachtete sie unverwandten Blickes.

„Arme Rose! arme Seele! Verbleicht und eingesargt, stumm und vergessen!“ sprach es in ihm. Er wendete sie, einen Augenblick nachher, leichtfertig zwischen den Fingern, wälzte den Stengel zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, daß sich die trockene Rose von allen Seiten zeigte, daß sie förmlich in der Luft quirlte. Und mit einem Zug der Ironie in den Mundwinkeln, einem helleren Leuchten in den Augen, sprach er weiter in sich:

„Hätt's dem alten Knaben nicht abgemerkt! Das Wort Ischl zeigt sich auf dem Kästchen, Marmor in Marmor gefügt. Alpenrose von Ischl, was mag dein Geheimniß sein? Wenn diese stummen Zeugen da sprechen könnten! Würden sie erzählen von einer

Gräfin, Baronin, die hier Genesung suchte und meinen Vater fand? Idyllisches Geständniß mitten in den Bergen . . . Blume, von dem Strauß am Busen genommen, oder gepflückt neben der glücklichen Stelle, wo Er in der schweigsamen Natur kniete? Der Schafberg und der Rigi, die Pyrenäen und der Gamskogel, sie kennen das, es ist überall die gleiche Geschichte!

Oder ist's ein Sträußchen aus Volkeshand? . . . Ein hochbusiges Dirndl auf der Alm?

Wer kann das wissen! Wer hätt's dem Alten zuge-  
traut! Er war mein Vater, und ich hätte eher Alles als  
Liebe mit Alpenrosen unter seiner ruhigen, verschlos-  
senen Brust gesucht!

Die Mutter fragen? Von ihr sind die Rosen nicht.  
Denn als ich deren erwähnte, war ihr erstes rasches  
Wort: „alter Plunder“, und nur daß ich klug zu etwas  
Anderem lenkte, hielt sie davon ab, etwa Papiere und  
Rose und all dies zu begehren und vermuthlich gar  
rasch ins Feuer zu expediren!

Wäre einer Forschung werth, diese Geschichte!  
Habe schon eine ganze Kiste mit alten Büchern und  
Rechnungen durchstöbert und nichts gefunden. Wie  
kam dies Marmorgefäß da hinein und in diesen seltsamen,  
vergessenen, ungehörigen Ort? Oder sollte die  
Rose verborgen bleiben? Es wird wahrscheinlich! Und  
vielleicht finde ich doch noch irgendwo Aufschlüsse,

ein Wort, ein Zeichen, ein Verborgenes – die Neugierde auf veraltete Liebesgeschichten, hat auch ihre Reize und Gründe!“

Ein Diener trat auf den weichen Teppichen geräuschlos ein: „Herr Graf sind von der Gräfin Gisela und der ganzen Gesellschaft erwartet!“

Nach kurzem Zögern sagte der junge Mann: „Ich komme!“ – Er faßte aber dabei sorgfältig das Papier, trug es zu einem Schrank, in den er es behutsam legte, holte und trug auch die Marmorbüchse nach, in die er die Rose wieder verbarg, schloß das Schließchen des Gefäßes ab, sperrte dann auch den Schrank, und nahm beide Schlüssel zu sich.

„Ah, Baron Humbert!“ rief er durch die offene Glashüre in ein helles Nebengemach, woher er eben eine Gestalt kommen sah.

„Du auch? Es ist gut, daß Du kommst. Ich will mich auf Naturstudien verlegen,“ sagte er lächelnd; „natürlich Todtes und Lebendiges in allen Abstufungen umfassend; von den Weichthieren und Mosen und Steinen, bis zu den Menschen und famosen Dirnen am Stein! Bist Du auch dabei?“

Baron Humbert lachte.

„Natürlich! Wozu sind wir in den Alpen?“ Sie gingen, ihre Arme ineinanderschlingend, fort. Ihre Stim-

men verschollen, ihre Tritte verhallten selbst leisest in der Ferne!

*Zweites Capitel.*

## **Ein schwerer Gang.**

Zwei Männer in der oberösterreichischen Bauerntracht, ein alter und ein junger, kamen aus dem Kirchlein des Dorfes Obertraun am Hallstädter See heraus.

Ihnen nach stieg, die wenigen Treppen von der Pforte des Kirchleins herab, ein gebeugtes Mütterchen. In den vor der Brust noch fromm verschlungenen Händen trug sie eine „Beten“, die Rosenkranzschnur, deren siebenmal sieben Kügelchen eine heimisch ländliche Hand kunstvoll geschnitzt. Die Zahl deutet die Vaterunser und Mariengrüße an, in welche ein kindlich frommes Herz all‘ seine Wünsche und Empfindungen legt.

Das Glöckchen im hölzernen Thurme klang noch seine Töne aus, und die Dreie bildeten bald eine wandernde Gruppe, auf dem morgensonnig beschienenen Wege, inmitten des duftigen Grüns.

Der junge Bursch schritt in der Mitte. Er war eine kräftige, in allen Gliedmaßen stramme, starke Figur.

Der freie, nur lose von einem ausgelegten Hemdkragen umzogene Hals, war von den Enden eines

rothen, mit einem Knopfe vorne geschlungenen Halstuches umflattert.

Die breite Brust war von dem schneeweißen Hemde umwölbt, welches ein grüner Quergurt, auf der Mitte der Brust, in zwei Felder theilte, wie ein Wappen. Dieses grüne Querband hatte Anschluß an den gleichen Längebändern, welche zu den Hüften und über die Schultern reichten, und von da, rechts und links, aus dem geöffneten „Spenser“, der kurzen landesüblichen Jacke, frisch, wenn auch nur halb, hervorlugten.

Der Spenser aus blauem Tuche schmiegte sich, selbst geöffnet noch, zierlich an die Formen des Oberkörpers und der Hüften. Weiße, großrunde Metallknöpfe blinkten auf dem Dunkelblau des Spensers, an den Brustseiten, und sie gaben, die weit ausgeschlagenen Ecken der Klappen festhaltend, dem Ganzen einen Anstrich der Zierlichkeit und freien Kühnheit.

Hellgelbe, hirschlederne Hosen, deren Näthen schwarze Umsäumungen folgten, umspannten stramm den Unterleib und die drallen Schenkel bis über dem Kniegelenke.

An der Seite des Schenkels, eine Spanne unter der Hüfte, befand sich ein, seine Mündung nach Oben kehrendes Täschchen, zierlich ausgenäht, aus welchem geschmückte Griffe, wie von Waffen, herausragten.



Aber sie waren nur die Hefte eines Eßgeräthes, das die Landleute blank und scharf, zu Schmaus und Bedarf, mit sich führen.

Wo die Beinkleider über dem Kniegelenke endeten, legte sich ein blühweißer Leinwandstreifen von einem Unterkleide heraus, wie ein wohlberechneter Rahmen, und er ließ wahrhaftig die gesunde Farbe der nackten Kniegelenke nur noch mannhafter erscheinen. Das Kniegelenk machte im Gehen seinen Muskel- und Knochenbau, seine Grübchen und Wölbungen, im Wechselwirken spielend, mannigfach hervortreten und verschwinden.

Unter diesem nackten Gelenke befand sich, in einigem Abstände, ein grüner, wollener, an die drallen Formen anschmiegender Strumpf, aus dessen Gefüge zierlich gestrickte Rundungen und Verschlingungen plastisch heraustraten.

Die Fußknöchel umspannte fest ein geschnürter schwarzlederner Schuh, dessen Riemchen am Riste sich durch fein messing geränderte Lückchen ein und auswand. Die mindestens fingerdicken Ränder der Sohlen waren rings von den Klammzähnen der Eisennägel umfaßt, welche diese Sohlen vor jedem spitzen Gestein sichern und sie gleichzeitig zum Klimmen und Aushalten, wie die Klauen eines Wildes, geschickt

machen. Jeder Tritt auf dem sandigen Boden zeichnete genau Form und Beschlag der Sohlen ab.

Die Augen des Burschen waren nicht breit geschlitzt, wölbten sich aber desto höher und ließen, in dem freien Weiß, den dunkelbraunen Augenstern desto tiefglänzender schimmern. Sie hatten einen Ausdruck, wie der des Hochwildes ist, das rings auf den Bergen haust, kühn und weich, glühend und feucht, wild und Mitgefühl heischend gleichzeitig.

Sein Mund war etwas dichter als gewöhnlich geschlossen, und die starken Lippen zeigten von festem Willen und Begehren. Der dunkle Schnurbart war aus den Lippen gestrichen und mit den Enden nach auswärts gerundet.

Was aber der Figur noch eine besondere Festlichkeit verlieh, das war der zierlich herausgeputzte spitze Hut mit kurzen, nicht stark nach abwärts gebogenen Rändern. An dessen Seite prangte der ganze Schild eines Spielhahnes, dessen tiefschwarz glänzende Federn wie die Köpfe des Doppelaares sich zweitheilig nach ein und der andern Seite im Bogen ausschwingen, und in deren Mitte die weiße Strebe-Feder sich emporhebt. Darunter war noch ein Gembart, im großen Halbkreise, um einen grünen Mittelpunkt, mit den feinsten Spitzen ausgebreitet, und noch nicht zu Ende mit dem Schmucke, kam nun erst, mehr nach vorne, ein

Blumenstrauß in den hellsten Farben, welche nur die Alpen liefern, blauer Enzian, goldige Primeln, glühende Alpenrosen und frisches Edelweiß!

Der alte Mann hatte einen langen Stock in Händen, seine Knie waren nicht mehr frei, sondern bis zu den Strümpfen von den wärmenden Beinkleidern umhüllt, an Stelle der kurzen Jacke war der verwahrende Rock getreten, dessen schmale grüne Schöße der leise Wind halb zum Spielzeug machte.

Aber auch auf seinem Hute prangte ein frischer Bergstrauß, und die Alte, welche neben ihrem rothen Rocke, ihrer blauen Schürze und ihrer „Gugl“ (kopfumhüllendes Tüchlein) nichts Besonderes hatte, trug zu der geschnitzten Betschnur auch ein, den andern Sträußlein ähnliches in Händen.

Ein Weilchen waren sie von der Kirche fort, den Weg nach der Hallstadt zu geschritten, wo die Bergkogel hart an dem See ragen. Kein Wörtchen ging von ihren Lippen, und das besorgteste Gesicht hatten die Alten.

„Die drüben sollen sehen, Vetter,“ sagte der Bursch endlich, und griff sich mit einer Hand nach dem Schnurbarte, „daß ich ein Kerl bin!“

Der Alte seufzte, das Mütterchen hob das gebeugte Haupt und sah ihn von seitwärts, wie verstohlen prüfend an.

„Selbst komm' ich, ganz von selbst und allein! Kein Mensch in der Welt hätt' mich bereden können! – So hoch geht kein Schuß, als ich mich verkletterte! Das hab ich als Wildschütz bewiesen. Und wenn ich im Gestein vergehen müßt', ich thät's, wenn ich einmal fest und mit anders will!“

„Aber,“ sagte der Alte und griff ihm wie zu sprechend und liebevoll an den Arm, „Du hast's besser überlegt. Und es ist recht brav, recht brav! Ich und mein Weib danken Dir's und sagen's vor allen Leuten. Bleib nur fein fest dabei; es kann ja nit gar so viel gefehlt sein!“

„Der Herrgott wird Dich beschützen!“ sagte die Alte.

„Es ist freilich zum zweiten Male,“ sagte der Bursch.

„Deserteur zum zweitenmal!“ Und dabei hielt er ein wenig trübe inne.

„Aber ich hab mir nit helfen können! Und wenn sie mir gesagt hätten, bei Lambach, wo man den ersten Berg erblickt, steht ein Jäger und schießt Dir mitten ins Herz hinein, ich hätt' gesagt: meinetwegen! Ich hab's nimmer und nimmer aushalten können! Wenn ich in der Caserne, auf meinem Strohlager geschlafen hab', da war's mir immer, als käm' Einer an mein Bett und thät sagen und winken: Komm, komm, draußen

rauscht der grüne Wald und der weiße Wasserfall!  
Und ich hab mich aufgehoben, ich hab mit den Händen an's Stroh gegriffen, und gespürt, daß es kein Waldstreu ist, und hab mich schwer, schwer, an der Wand vernüchtert. Wenn's an's Schießen gegangen ist, wenn die Recruten draußen mit dem Gewehr gelernt haben, da hätt' ich oft aufschreien mögen mit einem gewaltigen Juchezzer, wie wenn der Hirsch ‚troffen ist; – aber „bei Fuß!“ hat der Corporal gleich commandirt, und ich hab geschwind an's Herz greifen müssen, weil ich ‚glaubt hab, es springt mir schier auseinander! Die Kameraden haben gesagt, „traumhappet“ (träumerisch wirr) ist der Toni, „faul“ hat der Hauptmann g'sagt. Und wenn ich mich noch so gekränkt und noch so absinirt hab, meine starken Knochen und Glieder haben's aus gehalten! Kein Spitalknecht bin ich nit. Aber da drinnen, da drinnen“ – er deutete auf sein Herz – „das haben sie nit sehen können, da hat mir's weh gethan, nit zum Sagen!“

„Ja, aber desertiren!“ sagte der Alte vorwurfsvoll. Die Alte schüttelte zustimmend und wehmüthig das Haupt.

„Freilich, freilich, recht habt Ihr, Erlzauner Vetter! – Aber ich hab es hold gethan!“ fuhr er trotzig heraus. „Jetzt ist's geschehen, und ich hab' mir mit anders zu helfen gewußt! Geht es jetzt wie da will, ich erleid's,

ich ertrag's. Ihr habt mir so viel Gut's gethan – und ich hab's Euch versprochen!“

„Es ist ja anders keine Hilf' bei Gott und den Menschen!“ sagte die Alte, halb zischelnd aus den faltigen Lippen.

„Du kämst nie aus!“ warf der Alte ein.

„Nie aus?“ fuhr der Bursch plötzlich auf, und er stellte sich auf der Stelle wo er war. Er warf einen nahezu wilden Blick nach dem Alten; und auf den Lippen, welche rasch geröthet sich aufwarfen, schwebte es, als ob er noch jetzt, im Augenblicke des beschlossenen und in Ausführung begriffenen Ganges, sagen wollte: „Mögt Ihr's sehen? Ich kehre sogleich wieder um!“

Seine Finger zogen sich zur Faust ein. Rasch ergriff ihn der Alte und sagte besänftigend:

„Du mußt mich verstehn. Was hättest Du davon? Nochmal ,s Wildern! Kannst in Haus und Hof, bei Menschen sein? Kannst unser Kind, die Rosl haben und heirathen?“

Wie vom Blitz war der Wilde getroffen und verändert. Röthe überflog brennend sein Gesicht, und sie blaßte rasch wieder ab. Die geschlossene und etwas gehobene Hand sank, er hob sie dann wieder, stützte den Daumen in das grüne Querband über der Brust, und begann abermals vorwärts zu schreiten

Die Alten verständigten sich durch stumme, viel sagende Blicke und gingen sogleich rasch vor, als wäre nichts geschehen.

„Aber,“ sagte Toni wieder, „ein schweres Stückl‘ ist’s, und ich will’s aushalten. Und ich hab mich deretwegen geputzt, daß sie doch wieder einmal sehen, wie so ein echter Bursch aussieht! Und wenn man zum Tod geht, als Sünder, zieht man auch sein schönst’s Gewandl‘ an.“

„Aus ist’s!“ rief der Alte, und dieser Ausruf bedeutet nicht etwa wörtlich ein Ende, sondern nur ein Erstaunen da zu Lande. „Weib, höre!“

Auch dieses that den gleichen Ausruf.

„Aus ist’s!“ begann der Alte wieder, zu dem Burschen gewendet. „Was Du da red‘st! Ein Bißl‘ Ketten und fasten . . .“

„Laßt es gehen, Vetter Seph (Josef)“, warf der Bursch rasch ein, „das versteh ich besser. Todt bleib ich nit, und damit ist’s gut! Da dran will ich nit denken, und es aushalten bis aufs Blut, wie Christus am Kreuz!“

„Sagt der Rosl,“ begann er nach einer kurzen Weile, „daß ich sie recht, recht schön grüßen laß! Und sie verzeiht mir den Kummer, den ich ihr mach‘. Jetzt ist’s aus mit dem schön freien Wildschützenleben. Und ich kann nimmer, wie eh‘, zu ihrer Hütten heimlich kom-

men. Es ist schmerzhaftig hart! Aber ich hab' in der Kirchen gebet', recht um Festigkeit gebet'! Und mir ist's doch leichter jetzt. Grüßt mir die Rosl nur noch einmal recht. Ich spür's völlig, daß sie mit mir ist und bei mir bleibt in Treuen!“

„Das wollen wir Alles schon berichten,“ sagte die Alte tröstend.

„Und da – gebt ihr noch das Röserl da!“ sagte er und brach eine Alpenrose vom Strauße des Hutes, den er bald wieder aufsetzte.

„Und ich meine,“ fuhr er nach wenigen Schritten fort, „Ihr geht jetzt wieder heim und fahrt über'n See. Ich kenn' mein Weg und werd' ihn selber schon finden!“

„Aber . . .“ warf der Alte ein.

„Närrischer Kund', Herr Vetter!“ lachte Toni plötzlich wieder auf. „Als ob er mich bis zur Thür in die Stationscaserne führen könnt'! Wenn ich nit bis hin geh', mich bringt Keiner hin! Haben mich die Jäger aus'm Berg gebracht? Da, nochmals meine Hand und mein fest Wort drauf – ich ruck ein! Ich hab's auch dem Pfarrer versprochen. Da, Mutterl, bhüt Gott!“ Und er reichte die Hand. „Wir gehen noch mit Dir,“ sagte der Alte und strebte vorwärts.



„Nix da! Mich kommt's jetzt warm an. Mir wird's schwül im Herzen. Laßt mich nit viel reden. So ist's besser! Behüt Gott!“

Er reichte und drückte schnell die Hand, wendete sich, hob die Beine und begann davonzulaufen.

„Toni!“ rief die Alte.

Er blieb stehen. Er kehrte dann rasch nochmals um, und ging mit feuchten Augen zurück.

„O mein Gott! o mein Gott!“ sagte der Alte, und was er so lange in sich verhalten, all den Schmerz, die bange Besorgniß und Betrübniß über das Kommende, sie stiegen jetzt mit einem Male in ihm auf. Er ließ den Stock fallen und tastete mit beiden Händen nach dem Kopfe des Burschen.

Die Alte hing an seinem Halse, ehe er sich's versehen konnte, und schwere heiße Thränen fielen, in der Einsamkeit hier, in das grüne Gras, auf dem sie standen. Ihre Hände zitterten, ihre Kehlen schnürten sich, und ihre Lippen stammelten.

Der Bursch ließ sich wie unwillkürlich auf die Knie nieder, die Alten legten beide ihre faltigen Hände auf sein entblößtes Haupt.

Sie machte noch drei Kreuzlein über ihn und sich. Toni spürte ihren Finger an seiner Stirne, er faßte die Hand und küßte sie, sprang auf, bedeckte sich und lief, ohne eine Silbe zu sprechen, wieder davon.

Hundert Schritte vorwärts, bei einer Biegung, wendete er sich um, schwang den Hut, und ein Juchezzer, ein Aufschrei, als müßte seine Brust zerspringen und sein Riesenbau, nachdem alle Kraft erschöpft, zur Erde stürzen, ein solcher Riesenschrei, schrill und doch voll, durchschütterte die Luft!

Abschied.

Die Felsen schrieen ihn immer ferner und leiser mehrmals nach. Der Bursch war verschwunden.

*Drittes Capitel.*

## **Auf dem Balkon und in die Ferne.**

Der Balkon des Hotels in Ischl, das die reizendste Aus- und Rundschau bietet, war von einer kleinen Gesellschaft in Anspruch genommen, die sich nahezu häuslich darauf niedergelassen.

Das zierliche weiße Sonnendach aus Leinen, ließ seine rothgeränderten Zacken lustig im leisen Winde schaukeln, die Blumen am Rande und an den Seiten des Balkons, aus allerlei Vasen und Formen quellend, winkten und grüßten wie träumerisch. Die Senne lag über dem Thale, und hoch oben zogen, wie märchenhafte Gestalten, wechselnde Wolken über den unermeßlichen tiefblauen Horizont.

Ein hübscher Mädchenkopf, mit der Fülle schwarzer Locken, schien der Mittelpunkt der Gesellschaft zu sein. Der jungen Dame schien auch der Ehrenplatz der Gesellschaft eingeräumt. Ihr weitfaltiges weißes Kleid goß sich ringsumher so fein aus, so zart und duftig nahezu, als hätten Blüten und Mondenschein ein Gewebe gebildet!

Nach ihr, auf einem mehr zurückgerückten Sitze, befand sich auch eine Dame hier, deren brauner Kopf nicht uninteressant war. Sie stand bereits in den Jahren der Frau, und sie war dies auch; vielmehr noch, sie war schon Witwe. Wilhelmine von Herming's Gatte war Hauptmann gewesen, und sein früher Tod führte sie aus eigener Häuslichkeit in fremde, als Gesellschafterin zur jungen Gräfin Gisela von Wallsern.

Dieser zunächst stand Graf Kühns, in einem Anzuge dessen ländlich und städtisches Gemisch Sommer und Kurort erheischen und gleichzeitig verschulden.

Je nach der Völkereigenthümlichkeit erscheint nämlich der Städter, er ist in diesem Monate Schweizer, im nächsten vielleicht seegestählt erscheinender Nordseeländer, dann wieder in Italien buntgeschmückter Landessohn, aus dessen Farben er zur Milde und größern Einfachheit der oberösterreichischen Berge und Bergbewohner zurückkehrt..

Diesen Luxus und diese Abwechslung konnte Graf Egon ohne Beschwerlichkeit leisten oder ertragen. Und die graue Joppe, mit Grün verbrämt, kleidete ihm gut, gab seinem dunklen glänzenden Haare und seiner männlich sanften Gesichtsfärbung eine vorteilhafte Nachbarschaft. Wenn er über die Stirne den grauen Hut mit grünem Bande stülpte, aus welchem immer ein Alpensträußchen ragte, hatte er gleichzeitig etwas Gefälliges und Kühnes.

Sein Freund Humbert saß nachlässig, die weiß bekleideten Beine verschränkend, neben der Flanke der den Balkon bekränzenden Blumen, und spielte mit einem zarten Spazierstäbchen, das wenig zu den Mühen eines Alpensteigers paßte.

Neben Fräulein Gisela stand ein Tischchen mit einer heimischen blanken Marmorplatte, und darauf lagen lose Blumen in Unordnung. Nur in der Mitte des Tisches war ein freies Plätzchen, und darauf hatte sie begonnen, einige Blüten in eine sinnige Ordnung zu bringen, die Farben und Gestalten im wohlbeachteten Wechsel zu vereinigen.

„Ich finde, Sie schenken meiner Kunst zu wenig Aufmerksamkeit, Graf Egon,“ sagte Gräfin Gisela. „Ich muß, wenn eine Blüthe mir fehlt, auf den Markt senden und sie den Verkäuferinnen abnehmen. Sie glauben, Graf, nur das Trocknen, Pressen, Legen und

Gruppiren sei zu beachten. Jedoch ein Strauß soll eine stumme Geschichte sein. Jedes Blatt muß da sprechen, wie das Blatt eines Albums, oder einer Reisebeschreibung. Aber, um Gotteswillen, kein rother Bädeker in einer blauen oder andern Hand!“ setzte sie heiter, sich selbst corrigirend und ergänzend hinzu.

„Sie lassen mir nicht Recht widerfahren, liebenswürdige Gisela!“ sagte Egon. „So wie ich auf meinen Reisen das Handbuch verberge, um mir und den Leuten nicht jeden Moment des Genusses zu verderben, so verkleinere ich mir auch nicht die Natur. Ich theile sie nicht in Denkblättchen und Kräutchen und Steinmosaiktäfelchen ein, ich nehme sie ganz, wie sie ist! – Das ganze Ramsauergebirg, das Sie dort sehen, den Loser und den Dachstein,“ sagte er mit leichter, wie zum Scherze erhobener Stimme, „die sämmtlichen Hochgebirge, ich trage sie hier in meiner Brust! – Sie mögen da leichter ersteiglich und die Eisfelder mögen nicht so frostverbreitend sein; aber, ohne Scherz, ich gestehe es, was mir nicht da innen lebt, das lebt und ist für mich gar nicht! Ein Name, ein Bild vor meinen, selbst geschlossenen, Augen genügt. Was ich erst durch Zeichen und Merkmale mir in Erinnerung rufen muß, hat die rechte nicht!“

„So? Und die Bouquets, die ich ihnen gab, sind ebenso als überflüssig beseitigt?“ „O, sie sind wohl

verwahrt!“ sagte Egon galant. „Aber es bedarf ihrer nicht; jeder Moment, mit Ihnen verbracht, ist ohnehin unauslöschlich . . .“

„Denken Sie an die Worte, Egon! Ich nehme die Gesellschaft zu Zeugen, daß sie mir Rechenschaft über die einzelnen Bouquets, mit und ohne Glas und Rahmen, geben werden.“

„Gute Gisela!“ sagte Graf Kühns und drückte ihre zarten Finger, „sind Sie erst mein Frauchen, dann gebe ich Ihnen ohnehin Alles in Verwahrung. Es ist wahr, ich bin kein Ordnungsmensch, und müßte ich verwahren, Archive, Register, Cabinette anlegen, es brächte mich zur Verzweiflung! Ich habe noch mehr Bedenken gegen Erinnerungszeichen überhaupt erhalten. Ich fand . . .“

„Wie heißt jener Berg mit dem steil, wie plötzlich abgebrochenen kahlen Gestein oben?“ unterbrach Humbert unachtsam. „Dort links.“

„Das ist der Loser – er ist ein interessanter Nachbar von Aussee,“ antwortete Frau Herming.

„Sie wollten eben eine Geschichte erzählen,“ sagte wieder Gisela.

„Es ist besser, ich komme ein andermal darauf zurück, ich weiß selbst nur erst die Anfänge, oder eigentlich weiß ich nichts, als daß man an eine Geschichte denken wollte und sich eine Alpenrose dafür einlegte.“

„So? Das, will ich hoffen, wird wohl nicht das Neueste und Seltsamste dieses Abenteuers sein!“ bemerkte scherzend Humbert.

„Aber mir fehlen entschieden zu diesem Strauße Farren,“ sagte Gisela, „jene feinen reizenden Farren, als hätte sie eine Blumenmacherin der Stadt auf der Maschine gestrippt, gefaltet und ausgezackt. Dann fehlen mir auch frische Alpenrosen. Diese hier sind an den Rändern schon dunkel und weich, eingerollt.“

„Befehlen Sie frische?“ sagte die Gesellschafterin.

„Das ist ein Vorrecht, gute Frau von Herming, das mir gebührt!“ sagte Graf Egon.

„Für Blumen lassen Sie mich sorgen!“

„Wenn Gnädige befehlen, oder Du mich beauftragst, ich schleppe sofort einen ganzen Markt herbei!“ sagte Baron Humbert.

„Ich biete sämtliche Jungen Ischl's und der Umgebung auf, und wenn sie auch zur Hälfte ohne Beinkleider und mit mehr Beulen als nöthig aus den Gebirgen heimkehren – Ihr ganzes Boudoir voll Alpenrosen sollen Sie haben, gnädiges Fräulein!“

„Danke für Ihre Güte!“ sagte Gisela lächelnd.

„Aber ich mußte Egon doch das Vorrecht lassen, dieselben . . .“

„Zu bringen?“ warf dieser rasch ein.

„Nein – selbst zu brechen!“ ergänzte Gisela ihre Rede.

„O, daran soll's nicht fehlen!“

„Blumen, zu denen man sich tragen läßt, sind ausgeschlossen!“ sagte Gisela scherzend.

„Natürlich,“ sagte die Gesellschafterin. „Galante Ritterlichkeit und der Tragsessel eignen sich nicht gut für einander, passen gar nicht!“

„Ich hoffe jedoch, Gnädige,“ sagte Humbert, „Sie erlassen unserem Freunde jeden Berggipfel, bei dem man mehr als einmal den Hals brechen müßte!“

„Sie scherzen grausam!“ sagte Giesela.

„Derlei giebt es hier nicht,“ warf rasch Egon, zu Humbert gewendet, ein. „Da auf den kahlen Donnerkogelspitzen und auf den Eisfeldern des Dachsteines keine Blumen wachsen, bin ich vom Todtfallen, zum Schlusse einer ritterlichen Ballade, oder für pikante Zeitungs-Notizen aus den modernen Badeorten, dispensirt. Befehlen Sie, welches Gebirge Sie in Ihr Blumengedenkbuch einlegen wollen, und . . .“

„Gräfin!“ warf Humbert rasch in die Rede ein. „Ich möchte ihm wohl das unzugänglichste Gestein aussuchen, damit er doch etwas Rechtes vollbringe, und es nicht zu bequem habe, Ritterdienst zu spielen! Wie heißt jene scharfe Spitze dort tief rechts drinnen? Ist's nicht das Posthorn? Ich ließe mir dorthin von ihm



etwas hinauftragen, ja einen hier gebundenen Strauß dort auf eine Stange stecken, gerade auf das höchste Spitzchen – das müßte sich sehr artig ausnehmen!“

„Sie scherzen, Baron,“ sagte Gisela, „aber auf fremde Kosten. Wie wär’s, wenn . . .“ Auf ihren Lippen schwebte es, als ob sie von ihm diesen Ritterdienst zu begehren Lust hätte.

Aber rasch wendete Humbert das Gespräch. „Die Alpenblumen kommen ja auch in der Tiefe vor, wohin Wind und Regen ihre Sämlinge herab tragen. Es müßte doch ausgekundschaftet werden, ob hier nicht ein solcher Ort sei? Ich meinerseits, will’s für meinen Gebrauch mir reserviren.“ Mit scherzendem Tone hatte er somit seine Neigung bekannt, die Felsen möglichst in Ruhe zu lassen.

„Sehen Sie die reizende Beleuchtung dort drüben,“ sagte Frau Herming und wies auf den halbrunden Einschnitt zwischen den Katterspitzen.

„Ich gestehe,“ sagte Egon, „ich kenne selbst noch nicht die Züge und Namen der Gebirge da. Madame würden uns – vom Baron aus bin ich es wenigstens sicher – verbinden, wenn Sie uns die Namen ringsum nennen wollten.“

„Entschuldigen Sie, liebe Wilhelmina, wenn ich Sie unterbreche,“ nahm Gisela nun das Wort. „Gerade in der neuangekommenen Zeitung steht ein Artikel,

der die Aussicht von diesem Punkte schildert, und wir lesen ihn!“

„Sie lesen? Nicht wahr, Seelchen?“ sagte Egon in-  
nig.

Fräulein Gisela nahm das Blatt, das ihr Madame Herming eilig von einem Stuhle holte und überreichte. Sie überflog rasch Seite und Artikel, und griff aus der Mitte desselben heraus, indem sie mit wohltönender Stimme las:

„. . . eine riesige Smaragdschale wölbt und vertieft sich das von allen Seiten bergumkränzte grüne Thal. Ischl liegt als weiße Perle darin.

Hätte man Hingebung und Phantasie genug, sich es als das riesige, aus duftigen Kräutern und Blüten zusammengetragene Nest eines Vogels vorzustellen, der weiße aufragende Thurm in der Mitte vor uns, die hellblinkenden Häuser rechts und links, sie könnten den schlank emporgehaltenen Hals und die schützend gebreiteten Flügel darstellen. Die sich mehr zur Höhe wölbenden dunklen Felder weiter hinaus, mit ihren gesättigt grünen Saaten, sind wie duftige Riesenblätter am Rande.

Doch alle Bilder verlassen uns. Wie soll die bunte Welt dem einen Gleichnisse dienen? Ist's doch ohne Gleichen! Frei, fast inmitten des grünen Thales, den Wohnungen gegenüber, erhebt sich vom Grunde der

Siriuskogel, mit unvergleichlichem Tannengrün als wäre er ein frischer Strauß jeden Tag da festlich aufgestellt.

Aus der Tiefe des Thales rechts braust, von einem See kommend, die Traun herein, und windet sich, als wollte sie noch weilen und nach allen Seiten in Eile lauschig hinaussehen. Zwischen ihrem meergrünen bewegten Glanze schäumen und brausen die weißen Wellen, wie sie über Gestein hüpfen und sich wieder dem andern See zuwälzen, um ihm von der Herrlichkeit des Thales zu erzählen. Ihr Tosen und Rauschen ist wie ein Bewundern dessen, was sie gesehen, ein rastloses Aufschreien in seeliger Frische! Und dort, folgen wir dem Wege, woher sie kommt, hat sie nicht sich den Weg gebahnt durch jene Gasse der Gebirgshäupter, deren Fuß sie wohl bespült?

Es ist ein Ausblick zum Entzücken! Jedes Berghaupt in anderer Form und Farbe, märchenhaft, zurück tretend in den Himmel, bis in voller Breite das blendende Schneegefild des Dachsteines steht, aus dessen Weiß die rosig-blauen Felsenzacken, die Donnerkogel emporstreben und selbst den Himmel dieser Erde tragen und stützen!

Das Auge tritt fast geblendet wieder zurück, auf das, nach solchem Anblicke mehr irdisch erscheinende Gebirge des Thales. Rechts die malerisch schroffen

Wände des Ramsauerbergzuges, dann herwärts die beiden runden Kuppeln des Kattergebirges, und fer-  
nerhin, im Ende des Bogens, das steinerne Posthorn.

Aber noch sind die Reize nicht erschöpft. In dem Bogen, den wir beschreiben, fehlt die linke Hälfte. Da ragt, am äußersten Ende der Sehne, der Jainzen, dessen schorfiges Gestein neugierig durch jede Tannengruppe sich drängt, um in diese Welt zu sehen, die breite kantige Kottalpe, der Loser, als trüge er die Burgruine eines Gigantengeschlechtes, der Predigtstuhl, und dann nach einem Raume für den Himmel, gerade in der Mitte wieder, der Kolowrat, der Salzberg mit seiner tiefgrünen Schlucht, in welcher weiße Häuschen lugen, die Stätten der Emsigkeit, die aus dem Dunkel zum Lichte ringen!

Ueber allen Häuschen, die aus der Ferne so klein erscheinen, wölbt sich noch ein grüner Rasen, licht und lieblich grün wie ein Eiland; und hast Du ein gutes Auge, dann weilt es auf einer Alpenhütte mitten darin, der Rainfalz, eine Idylle, die in das Thal ragt, als sollte ihm nichts, nichts vom Alpen leben fehlen. Sie grüßt, sie sei begrüßt, mit ihrem grüßenden Frieden, in dieses lebensreiche Thal!“

Gisela schloß.

„Das schöne Thal wird doppelt reizend, wenn solche Lippen seine Namen und seine Reize ausspre-

chen!“ sagte Humbert galant, als wollte er nun den unritterlichen Fehler von vorhin vergessen machen.

„Wahrhaftig!“ sagte Egon, und heftete sein Auge auf den Salzberg, in der Richtung, wo die Alpenhütte stehend geschildert wurde. „Dort hoch oben ist’s, wie ein grauweißer, gerader Querstrich. Ich unterscheide mehr und mehr, ja es ist eine Alpenhütte!“

„Und sie steht gerade wie ein Mittelpunkt in der Gruppe dort. Sie kann die Aussicht des ganzen Thales die ihre nennen!“ sagte Frau von Herming.

„Wie heißt die Alpe?“ fragte Baron Humbert.

„Rainfalz!“ wiederholte die Vorige.

„Wir sind doch nicht am Rhein?“ Humbert.

„Dort oben, will’s mir scheinen, noch weniger!“ warf Egon ein.

„Es wird wohl von reiner Pfalz stammen,“ sagte Gisela und sah durch eine Lorgnette, die mit einer zierlichen Schmucknadel an ihrem Busen hing.

„Es kann auch von Rain, Rand, stammen, weil sie gerade am Rande liegt,“ sagte die Herming, mit einer Betonung, bei der man es nicht ganz verkennen konnte, daß sie diese Sprachforschung gewürdigt wissen möchte.

„Und Falz,“ fuhr sie fort, „das kann von Auerhahnfalz im Jägerausdrucke, oder von einem schönen Sitze

oder Orte herrühren, wie Pfalz über haupt einst bedeutete.“

„Ich bekenne mich ganz belehrt!“ sagte Graf Kühns gefällig.

„O, ich sah bereits wiederholt nach der Rainfalz-Alm und kannte sie!“ sagte Gisela.

„Aber, in Natur- und Sprachstudien, mein lieber Freund,“ wendete Sie sich zu Egon, „vergessen Sie nun ganz, wovon ursprünglich die Rede war. Meine Blumen genügen nicht zum Strauß, und ich brauche Alpenblumen!“

„Wir lassen uns auf die Rainfalz-Alm führen, dort giebt es welche, oder können sie nicht mehr ferne sein. Da unten geht gerade der Führer Petermichel, ich bestelle ihn für jede beliebige Stunde. He!“ rief er den kräftigen Führer sogleich an, welcher rasch in tiefer Demuth den Hut zog, und, vielmals sich verneigend, sofort zu dem Eingange des Hotels eilte.

„Ei, das ist nicht ritterlich!“ sagte Gisela.

„Ich bestehe auf meine Blumen, und sollte mir sie doch nicht selbst holen müssen?“

„Wenn meine Braut wünscht, habe ich bereits gehorcht!“ sagte Egon und machte mit der sanft geschlossenen Hand die Bewegungen, als würde er mit dem Degen salutiren.

„Für mich, oder für Sie, oder für uns gemeinsam . . . der nächste Strauß . . .“ sagte Gisela.

„Hat die Unterschrift,“ setzte Egon fort, „Rain - falz! Das Datum werde ich melden, sobald ich mit dem Führer unten das Fernere besprochen!“

Er eilte durch die Salonthüre zu dem Manne.

*Viertes Capitel.*

## **Vom Rosenkogel.**

Auf der Spitze des Rosenkogels, welcher, als fast aufragende Wand aus grauen Steinkolossen, nach dem Hallstädter See hinüber lugt, stand ein Mädchen.

Das graue Gestein unter ihr, das dunkle Grün des Tannenreisiges, welches diese Wand wie ein Diadem, zu Häupten, im Bogen umgrenzt und vom Himmel scheidet, ließ das Mädchen mit seinen hellen Kleiderfarben, rosa und weiß, aus der Höhe weithin sichtbar erscheinen. -

Neben dem Mädchen stand eine Ziege, welche, wie festgebannt und aus weißem Gestein gemeißelt, auf dem vordersten Rande mit ihren dünnen Füßchen sich stemmte und hinaussah auf die Bergeshäupter und auf den glatten Spiegel des Sees, tiefab, unten.

Jede Bewegung dieser hellen Gruppe mußte ein auch stundenweit Entfernter bemerken. Freilich mußte

er dazu das Auge eines Jägers, den hellen und scharfen Blick der Bewohner dieser Berge haben!

Der Rosenkogel scheidet zwei hohe Alpentriften von einander.

Bei der Seeseite fußt er auf einer grünen Terrasse, der Hüttenecker Alm, welche fast ein Dörfchen von Alpenhütten birgt, die in kurzen Entfernungen zerstreut liegen, und er ist da unzugänglich. Als Wand umgrenzt, umschattet, beschirmt er von dieser Seite die Hütten vor Stürmen, und schließt die Welt der Aelplerinen ab. An der entgegen gesetzten Seite seines Felsenleibes fußt er ebenso auf einer riesigen grünen Altane, der Rainfalz, und steigt auch da als graue, furchenweiche Steinwand empor. Aber, hier ist er nicht wie dort ganz unzugänglich, er beugt seinen Nacken nach einer Seite, wölbt ihn in den Wald herab und läßt zu seiner Höhe emporklimmen.

Rosen, Rosen, reiche Rosengärten bedecken den Weg!

Doch es giebt keinen Weg: Wer hier erklimmen mag, kann seine klammernden Hände mit dem duffigen Harze der Alpenrosensträucher umziehen, die diesem Bergeshaupte den Namen Rosenkogel verschafften.



Die Ziegen erklettern ihn und die geschicktesten Alpendirnen, wenn das Gras der nassen Tiefen versagt und von sonniger Höhe genommen werden muß.

Das Mädchen im hellen Sonnenscheine, hielt die Hand über die Augen, zwischen der Stirn und dem schwarzen Kopftuche, dessen Zipfel rückwärts, vom Hinterhaupte im Winde flatterten, und sah nach dem See hinüber, nach den Bergeshäuptern, welche diesen umkränzen. An einer bestimmten Stelle hoffte sie ein Zeichen, von der grünen Wölbung des „Sandlings“ sollte es schallen und hallen.

Mehrmals bereits hatte sie hinausgesehen und war wieder vom Flecke gegangen, ihre Sichel im hohen grünen Grase und Unterlaube beschäftigt. Die weiße Ziege, mit einem schwarzscheckigen Böcklein hinterher und neben ihr, wollte sich gerade mit Fleiß darauf verlegen, nur jene Gräser zu fressen und sich munden zu lassen, welche das Sennermädl gemäht, als ob sie besser wären, als jene, die sie selbst mit scharfem Zahne und geschickter Zunge vom Boden rauft.

„Geh Sternl’, geh – schau selbst dazu – glaubst, nur Du bist allein?“

Die Ziege ging daran, ihr gerade wieder von den Händen zu nehmen, was sie in das weiße große Leinenstück, das Grastuch, legen wollte. Sie machte eine abwehrende, erschreckende Bewegung, und das

schwarzweiße Böcklein, so klein wie aus einem Holzstücke geschnitzt, fing erschreckt und doch herzlich zu meckern an, mit dünnem Stimmchen, dabei seine schwarzweißen Beinchen nach allen Seiten auswerfend. So possierlich war dieser Schreck und Muth gleichzeitig, daß das Mädchen selbst zu lachen anfang.

„Geh, Sennerl‘, so hab ich’s ja nit g‘meint! Seh, da hast was!“

Und sie reichte dem Thierchen ein Büschelchen der saftigsten Kräuter hin, woran es schnupperte, ohne zu nehmen, bis die erfahrene weiße Ziegenmutter kam und rasch, mit ernstester Miene, das ihr nicht Vermeinte weggraufte.

„Ihr seid ein rechts Hallodri-Völkl‘!“ sagte das Mädchen, und ging wieder an seine Arbeit. -

Wer möchte im Gebirge nicht mit den Thieren Blicke tauschen, Wort und Ton wechseln, ihnen Liebesnamen geben, selbst Dinge sagen, die sie nicht zu begreifen vermögen? Sind sie doch das einzige durch warmes Herzblut verwandte Leben dem Menschen, wo er kein zweites, gleiches findet, fernab aller Wohnung, aller Hilfe, jedes Lächelns, jedes Mitleides!

Stehe selbst dem Wilde, das sein Bestes nicht freiwillig dem Menschen bietet, gegenüber im einsamen Walde, und sehe ihm in’s arglose Auge! Dem Jäger zittert das Rohr und das Herz, manch‘ stille Thräne kam

doch schon aus rauhester Brust, die hinterher meinte,  
sich schämen zu müssen und zu verschweigen.

Das Thier, erzogen und gepflegt, das sein Leid und  
seine Freuden dir sagt, traulich entgegenbringt, es ist  
ein Stück Deiner selbst – schäme Dich nicht, es ist das  
Werk des einen großen Geistes!

Ja – das dachte das Mädl im Grase nicht, aber es  
empfand herzliche Neigung zu seinen Thieren und  
war ihnen gut, recht gut! Ziege und Böcklein sprangen  
und graseten um sie, sie kam in eine Steinrinne immer  
tiefer hinab, wo in der feuchteren Enge Blätter und  
Halme dichter standen, und sie sang sich ein Liedlein  
dabei:

Wenn's im Frühjahr so schön aper wird,  
Und Laub und Gras sind geziert,  
Steig ich zur Alm hinauf,  
In die lustige Höh,  
Sperr mir mein Hüttl' auf,  
Bin frisch wie a Reh!

Ja ist denn nit a Freud,  
Bei schönster Frühlingszeit,  
Ja, wenn der Hirsch im Wald,  
So schön herumerwallt,  
Und die Vögerl stimmen ihre Liedl' an,  
Und ein Jedes ruft sein Gespan!

Ja auf der Alm ist's nur a Leben,  
Kann nix mehr Schöners geben,  
Und an aller Lieblichkeit  
Sich mein Herz erfreut,  
Ja wenn die junge Wachtel schreit –  
Da ist's a Freud', da ist's a Freud' –  
Da ist's schön!

Von unten auf klangen die Glocken der weidenden Herde, dumpf und heller, und mischten sich in den Gesang.

Plötzlich sah das Mädchen wieder auf und über sich an die Stämme und Kronen der Bäume. Sie maß den Schatten und die spielenden Lichter. Sie faßte sich rasch an einem Strauche und klomm mit ihrer Grasbürde empor.

Dann warf sie das Bündlein, aus der kleinen Kluft getreten, wieder zu Boden, und klomm rüstig hinauf zwischen die Tannen, in den Sonnenschein, zum freien blauen Himmel. Sie stand kaum erst und hielt den nackten frischen Arm und die Hand über den Augen, da war's ihr, als höre sie den gehofften Schrei. Ihre Sehnen spannten sich mehr, ihr Auge wuchs, ihre Brust hob sich, ihr ganzes Wesen lauschte.

Und plötzlich, als sie richtig vernommen zu haben glaubte, da faßte sie sich mit einer Hand an einem jun-

gen Tännlinge, bog sich mit dem ganzen Oberkörper fast über die graue Steinwand hinaus, und zog einen Schrei, einen Jauchzer, so tief aus hochgespannter Brust und gewölbter Kehle, den Kopf- und Brustton zugleich gebrauchend, daß schier alle Berggeister rings aufgefördert, den Alpenjauchzer weiter und weiter trugen, immer geisterhafter, geisterhafter in die Ferne verschwebend, verhauchend!

Sie band ihr weißes Halstuch von Nacken und Busen los – sie schwenkte es an einem Ende, daß das andere flatterte und wogte, wie eine wohlgeführte Fahne.

Die Ziege stand wieder neben ihr und streckte ihre Vorderbeinchen an die äußerste Kante hinaus, als müßte sie das letzte Endchen Felsen besitzen.

Von drüben kam es auch wie ein leiser, wiederholender, verhauchter Schrei herüber.

Das Mädchen bog sich nun mit dem ganzen Oberkörper zurück, erhob beide Arme und wölbte sie über den hochgespannten Busen, stellte dann die hochgehaltenen Hände und Finger zu beiden Seiten des Mundes wie ein Schallrohr, und wiederholte, wo möglich stärker, schrillender und doch voll Tonfülle, üppig tönender, den Schrei – ein, zweimal, und hielt ihn lange, lange, wie verhauchend und vergehend, aus!

Von drüben kam kein Schrei mehr.

Aber ein Schuß donnerte und Rauch stieg am selben Flecke auf.

„Jesus Maria und Josef!“ schrie das Mädchen und griff sich mit der einen Hand an das tieferschrockene Herz, das mächtig zu schlagen begann.

„Sollte er . . .!“ Ihre Sinne schwanden, ihre Augen versagten schier, sie hielt sich zitternd an einen Tannenaste, stand und sah starr vor sich in die Luft.

Das Böcklein begann an ihrer Schürze zu nagen und zu zerren, sie erwachte wie von einem bösen Traume, sie sah auf, – die Gegend rings und ferne war stiller.

Ein großer Geier flog in den Lüften, und ein Kreischen hörte sie von seiner rauhen und krächzenden Kehle.

Der freiere, vom Tuche enthüllte Nacken war tiefer geröthet, sie eilte den Felsenweg hinab.

Und als sie aus einer Lichtung trat, da grüßte sie plötzlich ein Jägerbursch, wohl zweihundert Schritte fern, mit bedeutsamem Lächeln und Hutschwenken.

Sie aber raffte ihr Grastuch von dem Orte, wo sie es liegen gelassen, schwang das Bündel auf ihr Haupt, und ging vorsichtig und rasch den zackigen, schroffen Weg vom Kogel hinab. Die Sonne vergoldete das weiße Tuch und die grünen hängenden Ranken, Gräser und Blätter. Ihr stützender Arm war hell rosig, ihr Gesicht

halb beschattet, und ihr Körper, ihre schwingenden Hüften im blaßrothen Rockzeuge und in kornblauer Schürze, zeichneten sich mild und lieblich im Sonnenscheine.

Fast in ihrem Schatten lief „Sternl“, die Ziege, und „Sennerl“, das Böcklein. Auf dem Wege, wo sie zur „Leiten“, dem freien Abhange, zur Weide hinaustrat, kam ihr gerade ein Mann entgegen, in der Tracht der Berge und einen Steig-Stock in der Hand.

„Grüß Dich Gott, Rosl!“

„Grüß Gott, Martl, auch so viel!“ -

„Hast kein Alräunl‘ g‘funden?“

„Ja, es hätt‘ Dir bald gleich g‘sehen, und da hab ich’s liegen lassen!“ war die rasche abweisende Antwort.

„Scherz‘ nur – bis ich das Gold hab‘, dann red‘st anders. Sieh‘ – da hast!“ und er warf ihr einen kleinen Stein vor die Füße, aus welchem gelbe Flimmern in der Sonne glänzten.

„Kenn’s schon!“ sagte Rosl, und ging mit dem Fuße darüber weg.

„Schreib‘ lieber das steigende Gerinn‘ gut auf, Wasserungshutmann! Die Brunnstuben oben ist eingebrochen.“

„Und mein Buch von der Leidensgeschichte der vertriebenen Glaubensbrüder?“ rief der Mann rasch und erschreckt.

„Ich weiß von nix!“ sagte Rosl.

Der Mann stieg eiligen Schrittes aus, empor zum Walde. Sie ging der Alpenhütte entgegen – die weidenden Rinder hoben die Köpfe, die großen feuchten, frommen Augen sahen in die ihren. – Die Köpfe wendeten sich nach ihr, als sie ging – die Heerdenglocken umläuteten sie, wie zum feierlichen Einzuge in ein Herrscherschloß – ihre kleine, kleine, einsame Alpenhütte.

*Fünftes Capitel.*

## **Gruben – Licht.**

Von dem Knechtshause, beim hochliegenden Salzbergwerke, läutete es, und zwar aus dem Thürmchen über dem Dache, Vesper und Schicht.

Acht Stunden hatten die Männer, die Bergknechte, gearbeitet in der Tiefe der Erde, in der Nacht, welche ihnen nur das Sternlein der ärmlichen Berglampe erhellt, und jetzt sollten sie hinaus, wieder in die freie Luft, in die Neige des Tages. Die Sonne, die ihnen ober dem Scheitel hell leuchtete, als sie ihren Choral am Stollen sangen und von Tag und Menschheit, vielleicht



vom Leben, Abschied nahmen, stand jetzt tief, am fernsten Berge, sah nur noch mit halbem rothen Auge über die Koppen. Die Thäler unten waren schon dunkler, oben, hier im Gebirge, war's noch heller, und sah man hinab auf die Nebel, die ober dem Grunde wie wallende Gewänder luftiger Gestalten flatterten und sich breiteten.

Das Rothgold der Sonne lagerte sich auf die Quadersteine eines gewölbten Einganges zu dem Inneren der Erde (wie die Bergleute sagen: eines Stollens) und machte den schwarzen Hintergrund, welchen schmal das Weiß des vordersten Bogens einrahmte, ganz eigenthümlich dämmern.

Auf einem Holzbänkchen, in diesem rothdämmerigen Grunde des Eingangsbogens saß, mit beiden Händen fest seinen Bergstock klammernd, und das Haupt auf einen der Vorderarme gestützt, Martin, der Berg- und Wasserungshutmann. Unter seinem dunklen spitzen Hute hingen sanft und weich die langen, grauschimmernden Haare herab. Sie umrahmten ein hageres, blasses, wie vom Leide gefurchtes Gesicht, und die Augen des Bergmannes hatten einen tiefsinnigen, wehmüthigen Ausdruck. Er saß wie versteinert, rührte sich nicht und horchte auf die Glockentöne, oder noch andere Laute. Das Abendlicht goß sich seltsam über seine Gestalt in diesem Rahmen.

Plötzlich hob er halb den Kopf, neigte ihn vor, und sah in die dunkle Mündung des Schachtes hinein. Er glaubte Tritte zu hören, Lichtlein flimmern zu sehen. Er hob sich bald ganz empor, setzte sich jedoch, wie in Unruhe, wieder auf die Bank und harrte. Einige Minuten dauerte es noch – auf die scharf geschnittenen Züge fiel eigenthümlich das Gelbroth der Sonne – mehrere Männer, mit der Grubenlampe in der Hand, allerlei Werkzeug über den Schultern, traten heraus.

„Glück auf!“ war ihr Gruß an den Mann im Lichte.

„Glück auf!“ erwiderte er. „Du Schmied, Du Rüster, Du Häuer, Ihr bleibet hier. Laßt den Truchenknecht und die Werkbuben heraus und vorbei - wir bleiben! Wir haben heute zu reden, heut' ist der Tag, und ich bin mit Allem versehen!“ -

Die Männer, von der Arbeit erschöpft, mit Erde und Gips an den Kleidern, den Hüten und Haaren gefärbt, die dunkel leuchtenden Augen aus dem Schachte gegen den untergehenden Tag gerichtet, sahen sich stumm und fragend an.

In demselben Augenblicke kamen die vorher bezeichneten anderen Arbeiter aus dem Stollen. Erste rückten an die Wände und ließen, indem sie das gebotene „Glückauf!“ erwiderten, jene vorbei, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

„Kommt, kommt!“ sagte Martin, faßte einen der Knechte an dem Rock und ging voraus in den Schlund hinein, welchen die verborgene Welt nach der offenen streckte. Der Erste bewegte sich nach, die Anderen folgten mit harten, schweren Tritten, welche theils auf Gesteingrund und Eisen schallten, theils auf dem feuchten Gestänge der für die Truhen gelegten Bahn, dem Gehöre verloren gingen. An den Wänden glitzerte es von hervortretenden und sinkenden Tropfen. Die dicken Holzblöcke geschälter Tannenstämme, welche wie Quadersteine aufeinander gestemmt und oben zum Bogenstützen gegeneinander gekeilt waren, blinkten schier unheimlich gelb, gleich nackten, siechen, triefenden Menschenleibern.

Die „Strennleitung“, die gehöhlten Tannenstämme, welche in ihrem Marke die Salzsohle fortrinnen lassen, lagen an der Seite, zuweilen mit mächtigen Eisenringen umspannt, wie todte oder niedergeworfene und gefesselte Riesenleiber. –

Die Männer schritten vor, bis der schmale Schacht endete und sich in ein ausgeweitetes Dunkel ergoß. Das war eine Salzkammer oder Salzstube, ein Saal aus schwarzer Erde, von dessen nun halb beleuchteter Wölbung rothe, weiße und blaue Gesteine blitzten und funkelten. Ach! all‘ der Glanz war keiner eines Edel-

steines, nur der, wie die Leute sagen, des „gemeinen Salzes“ – das Salz des Lebens.

Martl nahm die Lampe aus den Händen des Rüstlers, stellte sie auf ein aufragendes Erdhügelchen und sagte: „Hier!“ Er wischte sich den Schweiß von der heißen Stirne, während die Männer, sichtbar ein wenig angeschauert von dem kühlen Grunde, standen und harreten. –

Martl wies mit dem Finger wie zum Niederlassen, die Männer stellten die Lampen auf ähnliche Erdhügelchen in der Nähe, warfen ihre Werkzeuge, die sie getragen, auf die Erde, welche sie dumpf hallend empfing, und lagerten sich im Kreise um den Kameraden, den Bergmann.

„Werden wir nicht fehlen im Knechthause?“ sagte der Schmied. „Ich habe dem Geimel (Knecht für die Knechte) gesagt, Euer heißes Wasser für später zu bewahren, Ihr macht Ueber-Schicht.“

„Gut,“ sagte der Häuer, „das war vorsichtig und recht!“

„Wer von Euch hat auf dem Bauernhügel bei Gmunden gebetet? Wer hat dort in unserem Namen von den gefallenen evangelischen Glaubenshelden Beistand und Fürbitt im Himmel erbeten?“ \* -

„Ich!“ sagte der Bergschmied. „Ich bin an einem freien Tag zu Fuß hin- und in der Sternennacht wieder zurückgegangen.“

„Hast Du's mit dem festen Vertrauen, daß jede Sünd', die sie begangen, ihr eifriger Tod und ihre Reinigung im Himmel seit zweihundert Jahren, gelöscht hat, und sie selige Beständ' sind?“

„Das hab' ich!“ sagte der Schmied.

„Gut! Seid ihr Alle frommen Herzens, um zu vernehmen?“

„Ja, ja!“ tönte es von den Andern.

„Es steht in meinem Büchlein, auf dem Pergamente geschrieben, daß nur reine Hände, daß nur freie Gewissen, daß nur ruhige Seelen in die Schätze dieser Erde dringen, und die verborgenen fördern können!“

„Tobi,“ wendete er sich zum Häuer, „hast Du acht Metzen Korn im Jahre, kannst Du heirathen?“

„Nein!“ sagte der Häuer und seufzte.

„Mein Weib, will ich sagen: meine Dirn, ist krank zu Haus und kann nicht arbeiten; meine Kinder kann ich nicht mit meinem Namen nennen; und ich kann nicht vorwärts kommen zu dem Lohn mit den acht Metzen Korn! Ich hungere, um mein Stück Brod heimzubringen!“

„Ich möcht' auch ein Weib nehmen und heim gehen in die eigene Stube, wenn ich sechzehn Stunden

unter der Erde war! – In dem Knechthause immer auf dem Grat (Brettgerüste) und dem Strohsacke liegen, ist, der Heiland helf mir! hart und bitter!“ sagte der Rüster.

„Wenn ich ein Weib hätt‘, bekäm‘ ich für sie fünf Metzen Korn und für ein Kind halb so viel. Und wenn man dies Kornmehl auch von seinem eigenen Schmalze schmelzen muß, wenn man dies auch mit seiner Hände Arbeit bezahlen muß, man weiß doch wofür und warum! Mein Kind läuft dann auf die Straße und giebt im Sommer den Herren und Frauen ein Alpensträußl‘, ein Figürl‘, das ich geschnitzt, einen Herrgott, ein Rahml‘, ein Gemsl‘, das sie selbst gebastelt, und das Kind mit helllachenden Augen bringt mir dann die verdienten Kreuzer entgegen!“

„Kannst dazu kommen?“ frug Martl. „Ja, wenn ich alt und abgerackert bin! –

Und jedem Vormann wünsch‘ ich doch auch langes Leben und frische Gesundheit, um in alten Tagen doch zur Ruh zu kommen! Wir sind Brüder in gleichem Elend hier, von Kindheit auf, und können Einer dem Andern nix Böses wünschen!“

„Und ich,“ sagte der Schmied aus seiner kräftigen, breiten Brust, „ich hämmer und schlaf‘, ich steh‘ beim Feuer und leg‘ mich auch daneben schlafen. Mir ist‘s nit um heirathen und um Kinder. Aber Welt möcht‘

ich sehen! Am See möcht' ich spazieren gehen, auf den höchsten Stein möcht' ich steigen, und in den Himmel und in die Thäler schauen. In der Sonne möcht' ich liegen und unter den höchsten Tannen, die Vögel möcht' ich singen hören und die Juchezer von den Alpen, das Läuten und Schießen in den Bergen! In den Kohlen glimmt mir die ganze Welt, mit Allem was d'rin sich rührt, ich möcht' in's Freie, in's Freie!“

„Das ist's! glücklich sein, wollen wir Alle!“ sagte Martin.

„Wir sind nit die Ersten, die's gewollt. Und Andere waren glücklicher. Ich habe das Buch von mein Vater gekriegt, bevor er gestorben ist, und er hat mir gesagt: er hat's von seinem Vater. Und dem sein Vater war unter den Exulanten, unter den Berühmten, Verfolgten und Vertriebenen, die mit zwölftausend Mann, Weib und Kindern, aus dem Salzburgischen ausgewandert sind, in die weite, weite Welt, in die kalten Eisgegenden und an die großen Meergewässer und darüber hinaus, in die Welt!

Ja, die leidenden Helden haben das Gold gewußt, das hier liegt; aber ehe sie es auslieferten und aufzeigten an Feinde, haben sie's verschüttet, verschwiegen, und sind fortgezogen in's nackende Elend. Das vertraute mir mein Vater!

Hätte man sie geduldet und sie beten lassen nach ihrer frommen Weis<sup>e</sup> – sie hätten weltlicher und zeitlicher Herrschaft, um des Heilands Willen, ihr Eigenes und Bestes, ihren Fund, alle Schätze zur Verherrlichung gegeben! Man hat ihnen zuerst Schutz und Ruhe versprochen, wenn sie aufzeigen, daß sie nicht hergelaufen und Habenichtsgesindel sind. Sie haben jeden Balken des Hauses, dann jedes Stücklein von ihrem fahrenden Hab und Gut gewissenhaftest angegeben und aufschreiben lassen – das hat nur gedient um Steuer und Abgab' zu geben und immer wieder von Neuem und höher zu geben, bis sie blutarm und fast nackend waren!

Man hat ihnen dann, in der Noth, die Arbeit für die Andersgläubigen verwehrt; man hat ihnen das Reden mit denselben, wegen des Verführens, verboten; man hat sie in Kerker und Löcher gesteckt und gemartert; man hat sie in den Schnee, mit nackten Füßen auf die Eiszacken getrieben; und als sie über das Gebirg<sup>e</sup> aus dem lieben, lieben Daheim in die Fremde ziehen wollten, da sind sie von den erzbischöflichen Waffenknechten angefallen worden!

Und die haben ihnen die kleinen Kinder weggenommen! Und wenn sich die Väter das Haar gerauft, die Mütter die Brust mit den Nägeln zerrissen haben, da lachten die Knechte, und haben die Kinder über



den Kopf geschwungen und sind damit davongelaufen! Mein Ur-Ur-Ahnl war ein solches Kind und ist von einem Weib am See drüben aufgenommen und erzogen worden. Das Büchl' stammt von ihm, und meine Väter haben's als Schatz unter den Dachsparren und in Steinkellern verwahrt!“

Der alte Häuer hatte die Hände gefaltet, seine Augen schwammen in Nässe, und er bewegte leise die Lippen, als spräche er ein Gebet.

„Und, wo meinst Du,“ sagte der Rüter, „daß Gold im Gestein sein wird? Wo wär' der Schacht aufzuschlagen?“

„Auf dem Rudolfsthurm, oberhalb der Hallstadt, beim Hallstädter Salzwerk, liegen die alten Heiden begraben, und sie haben goldig Geschmeid' um Hals und Händ', auch Gewaffen mit Gold gehabt. Dort haben die Herren all' dieser Gebirge gewohnt, sie haben das Gold schon vor vielen hundert oder tausend Jahren gewußt, und ich mein', vor den Christen, die mit ihnen gekämpft und sie vertrieben haben, auch aus Rache und Haß verschwiegen!

Das Gold muß da sein in diesen Gebirgen und auch in den unsern.

Ja, es müssen gar viele, viele Schätze vergraben sein von den Bauern, welche sie im Glaubenskrieg verborgen haben; von den Exulanten, welche solche

heimliche Schätze über Berg und Thal, in den stillsten und finstersten Mitternächten, getragen haben zu Löchern und Höhlen, unter stürzende Wasser und Wasserriesen! Wer das Gebet der sieben Himmelsriegel wußt und kein Mankerl (Atom) eines Falsch und einer Sünd' an sich hätte, den würde, nach den sieben Bitten, das innere Licht wie eine Grubenfackel an die Stelle führen, und die Steine würden sich schieben, die ganzen Schätze würden sich aufthun und den Mann reich machen, wie einen Kaiser und König!“

„Und meinst Du,“ sagte der Schmied, „daß wir dazu kommen können?“

„Ich meine und glaube fest! Glauben müßt Ihr Alle, glauben, wie die Kindlein im Herzen, sonst könnt Ihr hier und jenseits nicht selig werden!

Drüben im Laufner Thal ist ein Steinloch, in das ein Mann kriechen kann; es ist das Höllenloch beim alten Höllenbauer hinter dem Kirchenweg. Der kann Euch davon mehr erzählen! Hinter dem schmalen, steinverrammten Eingang ist eine Höhle, weit und hoch und unabsehbar. Und da funkelt es manchmal auf, da werden Stimmen hörbar und Erscheinungen sichtbar. Gerippe liegen drin' von Menschen. Wenige waren je darinnen, und jetzt, seit vielen Jahren Keiner. Man wagt's nit leicht an dem verrufenen Ort. Wer aber sich einmal nicht fürchtet und ein gesegneter Mann

ist, der kann Schätze haben! Wer weiß noch, wohin die Höhle geht? Keiner hat's erforscht! Wißt Ihr, mit welchen Bergen und Gruben sie zusammenhängt, ob sich nicht ein versunkener Abbau findet? Alte verstorbene Bergleute erzählten: sie gehe meilenweit in's Unterirdische und in alle Schachte, bis weit über die Grenze!

Wir können die glücklichen Männer sein, wir können die vergrabenen Schätze der geflüchteten und zu Grunde gegangenen Glaubenshelden finden!“

„War der gemartete Andres Gapp unter Deiner Freundschaft?“ frug der Häuer.

„Ja, der war unter meiner Blutsverwandtschaft. Sie haben ihn an ein Roß gebunden und tagelang in glühendster Hitze barhäuptig geführt, ohne Bissen Brod, ohne Tropfen Wasser. Und wenn unter dem Stricke, mit dem sie ihm die Hand gebunden, das Blut herausgequollen, wenn das Fleisch von den wunden Füßen gehangen hat und sie ihn mit den Spießen vorwärts schoben, da hat er sich niedergeworfen und gerufen:

„Mein Herr und Gott, ich kann nicht mehr, hier vergehe ich!“

Da haben sie ihm gesagt, sein Weib und Kind werden gespießt und geköpft, wenn er nicht rechtzeitig vor's Ketzergericht komme! So ist er gegangen und ist wahnsinnig geworden, hat gebrüllt wie ein wildes

Thier, und hat sich das wunde Haupt an der Steinwand vom Gefängniß zerschmettert!“

„Und das Weib und das Kind?“ frug der Rüster, der wild angeregt aufstand, mit leuchtenden Blicken, und die Hände, wie verlangend, im Staunen und Entsetzen, von sich streckte.

„Das Weib und das Kind waren auf dem Schlosse, und da war ein schwarzbehängener Saal, und da drin stand ein niederer Richt-Block, daneben ein blankes Beil, und unten auf dem Boden war’s roth und naß ...“

Schritte hallten von außen, näher. Martin hielt plötzlich inne, und schon waren zwei Männer, der Steiger oder Aufseher, welcher die Arbeiter bewacht, und ein Bergwerkszögling in dem Raume.

„Was macht Ihr da, außer Eurer Schicht? Ist der alte Fabelhans wieder da und erzählt seine dummen Geschichten? Du wirst noch in Straf kommen! Halt‘ mir die Leut‘ nicht auf! Ihr sollt Alle schlafen, um für die nächste Schicht frisch zu sein. Auf und vorwärts in die Knechtstuben hinaus!“

Die Männer, ganz verschüchtert, wechselten die Farben und standen mit gehorsamer Geberde. Martin legte, wie von ohngefähr, den Finger an den Mund, hob die Augenlieder dabei, daß sein Auge in dem Lichte der Bergmannslampen flammend zuckte – er gebot Schweigen. Die Männer nahmen ihre Werkzeu-

ge und Lampen, der alte Häuer mit dem grauen Haare schritt gebeugt voran, Martin folgte mit seinen Bergstocke, und ihm schlossen sich die Andern an.

Lichter kamen Die Tropfen an den engen Wänden funkelten und glitzerten von den streifenden Lichtern wieder, wie Thränen und Edelgestein!

*Sechstes Capitel.*

## **Auf der Promenade.**

Unter den Bäumen der Promenade zu Ischl bewegte sich die buntgeputzte Menge. Die Sonne stand bereits hoch auf dem Himmelsgewölbe, welches wie eine unermeßliche Kuppel aus blauem Krystalle das schöne Thal von Ischl und seine gewaltigen Berge bedeckte. Die Strahlen der Sonne hatten das entgegengetragene Opfer des Morgenthaues selbst im tiefsten Thale schon verdampfen lassen, und sie fielen beinahe senkrecht auf die grünen Kronen der Bäume, auf die hellen Häuser und luftathmenden Fenster, welche die eine Seite der Promenade begränzen, auch auf die grüne geschäftige Traun, welche die Wurzeln der Bäume auf der andern Seite der Promenade umspielt und nähret.

Falter schlüpfen zwischen die Stämme und gaukelten. Wohl auf die runden Kuppeln der Bäume konnten die Strahlen der Sonne dringen; aber nicht

hindurch. Ein wunderbares Grün leuchtet und schattet deshalb über den von den Baumreihen zweifach eingefassten Weg. Die Zweige der lieblichen Platanen heben sich vom geraden Stamme in so schönem Bogenwinkel ab, steigen so sanft und breiten sich so fein und vielfach verästelnd zu den andern hinüber, daß sie mit ihrem zarten Geäder zusammen eine gothische Verschlingung und Wölbung über den Häuftern der Sitzenden und Wandelnden bilden!

Man begreift dabei, wie die Erbauer der Dome, von der Natur die Verschlingung und Verästelung ablauschten, wie sie im Steine poetisch-sinnig und ordnend nachzubauen suchten, was ihnen Hain und Wald in üppiger Fülle entgegentrug. Durchsichtig und durchsichtig –verzweigt, verschlingt, verästelt sich hier das ragende Geäder der Bäume, zu einem lang hingedehnten Dome, unter welchem Gestalten doppelt schön wandeln, und man sieht noch die fernsten Wölbungen so fein von dem Dämmerlichte durchbrochen, in die Luft sich zeichnen, wie ein gothisch Gefüge!

Zweierlei Kräfte waren wach, diese Natur mit Tönen zu erfüllen. Die wogenden Klänge der Musik, das Rauschen der grünen Traun, welche neben dem Wege sich hinschlingelt mit zahlreichen weißen Schaumwellen, gleich einem riesigen Schlinggewächse, aus welchem lichte Blütenbälle leuchten.

Zuweilen gleitet ein schwerer Trautfahrer, ein Schiff, mit Fracht beladen, den schäumigen Weg hinab, und die Wogen erheben ihr Rauschen noch stärker, die Menge sieht ihm nach!

Musik und Rauschen verstärkten sich jetzt bald gegenseitig, bald ließ letzteres die zarteren Töne der ersteren auf sinnigem Hintergrunde noch sanfter ertönen.

Die Menge saß, wandelte unter dem Laubdome, grüßte, einte und trennte sich in stetem Wechsel. Sie hatte lange der Sonne das Tagewerk überlassen, nun erst traten die Menschen hervor – im Morgenkleide den ersten Imbiß zu nehmen, die spät ermunterten Augen zu laben und – rasch zu ermüden.

Reizende Jugend mit frischen Gesichtern, frühes und späteres Alter mit aufdringlicher Kunst der Verjüngung, sie hatten ihre Vertretung hier.

Den echten Adel, welcher dem Titel die edle Seele, die feine Bescheidenheit vereint, sieht man. Das aufdringliche Emporgekommensein, das Streben dazu, das eitle Nichts selbstgefälligen Scheinens und Hervordrängens mangeln keineswegs und stoßen gerade so viel ab, als sie zu gewinnen vermeinen.

Gekrönte Häupter und mächtigen Thronen Nächststehende, das engverwandte Blut der Mächtigsten der Erde, wandelt nur mit den Ansprüchen, welche

der Geringste macht, und Geringste blähen sich im eitlen Pfauenprunke, mit den Forderungen der Mächtigen!

Es lächelt der kühne Börsenwitz, welcher gestern seinen Stammbaum in einen Courszettel gepflanzt, und dem er morgen, dürr und gebrochen, zu den halb nackten Füßen sinken kann.

Es geht ernst das greise Haupt, welches lebenslang gearbeitet, um dieses Genusses, wenn auch auf kurze Zeit, doch einmal theilhaftig zu werden!

Die Schminke prahlt, belügt sich und Andere; die frische wahre Schönheit blüht in Sittigkeit doppelt huldreich, mit halb gesenktem Blicke sich und Andere still beglückend. Die duftigen Haare wallen, die schmucken Kleider wogen – durch das Grün geht zuweilen ein sanftes Schauern, und die Musik klingt, der Strom rauschet darein!

An einem feingedeckten Tische, nahe der Erfrischungshalle, saß eine Gruppe, gebildet von einem Herrn und zwei Damen, welche letztere eifrig in einem Gespräche waren. Die Damen hatten die gegenseitigen Complimente und Höflichkeitsfragen oder Aeußerungen erschöpft, sie waren von dem Schaume zu dem Kerne eines Gespräches vorgedrungen.

Der Herr, eine alternde Gestalt, den Hut tief eingeschoben, saß theilnahmlos und ausdruckslos, mit



einem Stocke, auf welchem er die Hände stützte, zwischen den schlaffen Knieen, und starrte vor sich hin in das Nichts, oder auf die Traun hinaus, fast unbekümmert um Alle, die an ihm vorübergingen.

„Theure Freundin!“ sagte Gräfin Kühns, die Mutter Egon's. „Es ist mein sehnlichster Wunsch, welcher bald in Erfüllung geht! Gisela ist anmuthig, und versteht fein zu fesseln. Mit dieser Heirath schließt die Jugendepoche meines Kindes ab. Mein Sohn soll nicht mehr bloß von den Gütern leben, er soll gelten!“

„Gelten? Ja, ma chère comtesse, wie verstehen Sie das? Warum ist er nicht längst in die Armee getreten? Er könnte vielleicht schon Hauptmann, möglicherweise Major sein!“

„Nennen Excellenz dies gelten?“ frug piquirt die Gräfin und sah über die blassen, feingeschnittenen und nicht mehr jugendlichen Züge der Dame. „Mein Sinn geht höher! Ich halte Egon für viel zu gut, um lediglich auf der langsamen Stufenleiter des Avancements mühselig und in endloser Zeit empor zuklimmen.“

Die Dame grüßte sehr freundlich nach einem General, welcher, vorüberschreitend, die Hand an die Kappe gelegt hatte, ehe sie antwortete, oder antworten konnte. „Wenn ich dies zugeben mag,“ sagte sie mit einem Tone der Protektion und des Bewußtseins günsti-

gerer Stellung, da sie einer der mächtigsten Damen des Kaiserhauses nahe stand; „wenn ich dies zugeben mag, so erlaube ich mir doch, die Frage zu stellen, wodurch sich Graf Egon solche Aufmerksamkeit verdient hat?“

„Verdient? Gräfin Fürstenburg scherzen! Soll ich zur Annahme verleitet werden, Excellenz stehen einer Partei näher, als ich geglaubt, welche Hofstellen wie Arbeitslohn ertheilen mag? Was gilt denn der Adel? Was gilt die erhabene Tradition der alten Geschlechter, welche gekämpft und Dienste geleistet?“

„O, fürchten Sie nicht! Ich bin meiner eigenen Würde und Rechte mir nur zu wohl bewußt, und ließe sie so wenig gerne verringern, als Sie!“ sagte Gräfin Fürstenburg und fügte diesen etwas trocken gesprochenen Worten ein wohlgesetztes sanftes „meine liebe Gräfin!“ hinzu, ehe sie diesem Vordersatze den Nach- und Gegensatz der Rede folgen ließ.

„Aber,“ fuhr sie fort, indem sie wieder andern Wandelnden dankend grüßte, „sind die alten Geschlechter nicht so zahlreich, und können sie sich nicht gegenseitig mit solcher Würdigkeit messen, daß auch hierin eine Concurrrenz, sagen wir Wetteifer, oder Alentour, um jenes häßliche Wort der Zeit zu vermeiden, eintreten muß? Betrachten Sie die Damen und Herren alle, welche ich und Sie gleichzeitig in Gedanken haben, und sagen Sie, ob sie nicht noch zu ihrer

ererbten Würde auch das eigene Streben hinzugefügt? Es will mir scheinen, als ob der junge Graf Egon noch alle Vorzüge zu entwickeln hätte, welche . . .“

„O, ist Egon nicht einer der Männer feinsten Tourneure, gefälligster Manieren, welcher jedem Kleide die höchste Zierde verleihen würde?“ sagte Gräfin Kühns, im Gefühle der Mutter.

Die Musik war eben sehr heftig und arbeitete mit voller Instrumentalkraft. „Gewiß! gewiß! Ich habe selbst meiner hohen Herrin bereits einmal in der Hofoper die Persönlichkeit nennen müssen, welche in Ihrer Loge den Rangplatz einnahm. Ihr Herr Sohn saß dort, und seine Erscheinung ist allerdings werth, bemerkt zu werden.“

„Finden Sie das?“ frug Gräfin Kühns in freudiger Hast.

„Wie ich sage – sicherlich! Aber sollte Graf Egon Bemühungen gemacht haben, welche ich nicht kenne, oder der Hof nicht zu erfahren Gelegenheit hatte?“

„Gestatten Sie mir die Bemerkung,“ sagte Gräfin Kühns mit feinem Lächeln, und sah dabei auf die Spitze ihres Fächers, „daß auch wir, die Gesellschaft, die eigentliche Gesellschaft, Sie werden mich verstehen, Gräfin, gerade so wenig Gelegenheit hatten, von den Verdiensten, oder sagen wir Bemühungen, Kenntniß

zu erlangen, welche andere Herren, reich an Würden und Orden, für sich haben!“

Gräfin Fürstenburg warf die Lippe auf, nahm ein Krümchen Theebrod und schnellte es mit zierlicher, aber der Situation entsprechender Bewegung, den Sperlingen zu, welche zudringlich unter den Bäumen näher hüpfen. Die Sperlinge flatterten erschreckt empor, schwebten mit den eifrigen Flügelchen einige Sekunden ober dem Bröckchen, ließen sich dann nieder, haschten darnach, piepten im Balgen, endlich erfaßte es ein kühner Eindringling und flog, gefolgt von einigen Neidigen und Streitern, davon.

Da glücklicherweise Jene nicht sprach, an welcher das Antworten war, setzte Gräfin Kühns rasch hinzu:

„Hochverehrte Freundin! Sie wissen, es gelangen zu uns doch die Vorgänge, wie die Tropfen, welche durch den Grund sickern. Wenn ich mit Freuden anerkenne, was Sie in Ihrer bedeutenden Stellung vor mir voraus haben . . .“

Gräfin Fürstenburg nickte, halb dankend. „Ist's nicht Rossini, was sie spielen?“ sagte sie fein, und that, als höre sie mit halbem Ohre nach der Musik.

„. . . so, so,“ fuhr die Gräfin energisch fort, „will ich doch sagen, die Gesellschaft ist eingeweiht. Man erfährt, man hat seine Freunde. Und es ist wie es war

und bleiben muß: Protektion ist das erhabene Wort, welches von jeher Geltung hatte und haben soll!

Es ist ein Recht der Hochgestellten, daß sie sich näher bringen, Wen sie mögen, und daß sie durch ihren Willen und ihr Wort Jene emporheben, auf die sie ihren Glanz und den Theil ihres eigenen Werthes legen wollen!“

Die Gräfin betonte das Wollen etwas stärker, und beobachtete, ob ihr ein Eindruck des Verständnisses entgegenkomme.

Gräfin Fürstenburg schwieg, sie machte nur die Miene einer eifrig der Rede Horchenden, die noch nicht an den Schluß derselben glaubt.

Sie erkannte sehr wohl, daß die Gräfin die Worte bis zu einem Verlangen, oder einer Bitte zuspitzen werde; und sie wollte solche ganz abhalten, oder wenigstens voll aus gesprochen an sich gelangen lassen, ohne durch Entgegenkommen einen Theil des schuldvollen Erzeugens auf sich zu nehmen, oder es mildernd zu erleichtern.

Ein Erzherzog schritt mit der erzherzoglichen Gemahlin vorbei, Gräfin Fürstenburg erhob sich und neigte sich ehrfurchtsvollst, die ganze Tischgesellschaft erhob und neigte sich, die prinzlichen Gäste grüßten mit besonderer Huld nach der Hofdame.

„Sie sehen vortrefflich aus!“ sagte, nachdem sie vorübergeschritten waren, Gräfin Fürstenburg mit dem Tone der Vertraulichkeit, in dem man von den Nächstangehörigen spricht.

„O, die Luft hier!“ begann sie und suchte fein auf ein anderes Thema zu lenken. Der Gatte saß wieder, den Hut tiefer als nöthig gedrückt, den Stock zwischen den Beinen, welche auf einer Querleiste des Stuhles ruhten, sah regungslos vor sich hin, und trommelte leise mit den Fingern auf den elfenbeinernen Stockknopf.

„Gräfin!“ erhob jetzt mit inniger, bittender Stiweniger an sich zu halten, als sie wußte, wie sehr die günstige Gelegenheit benützt werden mußte. Witterung, Hofamt, Absicht oder Zufall konnten dem Zusammensein mit ihrer jetzigen Gesellschaft, eben so dem beabsichtigten Gespräche, für lange hinderlich werden. mme Gräfin Kühns. Der Anblick der Huld, welche in dem hohen Gruße gelegen und die Blicke der ganzen promenirenden Welt nach sich zog, hatten ihre Gefühle ganz erregt, und sie vermochte um so weniger an sich zu halten, als sie wußte, wie sehr die günstige Gelegenheit benützt werden mußte.

Witterung, Hofamt, Absicht oder Zufall konnten dem Zusammensein, mit ihrer jetzigen Gesellschaft,

eben so dem beabsichtigten Gespräche, für lange hinderlich werden.

„Gräfin! Wir kennen uns lange, und ich darf eine Bitte aussprechen! Ja, ich will Sie bitten! Verhelfen Sie meinem Sohne zu einer Stellung am Hofe, nahe den allerhöchsten Personen! Es ist der heißeste Wunsch meines Herzens, und er würde mich glücklich machen!“

Sie hatte im Eifer des Gespräches die Stimme zu laut erhoben. Sie bemerkte dies, nachdem sie geschlossen. Sie nahm rasch das Theelöffelchen und führte es mit leise zitternder Hand in die Tasse, in welcher ein längst erkalteter Rest sich befand.

Der gräfliche Gatte wendete sich um, schien etwas zu suchen, fand oder nahm nichts, rückte in seine frühere Stellung und legte wieder die Hände an den Stocknopf.

Gräfin Fürstenburg schien von dem überhitzten Eifer der Petentin Notiz zu nehmen, blickte, wie einigermaßen verlegen dadurch, um sich, und sagte endlich gelassen, leise:

„Halten Sie mich für so mächtig?“

„Ja! sicher!“ ereiferte sich rasch wieder die Angeredete, ehe Erstere das Wort weiter führen konnte.

„O, Sie irren, Gute! Was vermögen wir Frauen?“ sagte sie, mit einer eigenen Betonung auf das Wort

Frauen, welches Bewußtsein oder Triumph der Schwäche andeuten konnte.

„Alles, Alles!“

„Nicht doch, Gräfin, wo denken Sie hin! Wir können ein Gewichtlein mehr auf die Wagschale legen, die sich schon neigt, aber . . .“

„O! Graf Egon soll Staat machen, er soll der Würde, die ihm wird, durch Würde doppelt entsprechen! Er soll selbst einen kleinen glänzenden Hof halten; es soll der exquisiteste Aristokratismus ihn umgeben, wie man es in neuerer Zeit nur selten sieht! Ich klage mich an, versäumt zu haben; aber jetzt, jetzt will ich Alles aufwenden! Ich habe keinen andern Ehrgeiz, als ihn und nur ihn, das heißt in Macht, Ansehen und Einfluß, als vom altadeligen Geschlechte! Unsere Verhältnisse werden glänzend durch seine Braut, Gräfin Gisela ist eine der reichsten Erbinen, es fügt sich, wie ich es ersehnt, und ich bin entzückt von dem Gedanken, ein Hof am Hofe zu sein!“

„Gräfin!“ erwiderte die Fürstenburg. Es war weder Vorwurf noch Erstaunen, oder doch eines, wenn nicht beides in dem Ausrufe. Der Graf wendete sich wieder, rückte an einer Tasse, indem er über die Gesellschaft sah, um gleich wieder seine frühere Position einzunehmen.



Gräfin Kühns beachtete ihn nicht und sah nur auf die Lippen der Dame.

„Wer mag wohl jener Herr dort mit militärischer Haltung und dem Orden sein, welcher mit Fürst Thyani spricht?“ frugen diese Lippen ganz gelassen.

„Kennen sie denselben nicht?“

Gräfin Kühns bewegte nur verneinend das Haupt, und in ihren Blicken lag ein Bedauern, welches stumm ihre diplomatische Unwissenheit aussprach.

„Lassen Sie mich nicht ohne Trost und Aufmunterung von Ihnen gehen!“ sagte sie wieder mit Erregung.

„So ehrgeizig und so ungestüm, Freundin?“ sagte Gräfin Fürstenburg fein lächelnd.

„So ungestüm? Ich trage diesen Wunsch lange und sehnsüchtig in meiner Seele. Es ist ein Plan meines Lebens, an dem mein Herz hängt! Ich bin ehrgeizig, und weil ich es bin . . .“ Die Fürstenburg nahm ihre Lorgnette und sah wieder einer Frauengestalt, die vorüber wandelte, sorgfältig nach.

„..weil ich es bin,“ knüpfte die Sprecherin, welche ihre Blicke den andern nachfolgen ließ, wieder an, „so habe ich nicht die altgewohnten Wege eingeschlagen, und auf mühsames Vorwärtsrücken gerechnet, bei dem das Talent und die Schwungkraft meines Sohnes leiden konnten. Er hat Erziehung genossen, hat Welt gesehen und sich entfaltet, um mit einem kühnen

Sprunge sicher dorthin zu gelangen, wohin Andere, vielleicht, und ich sage vielleicht, nur im Alter gelangen!“

Die Musik trällerte eben an einem Flötensolo.

„Sehen Sie, diese geschmackvolle Toilette!“ sagte Gräfin Fürstenburg, wie mit hohem Interesse und vertraulich, indem sie die Dame wieder musterte, welche zu einem Tische in einiger Nähe zurückkam.

Gräfin Kühns, welche eine Antwort erwartet hatte, schloß die Lippen, wie pikirt, aber noch tröstete sie sich einen Augenblick und harrte auf ein Zeichen der Theilnahme, ein Wort der Hoffnung für ihre Wünsche. Ihre kräftige Büste wogte in Aufregung, ihr Gesicht war mehr geröthet als sonst, ihr Auge flammte mit ungewöhnlichem Feuer, in dem Antlitze, das die Spuren der vorgerückten Jahre trug.

Ein betreffter Hofdiener ging eiligen Schrittes den Weg neben der Promenade zurück.

„Die allerhöchsten Herrschaften kehren zurück,“ sagte die Fürstenburg.

„Die Stunde ist in der Hofansage bezeichnet und einer kleinen Fête vorbehalten. Ich sehe, auch Graf Harding erhebt sich dort. Mon chère Comte, es ist Zeit, daß wir uns erheben!“

Der Graf reckte sich von seiner festgehaltenen Gliederung auseinander und erhob sich. Gräfin Kühns

heftete ihre heißen Blicke auf das blasse, fein geschnittene, aber kalte Gesicht der Gräfin.

Diese reichte ihr zart die mit weißen Handschuhen umhüllten Fingerspitzen.

„Liebe Gräfin,“ sagte sie, indem Beide sich gegenseitig ceremoniell geneigt hielten, „ich bin verschwiegen und weiß Ihre Worte zu schätzen!“

Stumm verneigte sich die Rückbleibende, ihr Herz aber zuckte nach diesen Worten auf. Sie hatte sich anvertraut, hingegeben, sie hatte gehofft – und jetzt...!

O diese Worte! Wie klug und nichts bedeutend! Sie sah den Dahinwandelnden halb stehend, halb sich niederlassend nach. Ihre Pulse regten sich wieder heftiger, in ihr war Trotz, als Zusatz des Begehrens, geweckt – sie wollte Ziele erreichen – und jetzt setzte sie das „ich muß!“ an die Stelle des „ich kann!“

Dem rasch dahingleitenden Traunfahrer sahen ihre Blicke unwillkürlich nach.

*Siebentes Capitel.*

## **Eine Partie nach dem Salzbergwerke.**

Den Weg über die Traunbrücke, nach der Vorstadt Reiterndorf, durch welche sich dann Pfad und Straße weiter nach Perneck und dem Salzbergwerke schlängeln, wandelte eine Gesellschaft.

Wandelte? Schlechtgewählter und schlechtbezeichnender Ausdruck!

Aber auch an die Stelle des Wandeln ein Fahren oder Reiten gesetzt, oder damit verbunden, würde das Zutreffende nicht sagen. Ja nicht einmal das viel allgemeinere „Bewegen“ würde den Platz richtig behaupten. Denn bewegt man sich auf einem Wege, wenn man auf einer Art Tragbahre, einem durch zwei Stangen gehaltenen, von zwei Männern mit kräftigen Schultern und Armen getragenen Sessel sitzt und sich über den Weg so fortheben läßt?

Bei einem Theile der Gesellschaft, und zwar den Damen, war dies der Fall. Gräfin Gisela und ihre Gesellschafterin lagen oder saßen, oder schwebten hingegossen in den Lüften oberhalb der Erde. Ihre reichen Kleiderfalten verdeckten die festen Haltepunkte des Sessels, und hätte man nicht die stämmigen Träger voran und hinterher gesehen, man hätte an ein kleines Wunder des Schwebens in Erdennähe glauben mögen.

Neben den Sesseln schritten Baron Humbert und Graf Egon, in den Händen tragend die langen Bergstöcke mit gekrümmten Gemshörnchen am oberen Ende und einer scharfen Eisenspitze am unteren. Ganz voran der Karavane wandelte Petermichel, der Führer, mit einigen Männerplaid und Frauenbamis, im bunten Gewirre, über den Schultern.

Der Weg führt links an reizenden Villen empor, welche auf Hügelterrassen sich breiten und somit bereits von sanfter Höhe in das Thal zu ihren Füßen sehen.

Rechts, im Gegensatze zu diesem frischen Leben und Genusse, liegt der Kirchhof. Seine Mauern sind durchbrochen, und durch die breiten Bogenfenster und Gitter davor, sehen die Grabsteine, winken die schwarzen Denkmäler Derer, die gewesen in diesem Thale und zwischen diesen Bergen gewandelt, auch Mancher, welche diese Villen und alle Freuden genossen. Fromme Beter knieten an den Heiligensäulen, an dem Kapellchen und vor den Aussichten in den Garten des Todes! Die Gesellschaft, welche erst munter und voll Scherz gewesen, schwieg ein Weilchen; sie fühlte die Gegensätze, und Vielen vor ihr mag diese Mahnung im Taumel des Lebens, diese Dornhecke im Rosengarten, gleiche Wirkung gethan haben.

Als die Gesellschaft ein Stückchen weiter und nicht mehr unter der zwingenden Macht dieses Eindruckes war, sagte Humbert scherzend: „Ich glaube, unser Führer hat uns die schweren langen Stöcke gegeben, damit wir nicht so leichten Kaufes davon kommen und etwas zu tragen haben. Er weiß, daß wir nicht begierig sind, Entdeckungen auf den höchsten Graten zu machen!“

„Doch, doch, Baron! Denken Sie nicht, mein Album der Flora zu vermehren? So viel ich weiß, blühen wohl auf der Höhe des Bergwerkes noch keine seltsamen Blumen,“ sagte Gisela, „und Egon will doch seine Lorbern, oder besser seine Alpenrosen heute erwerben!“

„Mein Freund Egon hat doch nicht den Gedanken, heute Excursionen auf die schwindelndsten Höhen zu machen?“ sagte Humbert, mit einem Anfluge von Humor, welcher seine Aengstlichkeit vor Bergsteigen noch weit mehr erhöhte, als es in der That der Fall war.

„Wir wollen sehen!“ fiel Gisela rasch ein, ehe Egon antworten konnte.

„Antworte nur Du nicht!“ bat ihn Humbert. „Du bist fürchterlich, wenn Du die Klimm - Krankheit bekommst. Ich weiß das von andern Reisen. Du stehst hier unter Botmäßigkeit, und ich hoffe, das Fräulein schon milder zu stimmen!“

„Wir wollen vorläufig uns der Betrachtung dieser herrlichen Gegend ganz hingeben!“ sagte Gisela und hob sich dabei in ihrem Sitze, nach rückwärts sehend Wilhelmine im schwebenden Sessel suchend.

„Sie machen sich trefflich!“ rief sie dieser zu.

„Ich fühle mich einen Schmetterling,“ sagte Wilhelmine. „Ich möchte nur Flügel, um noch über diesen Sessel hinausschweben zu können!“

„Madame, Sie saßen so still versunken, so unverwandt vor sich sehend,“ sagte Egon, „daß ich wünschte, ein Führer möge nur ein wenig straucheln, um Sie zu mahnen oder zu wecken.“

„Zu wecken?“ sagte Wilhelmine.

„Ja, aus dem schönen Zauber!“ „Und ich wünsche mir auch Flügel,“ sagte scherzend Humbert, „meinetwegen auch nur zwei Flügel männer, wie diese da, und würde dadurch leichter emporkommen!“

Alle lachten.

„Sehen Sie den herrlichen, wilden Wald ober uns, der uns nun einschließt, wie jener eines Gewächshauses, den wir mit aller Sorgfalt und Symmetrie um uns geordnet. Es ist Alles wie in einem lebendig gewordenen Weihnachtskrippchen!“

„Wundervoll!“ riefen Wilhelmine und Humbert.

„Ich glaube, Du würdest Dich tragen lassen, wie eine Dame,“ sagte Kühns zu Humbert, „wenn Du Dich eben nicht vor diesen geniren möchtest!“

„Geniren?“ sagte Humbert herausfordernd.

„Meine Damen! Sollte eine von Ihnen des Sitzens müde werden, so bin ich bereit, Ihre Stelle mit Aufopferung zu vertreten, oder besser, Ihren Sitz zu versitzen!“

Gisela und die Andern lachten.

„Ich steige ab!“ rief Wilhelmine, auf den Scherz eingehend.

„Nicht doch!“ rief Graf Egon entgegen.

„Er ist im Stande, im Scherze zu sprechen und im Ernste zu handeln!“

„Ich möchte Sie sehen, Baron, gekauert in einem solchen Stuhl!“ rief Gisela.

„O, ich weiß etwas Besseres, Männlicheres!“ rief Egon.

„Ich möchte Freund Humbert sehen, wie er, an Stelle eines solchen Mannes da, zu tragen im Stande ist!“

„Wo denkst Du hin? Ich lasse meine Arme an der Stange! ich breche in der Mitte entzwei, wenn ich dies thue!“ rief in Angst Humbert. - - -

„Ich wette im Gegentheile, ich trage so gut, wie einer dieser Männer,“ sagte Graf Kühns mit kräftiger Stimme, und warf sich dabei männlich in die Brust.

„Gisela, erlauben Sie mir Ihre angenehme Bürde zu tragen!“

„O, ich wäre auf Baron Humbert gar zu neugierig!“ rief Gisela scherzend.

„Egon hat Vorrechte!“ rief dieser rasch abwehrend.

„Also, wir Beide!“ entgegnete ebenso rasch Egon.

„Ich bitte, ich widerspreche!“ rief Gisela. Ich kann nicht Beide zugleich sehen und verliere dadurch.“



„Ganz richtig!“ sekundirte Frau Herming.

„Einer der Herren nach dem Andern! Wer zuvor?“

Die Träger wandelten hiebei immer vorwärts, die ansteigende Höhe empor.

„Der Baron!“ scherzte und gebot Gisela.

„Halt!“ schrie Egon den Trägern zu.

„Nein - nein - nein!“ rollte der Baron rasch her vor.

„Nur auf Rädern! – Wenn der Sessel auf Rädern läuft; und dann nur unter einer Bedingung, abwärts!“

Die Träger standen unschlüssig und lächelten aus ihren rothbraunen Gesichtern.

„Nur vor, nur vor!“ kommandirte Humbert.

Die Träger schritten. Petermichel aber stand und lächelte aus seinem rauhhäutigen Gesichte noch immer.

„Jetzt zur Strafe!“ rief Egon. „Ich gehe keinen Schritt weiter, ehe Humbert trägt – ja mich trägt!“

„Hoho! Hoho!“ seufzte und bat dieser. „Ich bleibe schon beim ersten Antrage. – Ich nehme eine der Damen. So war’s gemeint!“

„Gut!“ rief Gisela.

„Also recht!“ rief Graf Kühns. „Nehmen Sie Madame Herming und ziehen Sie an mir vorbei; ich will von meinem Sessel genau betrachten!“

„Ach! ach!“ seufzte der Gezwungene.

Die Caravane hielt, die Sessel wurden auf den Boden gestellt, die Träger machten die Gurte los und harrten, wo der Baron anzufassen beliebigen werde. Dieser seufzte und wand sich, halb in Wahrheit, halb im Scherze, endlich verfügte er sich an die Stelle des Vordermannes.

Alle waren gespannt, Gisela hatte sich gewendet. Humbert legte mit Jammergeberden den Gurt über seinen zarten Leib und dünnen Rock, er fing in der Vorderfronte, nach vorwärts sehend, zu heben an, vergaß, daß ein Zweiter nicht hinter dem Sessel Gleiches vollbringe, und brachte Frau Herming dadurch in Gefahr, rückwärts zu fallen.

„Halt! halt!“ schrien erst Alle entsetzt, lachten aber bald.

„Im Tempo muß es gehen!“ sagte Petermichel, die Ordnung als Führer, nach Gebühr übernehmend.

„Euer Gnaden! Erst an! nachher auf!“ rief er belegend und die Commandoworte betonend.

„Also an!“ commandirte der Graf. Humbert stellte sich in Trägerpositur.

„Auf!“ rief Graf Egon.

Der Träger rückwärts hatte emporgehoben, Humbert konnte sein Werk nicht so rasch vollbringen, der Sessel neigte nun wieder stark nach vorne über.

„Ach!“ kreischte Madame Herming mit scharfer Stimme auf.

Alle lachten. Ehe die Gefährdete noch die Vermutung ganz hegen konnte überzustürzen, hatte Baron Humbert seine ganze Kraft zusammengenommen und hob die Last zur Höhe. Er stemmte seine Beine fest auseinander, wackelte einen Augenblick, dann hob er mit Anstrengung ein Bein nach dem andern, und vorwärts ging's – eins, zwei, drei, vier Schritte; beim fünften trat ihm der Schweiß über Gesicht und Stirne. Eine Anstrengung noch, sein Rock platzte an den Aermellöchern oben. Humbert seufzte und ließ rasch den Sessel nieder, daß dieser bedeutend in's Schwanken kam.

Madame Herming schrie mehr als dringend nöthig war und klammerte sich fest.

„Schlecht bestanden! Gut bestanden!“ riefen die Richter, sich widersprechend.

„So viel bekenne ich,“ sagte Humbert, „wenn es auf mich ankäme, Sie zum Salzwerke hinaufzubringen, würde ein ganz neuer Salzstock in dem Berge wachsen, bis es geschähe! Jedenfalls dürfte ich keine Aermel haben!“ und dabei wies er auf seine geplatzen Armhülsen.

„Nimm den Plaid um!“ rief der Graf, „der platzt gewiß nicht! Und jetzt gieb auf mich Acht! – Macht

Platz!“ rief er dem vordersten Träger bei Gisela zu.  
„Und Marsch! wenn ich commandire!“ Er stellte sich zurecht.

„An!“ rief er. „Auf!“

Leichtigkeit. Der Träger ging behaglich nebenher und dachte, wenn er es nur recht lange aushielte.

„Wir nehmen Sie schon in unsere Zunft auf!“ sagte Petermichel, schlau und scherzend. „Es kostet nur die Einstandszech!“

„Nicht zuviel! nicht zuviel!“ sagte Gisela besorgt.

Der mannhafte Graf schritt aber rüstig aus, und Humbert suchte vergebens durch allerlei Worte Madame Herming für das Erlittene ganz zufrieden zu stellen.

„Genug!“ rief jetzt Gisela befehlend, und der Graf setzte ab.

Sie faßte zierlich eine Alpenrose vom Strauße am Busen, zog sie empor und reichte sie zum Danke dem Grafen.

„Hier einen Austausch für die nächsten, die Sie mir bringen!“

Er küßte galant ihre Hand, lächelte, trocknete leicht mit dem weißen Tuche seine Stirne, und die Gesellschaft gelangte wieder vorwärts.

Wenn man aus dem Walde tritt, teuft sich zur Linken noch einmal das Thal zu einer smaragdnen Mul-

de ab, aus deren wunderliebem Grün hie und da weiße Häuschen glänzen. Dunkle Waldeshöhen umkränzen die Matten, welche Saaten tragen.

Rechts rauscht der Sulzbach, welchen die Rosawasserfälle von den Höhen senden, und der weiße Sandweg schlängelt sich lieblich im Grün dahin und empor. Das Wasser umwandelt dann vorneaus den Weg, bald links, bald rechts.

Endlich zeigt sich eine Brücke, ragende Felsen und Waldgelände wechseln an beiden Seiten, und auf der Höhe thronend zeigt sich schon das Berghaus. Immer näher brauset und toset es – von einem zerrissenen Felsen stürzend wallt, schäumt, stäubt einer der Rosafälle mächtig hinab!

Noch eine Strecke am Gelände, und nach einer Biegung zeigt sich ein zweiter schäumender Wasserfall und vereint sein Tosen mit dem andern. Gemeinsam rasen die Fluten hinab und drohen die Steinhemmnisse donnernd zu brechen! Aber diese stehen und wanken nicht.

Das pochende Menschenherz sendet sein Auge doppelt gerne zur geraden Auslade-Brücke der Arbeiter, die zu Häupten auf schlanken Holzsäulen ruht, welche gleich Triumphpforten die grüne Landschaft dahinter umsäumen und diese, wie eine Idylle, aus einem Rahmen ruhig mild entgegenblicken lassen!

Rechts steht aufragender Höhe das Knechthaus, links auf einem Felsen, zu welchem Treppen empor führen, das Haus des Bergschaffers.

Da werden die Spuren der Arbeit reicher. Aufgeschichtetes Holz, einzelne Hüttchen zu Werkgeräthen zeugen von der Arbeit. Eine Hütte steht dort, durch welche das Wasser toset und aus der es da in schmalen Streifen, dort in breiten Rinnen, bald senkrecht bald wagerecht, träufelt, schäumt, rieselt, in Stößen zuckt oder glatt fortschleicht. Das wilde Element ist bereits zur Arbeitskraft gezähmt und hat willig, wenn auch unmuthig, sein Werk zu verrichten und die gezeigten Wege zu gehen!

Die Arbeitswelt unter dem Sonnenlichte und in der finsternen Tiefe vereinigen sich – der Mensch ist der König derselben!

Und wie ein Bettler im ärmlichen Kittel stand hier ein Knecht des Bergwerkes, er grüßte mit dunklem Auge und sanfter Stimme höflich.

„Ist der Herr Schaffer oben, Martin?“ frug Petermichel. Der Angeredete lief empor, in der Richtung, wo Arbeitshütten stehen.

„Euer Gnaden müssen die andern Kleider anziehen!“ sagte Petermichel.

„Wie?“ sagte Gisela, „andere Kleider?“

„Ja, Sie bekommen weiße Grubengewänder, Bein-  
kleider, Röcke und runde Hüte!“ gab Graf Egon Aus-  
kunft.

„Das wird ein Maskenzug!“ rief Frau Herming.

„Ich bekomme einen ganzen Rock!“ rief Humbert  
im lustigen Tone. -

Die Gesellschaft hatte sich erhoben und sah auf die  
schäumenden Gewässer, die nach der Tiefe tosten, und  
nach den Schlinggewächsen und Moosen, welche hier,  
von glitzernden Tropfen noch mehr geschmückt, wie  
die Flora einer fremden tropischen Welt, Alles um-  
hüllten, umzogen, seltsam lieblich zierten.

Knechte kamen ab und zu. Es schien, als ob sie  
Lichter und Gewänder vorbereiteten.

Ein Mann in besserer Kleidung, dessen Haltung  
seine feinere Bildung und vorzügliche Stellung hier  
errathen ließ, kam des Weges herab.

Ihm nahe schritt Martin.

Als Letzterer der Gesellschaft entgegen trat, end-  
lich nahe zu Graf Kühns und ganz vor dessen Gesicht  
kam – blieb er plötzlich, wie gebannt, stehen, er sah  
ihm erstaunt und verwundert in's Antlitz – er sprach  
kein Wort!

Der Bergschaffer begrüßte die Gesellschaft.

*Achtes Capitel.*

## **Zur Rainfalz empor.**

Graf Egon hatte wiederholt Salzbergwerke gesehen. Er kannte ihre dunklen Kammern und Riesenstollen; er war auf ihren Rutschbäumen die vielen Klafter in die dunkle Tiefe abwärts ge gleitet, wie in einem banger Traume; er durchfuhr wiederholt auf den Karren, welche, bloß durch die Kraft der eigenen Schwere getrieben, auf der schiefen Bahn eilig vorwärts rollen, die engen Tunnels, und fühlte sich, fast wie Alle im gleichen Augenblicke, einen Kobold!

Gisela hatte nun einen vorzüglich von ihm aufgenommenen Gedanken, nämlich ihm das Einfahren in das Werk zu erlassen, und sie spornte Egon viel mehr, nicht ohne selbstsüchtigen Eifer an, die längst gewünschten Rosen von der Höhe zu holen!

Der halbe Weg war gethan; – oberhalb desselben, umhüllt vom bergenden Walde, lagen die Rainfalz und, darüber hinaus, die Spiegelwände des empor zu klimmenden Rosenkogels.

Dorthin sollte der Graf, um seine duftige, liebliche Beute zu holen.

Petermichel war der Gesellschaft entbehrlich. Bergleute versahen nun den Führerdienst im Salzwer-



ke, und heimwärts konnten die gemietheten Männer auch ohne Petermichel tragen und lenken.

Der Führer ward nun dem Grafen überlassen. Sie konnten Beide bis zur Abendzeit daheim, im Thale sein. Sollte ihnen selbst schon Abendroth und aufglänzender Mondenschein den Weg beleuchten – so wär's nur ein nicht unangenehmes Vermehren der Vorkommnisse.

Der Graf stieg vom Stollen, wo sich die Gesellschaft launig getrennt, weiter empor, den gelblich weißen Weg an den grünen Abhängen hinan, in deren steinklüftigen Tiefen das Wasser fortschäumt. Steiler beginnt der Pfad sich emporzustrecken, nach einer Weile kommt noch das letzte der Häuser in dieser Wildniß, dessen Weiß und kleine Fensterchen fast etwas Rührendes in der grünen Einsamkeit haben!

Es glaubt der Mensch sich nun ganz dem Walde und Berge, der wilden Natur, überlassen!

Da erblickt er nach einiger Zeit, auf dem Wege noch ein Zeichen seiner Menschenbrüder. Es ist eine Kapelle. Als Letzte, als Mittelglied zwischen Himmel und Erde, fast als Grenzzeichen zwischen beiden, steht sie da und wirkt auf das Gemüth, in dieser rauschenden, flüsternden, durch ihre stille Macht bewegenden Größe, mit Allgewalt!

Ist man ihr vorüber geschritten, so zieht sich der Weg wendend vor, an einem Berggelände, das wie eine Gallerie, noch einmal den Ausblick in die fernab unten liegende Welt, in die Schluchten und Züge der tieferen Berge gestattet, von denen einige sich streckende Häupter bereits unter uns liegen.

Dann verdecken bald Bäume und Windungen die Aussicht auf dem Wege – ein Brücklein überwölbt das rastlos rinnende Wasser, und man ist in der Nähe eines Schachtes.

Nun aber heißt es sich links in den Wald wenden, und dieser begrüßt uns sofort mit einem Felsen und seiner endlos emporführenden Stufenreihe.

In den Felsen mühselig gehauen, von Knüppeln und Wurzeln sorglich gebildet, ziehen sich, in Absätzen und Windungen, nun achthundert Stufen zur Höhe empor, zu dem grünen Ländchen und Fleckchen, auf dem die Alm steht!

Graf Egon stand, wischte sich den Schweiß von der Stirne und athmete aus breiter Brust tiefkräftig auf, als wollte er sie rüsten zum tüchtigen Werke.

Aber auch den würzigen, wohligen Waldesduft sog er vollends in sich, wie eine Quelle ewiger Kraft und stärkender Fülle!

„Ja,“ sagte Petermichel, „da macht’s ein wenigl’ grob!“ Und schier lag in seinem freundlichen Lächeln

eine Verschmitztheit, eine kleine schadenfreudige Bosheit, als sollten Stadtherren, selbst für ihr Geld, doch auch einmal zu einer tüchtigen Arbeit kommen und nicht nur in Gottes liebe Welt, welche ein Bergbewohner mit schweren Schuhen mühsam ersteigen muß, gar so behaglich hineinkommen!

„Geht es noch lange so fort?“ frug der Graf. „Na, so a hübsches Aichtl (Ausmaß) noch! Es könnt' Einer schon daweil einige Maaßl trinken!“ sagte er mit begehrllichem Blick. „Aber es ist der Müh' werth, Euer Gnaden! A Mensch (ein Frauenzimmer) ist oben, ein bildsauberes (bildhübsches) Dirndl!“

„So? Wie Eure saubern Dirndl schon sind! Ein bisl' kropfig, Ein bisl' knopfig, Ein bisl' zausig, Ein wenigl' grausig!“ rezitirte der Graf, in ganz geläufigem ländlichen Dialekte.

Petermichel lachte. Er war überrascht von der heimischen Art des Grafen. Er sah ihn so von der Seite an, wie Jemand eine Waare prüft, ob sie die rechte und richtige, oder nicht andere Maße und Farbe halte!

Petermichel, der Führer, war ein breitschulteriger, kräftiger Mann. Mit seiner behäbigen Figur, welche in der kurzen Jacke, den überall runden Beinkleidern, so stämmig sich abzeichnete; mit seinen derbknochigen Beinen, welche festspurig in den kurzen Bindschuhen standen, war er trotzdem doch so beweglich, wie ein

Junge. Fast hatten die Manieren des Kopfbewegens, des Schiebens der Hände in die Hosentaschen, und des abwechselnden Freimachens der einen oder der andern Hand, zur deutlicheren Begleitung der Worte, etwas von leichtfertiger Burschenhaftigkeit an sich. Das rauhe Gesicht hielt sich ruhig, aber die Augen bewegten sich rasch und rastlos, die Augenbrauen zuckten geberdig, und in seinen Mundwinkeln lag etwas von Schlaueit, über welche Selbstbeherrschung sich breitet.

„Schau, schau!“ sagte er. „Euer Gnaden sind ja da schon ganz einheimisch. Hätt's nit geglaubt! Aber das ist gescheid. Da werden Euer Gnaden noch mehr Vergnügen haben. Denn die Gespreizten und die so ausländisch reden, die können unsere Mädln mit leiden!“

„Ja, und was liegt daran?“ frug Egon, wie zurechtweisend.

„Na, gar nix eigentlich!“ sagte Petermichel, mit Verständniß einlenkend. „Aber, ich mein' hold! – denn, wissen Euer Gnaden, die Meisten, die ich führ, die fragen gleich um die Almdirndln, und da hab ich mir genau gemerkt, wo die hibschen und freundlichen sind!“

„So, Du weißt das so genau?“

„O, ich kenn' eine jede! Im Gmöös ist eine, die ist nit übel. Um den Nussensee herum, sind sie schiech

(häßlich). Auf dem vordern Sandling ist's nix, da wär auch nix zu machen. Auf dem hintern . . .“

„So, so?“ sagte Graf Egon, eigenthümlich angeregt, und sah ihm über das Gesicht, welches aber eine gewisse Ruhe und doch Heiterkeit bewahrte, als wäre der Sprecher des verborgenen Gehaltes seiner Rede nicht so recht eigentlich bewußt.

„Du führst also oft in die Almen?“ sagte der Graf, und sah ihm wieder fester in's Gesicht.

„Am liebsten in die Almen!“ sagte Petermichel mit Betonung, und schnalzte dabei mit einem Zeigefinger und Daumen. „Da ist's lustig! Ja, da kann der Mensch seine Freud' haben!“

„So, so?“ wiederholte der Graf. Er betrachtete die Worte des Führers im Innern, von allen Seiten, und wußte nicht was dessen Gemüth, was des Grafen eigener Sinn etwa in die Worte hinein legen und hineintragen mochte.

„Und was ist's da droben, wohin wir jetzt gehen?“ frug er.

Sie stiegen dabei immer die Stufen empor. Die Spitze des Griesbeiles (Bergstockes) klapperte auf den Marmor- und Granitstufen. Petermichel war hinter dem Grafen.

„Da droben ist ein feines Dirndl! Sie ist ein bisl' grantig (grollig) aber sauber (hübsch). Und ich mein',

wenn's nur Einer recht anpackt, so fängt er das Rothkröpfl!“

„Mit einem Rothkröpfl' (Rothkehlchen) vergleichst Du die Dirn'? Vielleicht ist sie gar rothköpfig?“

„Nein, das nit. Aber ein Haar hat sie, wie lauter Sonnengold, wenn's daraus scheint! Und sie ist schon der Müh' werth, daß es sich Einer heiß werden läßt!“

„Wie verstehst Du das?“ frug der Graf, einigermassen angewidert und erzürnt ob dieser Zutraulichkeit, die zwischen Offenheit und Dreistigkeit die Wahl ließ.

„Na, ich mein'!“ sagte Petermichel, ohne etwas hinzuzufügen. -

Er konnte dadurch eben so gut bäuerisch einfältig erscheinen, als in seinen schlaun Absichten beharrend.

„O, ich kenne euch, ihr Führer! Ihr sehet in Pfützen herrliche Seen und im Steinschutte romantische Gegenden. – Die Alpen sind bevölkert mit reizenden Dirndln. Abenteuer gibt's, wie auf einer Stadtstraße. – Nun, das bringt das Geschäft mit sich! – Weißt Du,“ sagte der Graf, „ich bin ein Sonntagskind, und ich kenne mehr als ein Anderer!“

„Meiner Seel!“ rief Petermichel und spreizte, zur Wahrheitsbegründung, die Finger einer Hand über die breite, fettige Brust. „Ich red' die Wahrheit. Sie ist mir das Haustöchterl, und nur verdungen; aber

guter Leut' Kind. Ist mir lieber, wie die Heimdirndln alle. Sie werden sehen, Euer Gnaden, das Dirndl ist g'schmackig! Na, und . . .“

„Ah!“ seufzte der Graf auf, stand auf einem Absatze im moosigen Grunde, holte tief Athem und trocknete den Schweiß. Rechtzeitig hatte er dem Führer zum Stocken der Rede verholfen, die ohnehin nicht deutlich fort wollte. Sie stiegen und stiegen wohl noch zweihundert Stufen empor, die über einem letzten Ausbau in die Spitzen des Salzwerkes, sich zur Höhe zogen. Noch immer war die Alpe unsichtbar, wenn auch nahe.

Die Abhänge und Kanten am Gesteine endeten, die Wandernden betraten breiter sich dehnenden Grund mit saftigem Grün – sie stiegen auf diesem Plane noch empor – sie standen auf der Rainfalz! Der Graf sah eine Hütte auf dem Wiesenplan sich erheben und den eingezäunten Grasplatz davor, einige hundert Schritte ferne noch.

Er aber war müde und im Schweiß, er warf einen Blick in das reizende, tiefunten, fernab liegende Thal, er ließ sich, tief aufseufzend, in das weiche und schwellende Grün, streckte sich, sah gerade in den blauen Himmel hinein und dann abwärts vor sich, hinab – nach Ischl hin – dessen Häuser sich wie im Puppenspiele dahin dehnten und zeichneten. Hügel, die

unten respektgebietend ragen, bestanden nicht; – nur sanfte Erhebungen und tieferes und leichteres Grün gab es, ein schlängelndes Bächlein anstatt der Traun, doch jene Runde, ringsum abschließender Bergreihen!

Er hätte hinunterjauchzen und hinuntergrüßen mögen!

Ach, vom unten gebietenden Thurme ein Zeichen, verschwände selbst hier und wäre kleinlich! Wie geringe ist das Menschenwerk, wie groß und erhaben die Natur!

Er stellte sich, nach einer kurzen Weile erfrischt empor, und hätte aus voller Brust den Berges jauchzer ausstoßen mögen, aber seine Kehle versagte den ungewohnten Dienst.

*Neuntes Capitel.*

## **Auf der Alpe.**

In demselben Augenblicke als Graf Kühns so gerne aus hochgehobener Brust hätte aufjauchzen und den Alpenruf in's Thal senden mögen, hörte er einen solchen, mit frischester Stimme, hell und laut, nicht ferne her ertönen. Dies brachte ihn von der unten liegenden Welt wieder zu dieser hier oben, die er erreicht hatte.

Er sah jetzt erst recht um sich und auf den blumenstrotzenden Alpenplan. Fast inmitten desselben stand



die Hütte. Und rings, im weitgestreckten Kreise stehen die gerade aufragenden Felsen des Rosenkogels, deren Grau und kantige Risse von dem schwellenden welligen Grün zu ihren Füßen, und der schlanken Tannen auf ihrem Scheitel, eindrucksvoll abstechen.

Diese einfriedenden und nach einer Seite schützenden Granitmauern, heißen die Spiegelwände, weil die Sonne an ihrem Gesteine glitzert und zittert! In ihrem Schooße, wie auf den Knien einer Riesin, liegt, im Grün gebettet, die Alm.

Egon mußte von seinem Standpunkte aus einige Schritte machen, um zu sehen, wer so volltönig gesungen.

Es war eine Frauenstimme. Und nur durch eine Wendung vermochte er den Eingang der Hütte zu erblicken. Dort, an derselben, saß ein Mädchen, auf einem Bänkchen, hart neben der niedern Alpenhüttentür, und hatte ein blankgescheuertes Butterfäßchen vor sich, mit dem sie beschäftigt war.

Die Hütte stand nicht ganz frei in der Wiese, sie war im weiten Kreise von einem Zaun, aus quer gelegten jungen Tannenstämmen, umfriedet. Kein Thürchen führte in diesen Zaun und über den Graspflanzen zur Hütte.

Man sah trotzdem einen Fußweg sich durch letzteren schlängeln; aber er ging von dem „Stiegl“ aus, dies

ist der landesübliche festgerammte Schemel, welcher zwischen dem Zaun durchgestreckt, hüben und drüben desselben ein Tritt- und Sprungbrett giebt, zum Uebersteigen und Ueberhüpfen. Dies schützt vor dem Eindringen aller weidenden und dahinjagenden Thiere.

Neben dem Stiegl', gestützt darauf mit einem, das nackte, sehnige Knie vorstreckenden Fuße, stand ein Jäger und lehnte mit dem Oberleibe an dem Zaune, um nach vorwärts mit der Dirne besser sprechen zu können. -

Sie war hübsch.

Petermichel hatte Recht. Blond haarig, aber so natürlich welligen Haares, daß dieses Blond gar eigenartig das frische Gesicht einrahmte; – blauäugig, die Lippen gut geschnitten, aber die Oberlippe etwas spitz aufgeworfen.

War sie heiter?

Ja; sie lächelte eben so gutmüthig nach dem Jäger hinüber. – Und doch . . . sie war's wieder nicht!

Jetzt überflog dagegen die Züge ein Ernst, welcher sie fast veränderte! Sie war ein Geschöpf, der Mühe vollends werth, gekannt zu sein!

Petermichel warf auf den von ihm Geführten solche prüfende rasche Blicke, als wollte er den Eindruck

genau erforschen, den die Almerin mache. Er sprach wohlweislich kein Wort.

Auch der Graf frug nicht. Er wußte, wer das Mädchen sei.

Den Jäger kennzeichnete sein Gewand und die Büchse sammt dem hohen Steigstocke, welche neben ihm, an den Zaun gelehnt waren.

Ueber die Alpenwiese fuhr jetzt ein niederer Schlitten, an welchem ein kurzhörniges braunweißes Rind mit eingejochtem Kopfe zog, und ein Bürschen, von beiläufig elf Jahren, ging leitend nebenher, von spitzem Hute bis zu den nacktgelassenen Knien und den dicksohligen Bundschuhen, in der Tracht der erwachsenen Männer.

Dies war Nickerl (Nikolaus) der Kleinmanner, wie die dienstthuenden Burschen heißen. Mit seinem Gefährte in der grünen Wiese und gegen die graue Felsenwand sich abzeichnend, bot er ein rechtes Alpenbild.

Er führte gefälltes, von Fels zu Fels gestürztes Holz aus dem Walde herzu. Er hatte seine Ladung bereits an einer Hüttenwand aufgeschichtet, und fuhr wieder über den grünen Plan zu dem Felsengrunde, wohin auch nur die kletternde Klaue und die Schlittenkufe, aber nicht Rad und Huf zu dringen vermochten.

Die beiden Ankömmlinge konnten nicht verstehen, was das Mädchen und der Jäger miteinander

sprachen. Aber die Almerin begann wieder, gerade als Egon störend hinzutreten wollte, zu singen:

Auf den Alpen droben  
Giebt's schöne Hütten oben,  
Da ist's ein lustig Leben,  
Da will ich sein!

Und in aller Früh  
Geh ich zum Wald dahin –  
Das allers Schönste Leben  
Ist hold a Senderin!

Das Mädchen jodelte nach den Worten und spann den Gesang noch lange fort, nachdem jene zu Ende waren. Sie jauchzte nicht mehr so hoch auf, aber melodirte lieblich fort.

Egon war stehen geblieben und flüsterte Petermichel zu, daß er bleibe. Sie ließen sich in das weiche Gras zur Seite nieder, in den blumigen duftigen Grund.

Handelte es sich zwischen dem Jäger und dem Mädchen um ein Spiel des Zeitvertreibes, oder lag in Beider Thun mehr Ernst?

Der Jäger erhob jetzt tändelnd seine Stimme und sang, halb kräftig, entgegenend auf den früheren Gesang:

Dirndl, Dir fehlt doch was,  
Du hast ja kein Mann!  
Hat Dich Dein Schatz verlassen,  
Geh, nimm mich dafür an!

Und juchheirassassa,  
Wann Du willst bin ich da,  
Mach's kurz und sag ja,  
Deßwegen bin ich da!

Heut ist der Tag dazu  
Daß ich recht schön Dir thu –  
Es kommt leicht die Zeit,  
Wo's mich gar nimmer g'freut!

„Meinst?!“ rief die Dirne und lachte. Bald aber hatte sie dafür einen andern Gesang:

Ich wünsch Dir viel Glück,  
Daß Dir besser thut geh'n –  
Für die Zeit, daß D' mich g'liebt hast  
Bedank ich mich schön!

Es hat mich mein alter Schatz  
Fein grüßen lassen  
Ich soll mit kein Andern  
Gar nimmer g'spaßen!

Der Jäger hielt ein Weilchen auf diese Abweisung inne. Sie schien ihn berührt zu haben. Aber er fand bald sein rechtes Wort wieder und er sang, sich rühmend:

Ich bin ein feiner Jäger,  
Hab' a Doppelbüchs,  
Nur a lebfrisches Dirndl,  
Sonst brauch ich nix!

Blauauget, blondkopfjet,  
Und a Röserl auf d' Wangen  
Und Du herztausiger Schatz  
Dich muß ich erlangen!

Hiezu stimmte er sanft seinen sehnsuchtsvollen und stolzen Jodler an, den er aber rasch abbrach!

Das ist die merkwürdige und holdselige Art dieser Sangweise, daß sie, wie das Lied des Vogels, ohne Worte, alle Stimmungen, wechselnd und doch deutlich auszudrücken vermag.

Und rasch erscholl es ihm für diese Ausdrücke  
entgegen:

Im Thal ist der Nebel,  
Auf der Alm ist's recht klar –  
Und was Du mir sagst,  
Ist ja Alles nit wahr!

Ein Feuerl, bald ,s brinnt,  
Ist ein Rauch dabei –  
Und gar zu viel Falschheit  
Ist bei Deiner Treu!

„So?“ sagte der Jäger. „Du trumpfst mich schön ab!  
Aber ich weiß ja warum. Du halt'st noch immer mit  
dem Wildschützen.

„O, mit dem ist's aus, und Du sollst Dich anders  
besinnen!“

„Warum?“ sagte die Almerin.

„Hast Du ihm epper das Schießen verleidet?“ –  
Darin stak ein Hohn.

„Geh,“ sagte sie halb scherzend, halb ernst, „Dich  
hat nur sein Liedl' so geärgert!“

Und sie neigte den Kopf schelmisch hin und her,  
und stimmte es sogleich an, wie frisch im Gedenken:

Und im grünen Wald  
Hab ich mein Aufenthalt,  
Da steht mir's Leben so frei,  
Ja, da bleib ich dabei!

Und daß ich auf's Wildpret hin  
Nimmer mehr schießen soll,  
Ei, daß's verboten ist,  
Das weiß ich wohl!

Es hat ja der Hirsch  
Gar selber g'lacht,  
Weil er sich versteckt  
Zu der Hirschin macht!

Er muß ja selbst dahin  
Verstohlen auf's Gassel gehn –  
Wenn ihn der Jäger sach,  
So schießt er'n gach!

Es hat's auch der Jägerbursch  
Zu mir gar selber g'sagt,  
Wie er die Haut beim Wirth  
Vertrunken hat!



Ist mit das Ding betrübt,  
Wenn man für d' Haut nix giebt  
Es stand mir oft was recht,  
Gehört's dem Jägersknecht!

Ei, mein liebes Jägerlein,  
Sperr Dir Dein Wildpret ein –  
Thu's in ein Trücherl ,nein,  
Nachher laß ich's Schießen sein!

Die Beiden im Grase mußten hell auflachen über die Schelmerei des Liedes. Der Jäger hätte sich vielleicht recht geärgert und es wäre Belauschenswerthes nachgefolgt, würden die Beiden, durch ihr Aufmerksam machen auf sich, nicht das weitere Verfolgen unterbrochen haben.

Egon erhob sich nun und trat hervor.

„Grüß Gott!“

„Grüß Gott!“ schallte es von beiden Seiten.

Egon sah dem Mädchen gleich recht ins Auge. – Es war nicht blau, es war grün, meeresgrün hell und tief – nein, doch – eine Wendung noch, der frühere Ausdruck war verschwunden – hell blau wie der lieblichste Sonnenhimmel sahen sie ihm, beide, milde entgegen.

Der Jäger pfiß, wie unwillig, seinem Hunde, um fortzugehen. Der „Waldmann“ kam aber nicht, er war

verschwunden und selbstpirschend in den Wald gelaufen. Der Jäger ging einige hundert Schritte vorwärts, den Hügel hinan und pfiß, bis in den Waldsaum hineingelangend, dem Hunde.

Das Mädchen war gleichzeitig aufgestanden und in die Hütte gegangen, um etwas zu suchen.

Petermichel wollte einleitende Ansprache Zaune und Stiegl halten. Fast in demselben Augenblicke ertönte ein grelles Schreien, wie von einem Kinde, und in der Nähe!

Die Augen wendeten sich nach der Richtung woher das Schreien gedrungen. Das Mädchen stürzte aus der Hütte! Sie erkannte die Stimme und sah auf die Ränder der Spiegelwände empor.

Dort, hoch oben, an einer Lichtung, stand Nickerl und schrie um Hülfe! Ober ihm schwebte ein großer Vogel mit ausgebreiteten Schwingen, und der Knabe schien etwas in Händen zu haben, das er wohl in der Angstverwirrung nicht losließ.

Der Vogel stieß nach dem Haupte des Knaben, (der das Nest mit den Jungen in der Hand hielt) und drohte ihm in die Augen zu hacken!

Das Mädchen stieß einen Schrei aus und sprang über das Stiegl am Zaun, wie der Blitz! Sie suchte mit den Augen den Jäger. Sie sah ihn nicht. In demselben Augenblicke gewahrte sie seinen Stutzen am Zaune

und Bergstock – sie erfaßte das Gewehr, spannte den Hahn, legte an – und eine Sekunde nachher krachte ein Schuß empor, nach der Höhe wo Nickerl stand und schrie!

Mit dem Aufblitzen des Zünders fast zugleich – ertönte ein grelles Kreischen des Vogels, er machte noch einen Aufflugsversuch – aber man sah ihn, mit schrägen Flügeln, im Bogen abfallen.

Die Männer standen erstaunt und gerührt zugleich. Das Mädgl ließ die Waffe sinken und es sah mit fliegenderm Busen, aber doch fest und unverwandt in die Höhe.

Nickerl nahm seinen Weg zurück, wohlbehalten, sogar mit seiner Beute – der Jäger kam aus dem Walde gelaufen. Ihm schien das Vorgefallene nicht recht. Er selbst wäre gerne, statt einer Dirne, auf die er sogar zu zürnen Recht hatte, der Thäter gewesen!

Das Gespräch war nun rasch im Gange, und Graf Egon überströmte von Aeufferungen seines Gefühles. Das Mädgl lehnte alles Lob ab. Sie meinte, das Schießen sei, da im Landl, Allen leicht, und hinter ihres Vaters Haus sei ein Schießstand.

Egon hätte dem Mädchen irgend ein Zeichen seines Beifalls, seines Lobes und seiner Anerkennung geben mögen! Ihn drängte es dazu, doch er besaß nichts. Da erinnerte er sich an seine Alpenrose. Er

nahm sie von seiner Brust, wo sie am Rocke stack und überreichte sie der Aelplerin.

„Wie heißt Du?“ fragte er recht zutraulich.

„Rosl!“ war die Antwort.

„Da gebührt Dir ja die Alpenrose!“

„Sie heißen mich ja auch Almrösl!“

„So? das trifft zu! So gebührt sie Dir!“

„Wenn’s nur nit von Dein Dirndl ist!“ sagte das Mädchen und sah ihn an.

Egon sagte erröthend „Nein!“ Er hatte – statt Alpenrosen hier zu holen – die einzige hier gelassen, die ihm gespendet ward!

*Zehntes Capitel.*

## **Drei Kreuzlein im Walde.**

Auf unwirthlichem, von rauhem Steingerölle überschüttetem Pfade im Walde, schritt Martin seinem Häuschen entgegen, welches im Goisern-Thale lag.

Mehrere Stunden bedurfte er, um von seiner Arbeitsstätte zu seinem heimathlichen Obdache zu gelangen, und stets nur nach mehrtägigen Arbeiten, meist nur einmal in der Woche, sah er sein trautes Dach, mit dem kleinen Schornstein wieder, ihm entgegenwinkend.

Er schritt, mit seinem fast ganz leeren Kost-Ranzen auf dem Rücken, vorwärts. Was der Beutel zu Anfang der Woche enthalten hatte, war aufgezehrt. Mehl, Brod, ein Näpfchen Fett, ein Büchlein Salz, sie waren, bis auf die Geräte, welche die Kostbarkeiten früher umschlossen, verschwunden. Fleisch kannte dieser Ranzen oder Beutel, welcher durch zwei Achselgurten auf dem Rücken gehalten wurde, nicht.

Ach, wenn der Träger jene kostbare Nahrung ein einziges Mal im Jahre, zum heiligsten Feiertage erlangte, war er ein glücklicher Mann!

Wie alle die Arbeiter in den Salzwerken, maß er sich auf Tage hinaus seine Nahrung knappest zu. Mit jedem Stückchen Brodes muß Rath gehalten werden, kein Löffelchen Mehl durfte er da oben im fernen Gebirge zu viel in das heiße Wasser rühren, ohne diese Ueppigkeit am nächsten Mahle zu büßen. Die Salzstäubchen waren das Einzige, was ihm die grabenden Hände, aus dem Staube, nothdürftig ersetzen konnten.

Und auch kein Bett hatte sein müder Leib während einer Arbeitswoche berührt. In dem langen, düstern Gemache des Knechtshauses streckte er sich auf dem Grate – dem hölzernen Lagergerüste – über einen Strohsack, welchen Bretter, rechts und links, von den Strohsäcken Anderer schieden.

Es war ein Festtag, an welchem er sein Haupt wieder auf ein weiches Kissen, in eigenen Wänden, legen sollte; wenn die erwachenden und sich öffnenden Augen auf seine weißgetünchte Wand, anstatt auf die rußige des Knechtshauses sehen sollten. Es war ein Hochgenuß seines Lebens, dieses erwachende Auge auf ein eigen Bildchen, Kreuzchen und Gedenkzeichen seiner Wohnstube werfen zu können!

Martin schritt langsam, aber mit jener Unverdrossenheit vorwärts, welche rastlos einem lieben Ziele entgegenträgt.

Und daheim hatte er alle die Büchelchen, Schriften, Aufzeichnungen längst Verstorbener, aus schweren Tagen und Zeiten, die sorgsam gewahrten Trost- und Hoffnungslieder, welche seinen ganzen Schatz ausmachten, seine Träume für die Zukunft bargen und nährten!

Diese Berge waren einst die Schauplätze der Reformationskämpfe. Das zerfallene Schloß bei Ischl, Wildenstein auf romantisch-lieblicher Höhe, war eine Zwingburg. Auf die Seen in den Bergen Oberösterreichs, oder des Salzkammergutes, fuhren die heimlichen Kirchengenossen und verrichteten ihre Andacht auf schwankendem Kahne, da ihnen der feste Grund unter den Füßen entzogen war!

An den Salzsudpfannen loderten andere Gluthen noch, als jene, welche das Holz des Waldes nährt. Und in die Tiefe der Erdhöhlen unter den Bergen, flüchteten sich Wort und Lehre, welche das Licht Gottes unter freiem Himmel scheuen mußten!

Das Dorf Goisern ist die stärkste protestantische Dorfgemeinde Oestreichs bis heute, und über das breite Thal dehnen sich die lichten freundlichen Häuser, deren Besitzer, von Geschlecht zu Geschlecht, den zu jener Zeit erfaßten Glauben in Drangsalen festhielten bis auf die heutigen Tage.

Martin's Familie war eine, welche Ueberlieferungen bewahrte. Von seinem Vater wurde er auferzogen, wie dieser es vom Altvater war, nämlich genährt, getröstet, erhoben mit Erinnerungen und Sagen, welche die glänzenden Eilande in dem Meere der eigenen düsteren Tage formten!

So hatte sich in Martin eine stille Schwärmerei, eine unendliche Sehnsucht herausgebildet, welche kräftige Geister erfaßt, wenn nicht das Licht des Wissens bis in die letzten Fäden ihres Denkgewebes leuchtet und klärt und ordnet.

Gut, bis auf die letzte Faser seines Herzens, vermochte er jedes Opfer für Andere zu bringen, war er voll Liebe und Milde und Treue! Des Glaubens Achtung, die er für sich still ersehnte, schenkte er allen

Anderen, und über die Lippe Martin's, welche nur von alten Leiden erzählte, kam kein Wort der Kränkung. Es ist ein himmlisch milder Einfluß dieser Berge und lachenden Thäler, daß mit gleichem Frieden sich die Genossen aller Kirchen umschließen und Jeder nur nach Recht und Treue frägt, wenn sich die Hände drücken und die Athemzüge nähern, aber nach nichts Weiterem.

Martl schritt seinem Häuschen entgegen und sann so nach seiner Weise. Manch' Bild alter vergangener Tage, von denen er gelesen, tauchte auf.

Die grünen Bäume standen regungslos in ruhiger Nachmittagsluft, fern ab rauschte ein Wasser und ließ sein Gemurmel, wie immer irgend ein Wassergerinn in diesen Bergen, hören.

Plötzlich blieb der vor sich sinnende und wandelnde Bergmann stehen. An einer Stelle, wo ein vorspringendes, von Tannen bewachsenes Felsstück den Weg an einer Kluft verengte, lag ein nacktgeshälter dünner Ast gerade querüber. Martl stand, sein Antlitz ward blaß und röthete sich bald wieder. Er sah um sich, er bückte sich und hob den geschälten Zweig, besah und prüfte ihn. Sollte er sich an diesem, ihm vertrauten Zeichen irren? Sollte es der Zufall, von unbewußten Händen hieher gebracht haben? Der Mann, der ihm



dies vertraute Zeichen machen konnte, war ja fort, über alle Berge und konnte nicht wieder kommen! . . .

Martin stand nicht lange mehr und sann nicht so zweifelnd fort. Er bog links um das Felsenstück ein, sah sich sorgfältig um, ob er unbewacht sei, und stieg empor, dorthin wo sich der Felsblock an den Bergabhang lehnte. Dann auf der Fläche des Felsens angelangt, schritt er auf dem weichen Moose und durch die breiten Büsche der Farren, welche wie in einem Ziergarten diese ragende Stelle wehend schmückten, zu der vordersten Riesentanne, deren Wurzeln sogar, durch die schwarze Bodendecke hindurch, sich außen an den kahlen Felsen fortzogen und ihn wie die knorrigen Finger einer Riesenhand umklammerten.

Martl's Auge flammte und zuckte! Er griff sich mit beiden Händen an die Schläfen und schob, im Schreck, den Hut nach rückwärts, daß Tropfen des Schweißes auf seiner geängstigsten Stirne frei heraus-traten.

Neben der Riesentanne stand der Stumpf einer abgehauenen alten, und auf dessen Ringfläche lagen, wie auf einem Tische, drei Kreuzchen aus Tannen zweiglein gebrochen. Das schwarze Zweigholz und zwei grüne Aestchen, welche gegenüberstehend von allen anderen übrig gelassen waren, bildeten die eigenthümlichen und, des Geheimnisses wegen, unverkennbaren

Kreuzlein, deren Enden gemeinsam von einem breiten Steine belastet und zur Sicherheit festgehalten waren.

Er sah und hob und wendete die Zeichen. Es war kein Irrthum möglich – der Einzige, der sie machen konnte, mußte wieder anwesend sein! Und „um Gotteswillen!“ rief es in dem Beschauer, „es geht um sein Leben! Verwettet er sein Leben?“

Da war nimmer der Weg zur heimathlichen Hütte einzuhalten – jetzt mußte ein anderer eingeschlagen werden! Er kehrte um, schritt wieder vom Felsen herab, zerbrach und zerriß die Kreuzlein, die Zeichen des Verständnisses, damit sie niemals zu Irrthum Anlaß geben könnten, und wollte einen andern Pfad, als den früheren suchen.

„Aber,“ sprach’s in ihm wieder, den Gesuchten bedenkend, „finde ich ihn jetzt? Gewiß nicht! Und ich müßte vielleicht die Nacht nutzlos in einer Streuhütte verbringen. Die Alten müssen etwas wissen, und wenn der Heimliche da ist, so hat er dort Zeichen gegeben, oder sich Nahrung verschafft. Sollte er auf der Alm?...

Nein, ich muß zuerst von den Alten erfahren, oder sie müssen alle Vorsicht haben – denn, heiliger Gott! jetzt spielt er mit dem Leib und dem Blute!“

Der alte Martl eilte hastigeren Schrittes als zuvor, auf dem schmalen Geröllwege vorwärts, dessen einsame Stille von keinem anderen Laute, als dem fernen

Wasserrauschen und zuweilen von dem Schrei eines Vogels unterbrochen wurde. Das Auge Martl's ging unstät, sein Gesicht war leidensblasser als zuvor, und in seinem Innern sang das Lied der frommen Schaa-ren vor Jahrhunderten, das der Bauer-Exulant Schait-berger in seinem Leid gedichtet:

„So muß ich heut' von meinem Haus,  
Die Kindl' muß ich lassen –  
Mein Gott es treibt mir Zähl' aus,  
Zu wandern fremde Straßen!

Herr, wie Du willst, so gieb mich drein,  
Bei Dir will ich verbleiben –  
Ich will mich gern dem Willen  
Dein Geduldig unterschreiben!“

Eine Stunde beinahe war Martl schon geschrit-ten, der Wald dehnte sich noch immer unabsehbar. Da kam plötzlich, bei einer Biegung, ihm der braune Hund des Jägers und wenige Schritte nachher dieser selbst entgegen.

„Ab,“ sagte Hies, der Jäger, „grüß Dich Gott!“ Halb im Scherze, halb drohend setzte er gleich hinzu: „Hast Du vielleicht das Reh geschossen, von dem gestern mein Hund die Läufl in der Rotherd-Kluft aufgespürt

hat? Oder hast Du vielleicht einen Braten davon in Deinem Kost-Ranzen?“

Martl hörte und seine Augen öffneten sich dabei stärker. Doch suchte er die Bewegung bei der Nachricht zu verbergen. Er verzog den Mund zu einem Lächeln und sagte, ehe der Jäger sich seinem Beutel nähern konnte, indem er ihm zugleich halb den Rücken willig entgegen wendete:

„Sieh, da hast ihn, besuch ihn selber. Und wenn Du gerad‘ ein Stück ein einigen Pfund hineinzulegen hast, ich trag‘s schon heim!“

Der Jäger kehrte sich nicht an‘ Lächeln. Mit einem scharfen Blicke hatte er den leeren Ranzen übersehen, dabei aber auch gleichzeitig das Auge über die Person gleiten lassen, als wollte er dieser ein Merks geben! Er sagte nicht höflich „bebüt Gott!“, sondern pfiß seinem abseits schnuppernden Hunde und marschirte rasch vorwärts.

„Bhüt Gott! bhüt Gott!“ rief ihm Martl, wie in freundlicher Sanftmuth und doch lächelnd zu. Er sah dem Jäger nach, that langsam wieder einige Schritte vor auf seinem Wege, wendete sich jedoch noch einmal und sah wieder zurück. Dann aber, als er sich ungesehen und unbeachtet glaubte, raffte er sich zusammen und schritt in Hast vorwärts, so rasch seine Beine tragen wollten!

*Elftes Capitel.*

## **Frohnleichnam am Hallstädter See.**

Glitzernd lag der Riesenspiegel des Hallstädter Sees im Sonnenschein eines wölkchenlosen Frühsommertages.

An den klaren Bergwänden von herrlichem Grün, zitterte förmlich der Sonnenschein, und die Lüfte flimmerten, wie der kräuselnde Spiegel des Sees. An den Ufern lag dieser tiefgrün, darüber hinaus aber war Glanz, Leben und Bewegung.

Kähne durchzogen ihn von allen Seiten. Vom Dörfchen Obertraun her, gleiteten die Nachen zahlreicher als sonst. Von dem Vorsprunge der Gosaumühle lösten sich die Fahrzeuge, wie Fische, welche einem Ziele zustreichen, und von dem untersten Ende des Ortes Steg, am Traunausflusse, regten sich die Ruderflossen heran, aus fast unabsehbarer, nebelhafter Ferne.

Die zitternden Streifen des bewegten Wassers, welche jedem Kahne nachspielen, oder welche dieser hinter sich läßt, wie die Spuren eines blinkenden, bebenden Elfensteges, kreuzten sich heute vielfach und flimmerten nicht zu Ende wie sonst, immer breiter und breiter sich entfaltend, bis zur Glätte und ver-

schwindenden Sichtbarkeit, so weit das stillbeseeligte Auge im Lichte reicht.

Und was war es, was heute die Kähne so rasch, so bunt, so zahlreich hiehergeführt?

Was war es, das sie die stillen Bilder des Himmels da unten, im See, und der nach jenem zweiten Himmel gegen ragenden Berge, zu verstören rief?

Von der Kirche oben klangen die Feerglocken, von den Felsenwänden klangen sie wieder, und dann hinaus über den Spiegel des Sees, welcher, mit seinen bunten Menschengruppen am Ufer – der Frohnleichnams-Feier harrte!

Die an die Felsenwände geklebten, weißgetünchten und holzbraunen Häuser Hallstadts, welche wie Schwalbennester kühn über einander hangen, gleich seltsamen Stufen übereinander stehen, bieten keinen Raum für eine Straße. Treppen durchziehen sie, Wasserstürze trennen und zerklüften sie; –reicht hier der eine Fuß des zwischen ihnen Wandelnden zum Dache, so hemmt den andern Fuß der letzte Stein der untersten Stufe, die zum nächsten Hause emporführt.

Nur dem See ist ein Stückchen Ufer abgerungen, auf dem sich wenige Häuser gerade strecken und eine Kirche steht.

Doch die Prozession, die heute geführt werden soll, sie kommt von einem andern Gotteshause, und dies

ist jenes dort auf der Höhe, mit der Ringmauer, aus welcher Kreuze und Grabsteine und das Bau-Denkmal frommen Sinnes seit Jahrhunderten hervorragen.

Was anderswo der geräumige Marktplatz und die schmucke Gasse ist, das bildet hier der See!

Die ragenden Bergwände des Saarsteines und des Krippensteines auf der einen, des Hierlats, des Zwölferkogels und des Salzberges auf der andern Seite, sie stehen heute als die prunkenden, geschmückten Mauern, um die Diener der festfeiernden Kirche, und zu umschließen.

Keines Tannenreisigs und keiner Blümchen bedarf es, wie anderswo, im trauten Döfchen; die gigantischen Berge sind, bis zu ihren kahlen Schroffen, geschmückt mit Grün, und die endlosen Wälder sind der Strauß, dem Feste und den Tage geweiht!

Von Ferne und Nähe strömen die Menschen herbei.

An jedem Fensterchen der an dem Salzberg empor-klimmenden Häuschen mit geschnitztem Gitterwerk, stehen duftende Blumensträuße, und die Menschen, welche aus den hohen Wegen und neben den scharfen Dachgiebeln frei heraustreten, harren eines rührenden, erhebenden und reizenden Festes.

Die zerstreut hausenden Mädchen der Pfarre, die Eingeborenen derselben, die nun irgendwo in den

Bergen oder selbst in meilenweit entfernten Dorfschaften leben, sie machen sich für heute frei und kommen herbei, um das alte, von Kindheit auf gewöhnte und unvergeßliche Fest zu feiern. Heute versammelt die Hallstadt, wie zu keiner andern Zeit im Jahre, die Ihren um sich, heute ist Fest- und Freudentag in der ärmsten, sonst freudenlosen Hütte.

Hat doch Jeder Theil an der Pracht und Lieblichkeit, welche zu sehen die Fremden, aus weitester Welt, selbst von jenseits der Meere, hieher pilgern, und wird doch Jeder, der Letzte selbst, der Genüsse und Reize seiner seltsamen, aber wunderlieblichen Heimath sich heute doppelt bewußt!

Ueber den See strich ein großer Kahn mit schweren Ruderschlägen, welche drei kräftige, mit Blumen auf den Hüten gezierte Gestalten, in das Wasser kerbten. Die Gesellschaft, welche sie führten, war zahlreich, sie bestand aus mehreren Damen und Herren, welche lachend und scherzend dem Spiele der Wellen, dem Treiben der Kähne, dem Perlen- und Diamanten - Stäuben der Ruder, der Pracht des Tages und der Landschaft ihre buntwechselnde Aufmerksamkeit schenkten.

Sie waren heute mit raschbespannten Kutschen von Ischl gekommen. Bis zur Gosaumühle führt der Landweg. Von dort ab, läßt die grüne Seefluth nur den



Kahn in den Kreis der Berge dringen, und die Gesellschaft gleitete nun auf der ein Stündchen währenden Wasserfahrt heran, um das liebliche Fest zu sehen und sich daran zu weiden.

Kosend und scherzend wie sie, waren Hunderte da, am Ufer in den kleinen Gärten und lustigen Zierlauben der Gasthäuser, welche ihre Grundmauern im See baden, auf schwankenden Fahrzeugen, rings um die ragende Kirche mit den Rundmauern, von denen die herrlichste Aussicht, und harrend auf jenen Treppenabsätzen, welche die Gehwege zwischen den Häusern, auf dem Berge, von selbst bilden!

„Der Himmel ist dem Tage günstig!“ sagte Graf Egon in dem großen Kahne, zu einer Dame gewendet.

„Es wäre doch gar zu schrecklich, so weiten Weges zu kommen und nichts zu sehen!“ rief Gisela, als wäre sie sogar erregt bei dem bloßen Gedanken.

„Das Pfingstfest war heuer sehr spät, wie nur immer nach mehreren Jahren, in der zweiten Hälfte des Juni,“ sagte Gräfin Kühns, die Mutter; „und deßhalb das später kommende Frohnleichnamfest.“

„Das hat der Kalender gütigst unsertwegen geordnet,“ scherzte Humbert; „er vermuthete, oder wußte prophetisch, daß wir zur Saison kommen!“

„Sie können selbst heute Ihre Scherze nicht lassen!“ sagte Gisela, launig vorwurfsvoll.

„Warten Sie nur bis die Innigkeit des Augenblickes auch Sie erfassen wird!“

„O, ich freue mich herzlich darauf!“ sprach Frau Herming, ihre Stimme erhebend, indem sie dabei die Hände bekräftigend faltete. „Es ist ein Augenblick der Sehnsucht meines Lebens, den ich poetisch geträumt, gesucht, wie ein Abbild, das lange voraus voll Farbenzauber in der Seele lebt!“

In demselben Augenblicke klangen die Glocken der Kirche oben vom Berge, singende Stimmen wurden laut und schwebten herüber über die Fläche des Sees wie Geistergesang. –

Die Ruderer schlugen fest ein und zogen kräftig. Einige Stöße noch, dann sprang einer von ihnen von der Schiffsspitze, im weiten Bogen, sehnenstark an's Ufer, er hatte ein Seil in Händen und zog und festigte den Kahn an die Erde. Die Schiffsleute entblößten die Häupter, hielten die Hüte an der Brust und verschränkten fromm die Hände, nahe dem Herzen. Alles Schäkern, Lärmen, Summen schwieg, die letzten Kähne eilten dem Ufer zu, die ferneren schienen stille zu stehen und des Kommenden zu harren.

Jetzt ward oben auf der Höhe der Kirche der Gesang lauter, voll und weich klangen die Knabenstimmen neben dem ernsten Männertone – es klingelte mit scharfen, kurzen Glöckchenschlägen – ein Rauschen

und Bewegen geht durch die Menge, sie sinkt zur Erde und kniet. –

Diejenigen, welche nicht die heilige Handlung sehen, noch sie in der Ferne hören, sie knien doch nieder, dem Beispiele folgend, das ihr Auge erreicht; und das heilige Beben vor der Allmacht der Schöpfung geht durch alle Glieder der anwesenden Menschheit, selbst des Gleichgültigsten und Verstocktesten!

Ueber den Häuption der Knieenden donnert nun ein Schuß – ein zweiter – dritter – die Felsen rings beben und donnern vielstimmig in den fernen Bergen, fast im endlosen Echo, mächtig erschütternd weiter! Die Menge erhebt sich wieder, der Zug schreitet weiter vorwärts, zum Ufer herab. Nun breitet er seine ganze Pracht und Fülle aus.

Voran schreiten die Bergarbeiter mit ihren schwarzen schmucken Bergmannsgewändern und wallenden Federbüschen auf den Hüten, prachtvolle Fahnen umringend und den Seelüften preisgebend!

Dann kommen zwei rothgekleidete Kirchenknaben mit den heiligen Bilderfahnen der Kirche, und ihnen nach schreitet die Musik der Bergmänner und der Sängerkhor.

Zwei Ober-Steiger mit silberverbrämten Gewändern schließen die Folge der Bergknappenschaft, und sie treten so, gleichzeitig führend, den weißgekleideten

Mädchen voraus, welche mit ihrer Fahne, mit Blumen, Kränzen und Zweigen lieblich heranschreiten.

Nun folgt der Thronhimmel, unter welchem der Geistliche wandelt. Sechs Bergknappen tragen den Purpurbaldachin an Stangen und Schnüren. Der Pfarrherr im geistlichen Ornate hält das Allerheiligste in den Händen, und vor ihm, unter dem Himmel, schwingen assistirende Geistliche, Mönche, Gebetsprechend, die Rauchfässer, welche den Duft rings in die Lüfte kräuseln.

Die weltlichen Würdenträger umringen, begleiten den Himmel und das Allerheiligste, und nun folgen die Jungfrauen und Weiber, die Männer und Schützen nach.

Der ganze Zug geht auf Pfaden, die mit Blumen und duftigen Gräsern bestreut sind, an die Wellen des Sees, welche die harrenden geschmückten Schiffe umplätschern.

Auf dem Kirchenschiffe prangt und leuchtet ein Altar, da hinein verfügt sich die Geistlichkeit, der Sängergesang- und Musikchor, die kleine Engelschaar im weißen Mädchenkleide.

Auf andern, mit grünem Tannenreisig gezierten Schiffen folgen die Jungfrauen, die Mütter und Greisen.

Abermals auf einem andern Schiffe ordnen sich die harten Gestalten der Landmänner, die kühnen, strammen der Jäger, die gebeugten, bebenden, bleichen und abgezehrten der Greise und Elenden, deren es hier nicht wenige giebt.

Und nun ordnen sich alle anderen Schiffe der Herbeigekommenen, der Gesellschaften und der Einzelnen, im Halbkreise um jenes Mutter - Schiff, mit dem Schatze und Schmucke des Allerheiligsten.

Alle Stimmen der Sönger, wie der Kinder und Greise, der Frauen und Siechen, welche heute Herzenstrost und Heil erbitten, oder erlangen – sie vereinen sich zu einem Chore, welcher eindrucksvoll, mächtig ergreifend und das bebende Herz schier zerknirschend, über den Spiegel des Sees dahinzieht!

Die Ruderschläge gehen leise – immer ferner und ferner klingt es dahin – immer elegischer, zarter und geisterhafter tönt der Gesang herüber über die Gewässer – die Anfangs weit zerstreute und riesig erscheinene Gruppe aller Fahrzeuge verkleinert, verengert sich – die Ruder bewegen sich, von ferne, nur wie die Flügel großer, über das Wasser streichender Vögel – ein Knattern des Gewehrfeuers von einem Schiffe! ein rollender, endlos hallender Donner in den Bergen, wo die Böller aufgestellt sind, folgt – wer den Schiffen nahe ist, sieht, daß alle Häupter gebeugt, alle Leiber

knieend sind, nur der Geistliche und das Allerheiligste ragen über den See und zur Höhe empor und sprechen und flehen den Segen vom mächtigen Himmel!

So fährt der Zug, bis er die Evangelien auf schwimmendem Altare verehrt, zum Ufer und zur Kirche wieder zurück.

Das Schiff unserer Gesellschaft stieß nur wenig vom Ufer ab. Die Frauen wollten das Verhalten des Gesanges, das Verschwimmen der Töne und nebelhafte Verschönen der Ferne, bei dieser Frohnleichnamsprozession genießen.

„Welcher herrliche Anblick!“ sagte Gräfin Kühns.

„Die Gestalten sind eigenthümlich,“ sagte Egon.

„Männer wie Weiber, sind ohne diese Gebirge und diese Gebirge nicht ohne jene Gestalten zu denken, sie haben sich aneinander gelebt!“

„Es ist echt deutsches Volk,“ sagte Wilhelmine, „das hier lebt. Sahen Sie die streng und ernst geschnittenen Züge . . .“

„Ja, die blonden Haare und die frischen Gesichter!“ warf Gisela ein.

„Es ist merkwürdig, wie diese Leute den zarten Teint bewahren!“ rief die Gräfin. „Haben Sie nicht Gesichter wie Milch und Blut? Man möchte oft meinen, das feinste Gesicht einer Städterin zu sehen!“

„Ja, die Sonne scheint nur wenige Zeit zwischen diese hohen Berge hinein, und die feuchte Luft glättet und zartet diese Gesichter!“ sagte Humbert.

„So mag es sein,“ sagte Gisela. „Was meinen Sie?“ wendete sie sich zu Egon.

Dieser stand und stammelte und war verlegen. „O ja . . . ja!“ sagte er und sah unverwandt nach einem Schiffe.

Dort, in dem Schiffe, stand die Sennerin von der Rainfalz-Alm, im Rosa-Rocke, mit schwarzem Leibchen an den knappen Hüften, mit wehendem, zierlich geknüpftem schwarzen Seiden-Tüchelchen auf dem Hinterhaupte, das Vorderhaupt von wellig blonden Scheiteln vergoldet, mit Milch und Blut auf den Wangen, sittig und frei den Kopf auf schlankem Halse tragend, mit den großen blauen Augen hell ausschauend.

„Ja wahrlich, wie Milch und Blut!“ stimmte Egon den Worten Gisela's zu. Seine Blicke zog das Schiff mit sich, wohin es gleitete.

Die Gesellschaft scherzte, und Humbert versprach der Gräfin Gisela, sich auch in Bergburschentracht zu werfen, um ihr zu gefallen. – Sie bedauerte dagegen in heiterem Tone, nicht gleich Schnürstiefelchen zu zierlichen Strümpfen, ein „Spenserl“ und dann eine „Gugl“ auf dem Kopfe zu haben, um auf diese Herren besonderen Eindruck zu machen.

Sie lachten; und Humbert fand, das müßte hübsch sein und ihr artig kleiden! Er wollte sie beim Worte nehmen. Sie aber sah mehr, ob die Sehnsucht nach Erfüllen solchen Begehrens in dem Auge eines Andern liege, von seinen Lippen töne?

Dieser aber lächelte wie zerstreut, sagte in höflicher, herkömmlicher Verbindlichkeit: „O ja, sehr hübsch, sehr hübsch!“ Er hielt sich dabei nach einem Schiffe gewendet, das immer näher und näher strich.

Die darinnen saßen und standen, stiegen aus, der Zug mit fliegenden Fahnen bewegte sich wieder zwischen die Häuser, den Berg empor, auch die Jungfrauen mit bunten Röcken und wehenden Tüchern schritten zierlichen Ganges leichtfüßig den Bergpfad hinan. Die Männer folgten. -

Von ihnen blieben zwei stehen. Der Eine hatte den andern Alten am Arme gefaßt, wie lenkend, er wies mit der andern Hand verstohlen nach der Richtung, wo die Gesellschaft und Graf Egon stand.

„Siehst Du dort?“ flüsterte der Mund des bleichen Gesichtes, das jenes Martin's war. Der Alte, den wir in Obertraun mit seinem Weibe einen rückkehrenden Deserteur begleiten sahen, wendete seinen Blick in die angedeutete Richtung, die Augen blieben haften. Der Alte zuckte wie getroffen oder überrascht und rückte



dadurch an dem haltenden Arme, welchem er hierdurch seine Bewegung mittheilte.

„Ja er ist's – er muß es sein!“ flüsterte er bang seinem Nachbar zu. „Herr, mein Gott, wie wird's nun werden!“

Zug und Gesellschaft, sich trennend, hatten nun verschiedene wechselnde Pfade am lustigen, lustigen See – der sonst so traurig liegt!

*Zwölftes Capitel.*

## **Die Almerin.**

Die Zeiten sind todt und längst versunken, in denen an den Stadthoren, bei Furten und Landstraßen, Reisige und Knappen standen, bereit den des Weges Ziehenden sicheres Geleit und Bedeckung zu geben, bis zu einer erwünschten Herberge, starken Veste oder friedliebenden Stadt.

Die längstversunkenen Zeiten scheinen neu aufleben zu wollen an den Brücken und Pässen des Ischler Gebietes, wo starke Männer mit den lanzenschaft ähnlichen Stöcken stehen und harren, oder ermuntern, wer ihres Geleites bedürfen möge! Der helle ziehende Strom, das Grün der Berge giebt den kühnen Gestalten der sonderlichen Lanzknechte die rechte Zeich-

nung, und läßt sie von der friedlichen Landschaft eindrucksmachend sich absondern.

Ruhig, gleichsam sinnend, ging Graf Egon den Weg der Traunbrücke, nach Reiterndorf, Perneck, dem Salzwerke und den darüber hinausliegenden Höhen zu. Mehrere Männer drängten ihm entgegen, sich erbietend.

Petermichel aber, unter ihnen, mit der Zuversicht eines bewährten Reisigen, welcher Anrecht auf seinen alten Kunden besitzt, verdrängte alle Andern mit handwerksgemäßer und sicherer Bewegung. Sein trauliches Grüßen, sein behäbiges Besitznehmen, ertrug fast von beiden Seiten keinen Widerspruch, es war so zudringlich und scheinbar harmlos zugleich, daß Graf Egon einen bestimmten Führer besaß, ehe er überhaupt mit sich klar war, ob er irgend einen besitzen wolle.

Petermichel frug nicht wohin, nicht wie lange und nicht wann der Rückweg angetreten werden solle; mit einem Augenzwinkern nahm er Besitz von dem ganzen zu geleitenden Manne. Er griff nur nach dessen Plaid, um diesen auf sich zu nehmen. Alles Uebrige dachte er! –

Die Rainfalz, die Alpenhütte lagen obenaus! –

Seine Augenbrauen zuckten zuweilen heimlich, seine Lippen ordneten sich zu einem Lächeln in dem

breiten Gesichte. In den Mundwinkeln saß fast schon, lauernd, die richtige Antwort auf die erste, wahrscheinlich kommende Frage.

Graf Egon war nicht gelaunt zu Mittheilungen. Fast schien ihm, wie eine Entwerthung, wie eine Herabwürdigung seiner Empfindungen, das Aussprechen oder halbe Entschleiern gegenüber diesem Führer.

Oder sollte er, der Graf, durch leichtfertigen Spaß sich selbst den Ernst, die Würde des Gedenkens und Empfindens vermindern? Sollte er über ein Grab lustige Sprünge machen und ausrufen, da unten ist ein Lotterbett? –

Sein eigener Stolz hob sich, als er versucht war, an Petermichel eine Frage bezüglich des Mädchens zu richten. Was sie war, Egon mußte es selbst, ganz selbst erfahren!

Ob ein Spielzeug – ein Röslein mit Gewürm in Kelche – eine Dirn, werth gesehen und vergessen zu werden – selbst war er sich genügend!

Petermichel's Augenbrauen und Mundwinkelchen spielten vergebens, die rechte Frage und die rechte Antwort wollten sich nicht für einander finden.

Als Egon, am Frohnleichnamstage, Rosl auf dem Schiffe der Andächtigen, über dem See erblickte, hätte er beinahe seinen eigenen Augen nicht getraut! Es war, Jene dort, dasselbe Mädchen – und sie war's doch

nicht! Es lag eine Schönheit, eine Hoheit in ihr, die er nie gesucht, nie geglaubt bei der Almdirn! Trotz ihres Schusses!

Er hätte es, bis dahin, nicht für möglich gehalten, daß man so reizend und doch so ungesucht, so mittellos an Zuthaten und doch so vollkommen sein könne!

Er hätte es niemals zuvor glauben mögen, daß die Hand, welche sich blos mit der Sichel und zum Herdfeuer und zur Krippe erhebt, so lieblich bewegend um die Hüften regen könnte!

Er hatte sie auf der Alpe gesehen, sie war eine schöne Dirn, nichts weiter.

Er hatte sie auf dem See im Feiertagskleide gesehen, sie war ein herrliches Weib – und noch mehr! Wie ein Bild, mit großem gewaltigen Ganzen, prägte sich die Gestalt ihm ein. Das unbefangene, große, lichte Auge, die Kraft und die Zartheit zu gleich – das war ein Neues, das hatte er noch niemals gesehen!

Ja doch, in Bildern war es schon da. Närrische Maler hatten es zum Zeitvertrieb gekünstelt.

Gekünstelt?

Das schönste Bild war nun da, lebendig, in Wahrheit, und vor ihm.

„Thöricht!“ sagte er sich, „Gisela an der Seite zu haben und an diese Dirn zu denken!“ – Er wollte mit sich selbst über sie scherzen. – Der Narr in seinem

Herzen wollte doch nicht so recht lustig sein und heitere Sprünge machen.

„Führst Du oft Herren hinauf?“ wollte er Petermichel fragen. Die Frage saß auf der Lippe. Aber nein, er schämte sich vor sich selbst, und auch das Mädl mochte er vor sich selber gegen eine solche Frage hüten.

Man drückt zuweilen im Dunkeln die Augen zu und läßt die Flimmerlichter und Farbenkugeln spielen, die nicht existiren und nur ein Schein sind; aber man will sie eben nicht stören und nicht im eigenen Bewußtsein durch eine einzige Bewegung vernichten – es ist ein so schönes Spiel!

Wie ein spielend Kind kam sich Egon vor. Aber er wollte es sein.

Sie stiegen empor.

Es ward Abend.

Immer stiller und stiller.

Die hunderte Stufen waren mühselig erklommen.

Die Lichter rötheten sich, die Heerdenglocken zogen ihre Klangkreise immer enger und enger um den Wiesenplatz, es war auch, als ob ihr Ton länger, sanfter ausklänge, als am Tage.

„Jetzt ist's nichts!“ sagte Petermichel. „Jetzt hat sie die Alm zu versorgen. Wenn's Euer Gnaden mit um den Weg und um die Zeit ist,“ fuhr er mit pfffigem, aber wie immer gleichzeitig höchst schuldlos schei-

nendem Ausdrucke fort, „so könnten wir auch noch sehr spät hinuntergehen. Der Mond geht dann auf und leuchtet uns ganz prächtig heim. – Es sind auch schon Herren über Nacht auf der Alm geblieben.“

„Hier?“ fragte hastig Egon.

„Ei ja!“ sagte Petermichel und schob die Augen brauen.

Das mußte Egon näher wissen und genauer kennen lernen. Wer wollte ihn beaufsichtigen, und etwa morgen zu bekennen drängen, wo er gewesen?

Er wollte Petermichel um nichts weiter befragen.

Er wollte warten, bis er Rosl sehen werde, wohl aus dem Walde, von der Gesteinwand dort herunter kommen, oder aus der Tiefe, wo Wasser zu holen.

Er war gewiß, sie bald zu erblicken und er wollte es.

Sein Auge suchte ringsumher, er stand und harrete.

Da hörte er ihre Stimme! diese kam von der Alpenhütte dort.

Sie war dabei! Doch nicht darin?

Sie sprach. Der Ton war so freiausschallend, daß ihn sicherlich keine Wand zuvor dämpfte.

Egon horchte schärfer. Alles war still.

Unten in dem tiefen fernen Thale legte sich mit merkwürdiger Raschheit das Dämmern ein, hier oben war es licht, aber duftig, wie neblig. Nichts regte sich,

nur hin und wieder durchdrang die feierliche Stille das Schallen der Glocken an den Thieren, aber so eigen, mit ausklingenden Tönen – das einzige Lebenszeichen in ferner Höhe!

Weitab, weitab liegende Bergesgiebel glänzten roth im scheidenden Sonnenlichte und sahen schweigend auf dies Schweigen hier.

In der Alpenhütte knisterte es leise vom Abend Herdfeuer, und der bläulich feine Rauch zeigte davon. Keine Esse bietet ihm Abzug, denn die warme Säule auf hohem Berge kann den Blitz und das schlagende Wetter auf Menschenwohnung und Menschenhaupt leiten. Aus dem Dache der Almhütte, aus den Ritzen der Balken drang ein feiner durchsichtig - bläulicher Rauch in die stille Luft. Er kam nicht von einer Stelle, er kam von überall, er war wie ein Opferduft unter dem blauen Himmelstempel, und als ob die ganze Hütte ein Opfergefäß in diesem Riesenbaue Gottes wäre!

Ein braunes, weißfleckiges Alpenrind blieb auf grüner Matte stehen, sah dem befremdenden Manne mit großem Auge so ruhig, so ganz über das ganze Gesicht, in die Seele des Auges fast, als wollte es diese erforschen. – Die Kuh war nicht gewohnt, fremde Menschen zu sehen, und indem sie einen sah, prüfte

sie denselben vertrauend, Milde heischend und doch kraftbewußt.

Egon stand und hielt den Blick aus, ihm war es doch so eigen bei diesem Blicke, als dränge er tief, tief in ein halbverständliches Räthsel ein.

Da hörte er nun, durch die Stille, eine weibliche Stimme sanft auftauchen: „Sterndl‘, wo bleibst denn? Magst denn mit? So geh – komm, komm!“

Es war Rosl’s Stimme. Sie stand an der rückwärtigen Thüre der Alpenhütte, dort wo das Almgethier einging, und rief und lockte es mit seinem Namen heim. - Die Stimme, sie war so lieblich – so lockende, klingende Töne hatte sie, als rief sie einem Kinde, einer Freundin, als gälte sie für ein Herzigliebes und Sprödes!

„Geh, komm Almerl‘! Wo bleibst denn? Sennerl‘ mach nit so lang! Du überlegst’s! Schau, hast noch nit Lust, Sennerl‘? Du thust aber gar lang um, Hasmin. So gehts! Kommt he (her), komm he!“

So sanft war der Ton, so traulich, so einschmeichelnd, daß die Thiere mit den Glocken aus der Ferne immer näher kamen und den Kreis immer enger schlossen. Dort eilte noch eines aus der steinigen Tiefe empor, das kleine Böcklein hörte man munter meckern; aber sie alle entschlossen sich schwer, die Freiheit zu verlassen.



Die rufende Stimme ward immer süßer, immer einladender und weicher. Dem hörenden Menschen ward wehmüthig bei diesen Tönen, in der heiligen Stille des scheidenden Abends und seines Abglanzes. Die Schatten der Thiere und Gewächse legten sich immer länger und blässer auf den Rasen.

Egon wollte die Almerin nicht sehen und stören, er stand und lauschte. Die süßen Töne wiederholten sich. Bald hörte Egon dann eine Kette klirren und eine Glocke dumpfer tönen, ein Thier war willig an seinen Platz und in das Pförtlein getreten. Rosl lockte und lud immer von Neuem, sie versprach dem Sennerl' was besonders Gutes, sie erklärte dem Sterndl', wie gar so lieb sie's habe, es möge doch mit so garstig sein und lange bleiben; und das Gamslerl' erinnerte sie, daß es doch immer was Besonderes bekomme, drum auch heut' nit schlimm sein solle!

„Magst mich denn nimmer? Komm he, komm he! – wir zwei haben uns ja gar so gern – komm he!“

Wie gerne wäre ein bewußter Mensch in den Kreis dieser Lockungen getreten und hätte sich rufen und laden lassen mögen! Die Thiere verschwanden allmählich. Eines oder das andere stieß noch ein dumpfes, kurzes Brüllen vor dem Eintritte aus, wie zum Abschiede, an die freie Natur. Sie gingen an ihre Plätze,

sie waren in der Hütte, draußen war's ganz und gar feierlich stille geworden, nichts Lebendiges regte sich!

Die ganze Natur war ein heiliger Tempel in dämmerndes Dunkel gehüllt. Der Abend war hereingebrochen, einzelne Sternlein glüheten weißhelle wie Lichterflammen; drunten war es tiefdunkel und rauschte leise, leise.

Lichter flimmerten roth und zerstreut im Thale. Es war Nacht in der Tiefe, nachtend hier oben. Ueber den fernen Bergen sah man tiefpurpurne, verwischte Streifen und blaßgeränderte Wolken, wie aus einer andern Welt! -

„Jetzt,“ sagte Petermichel, „wird's wohl heißen lang da bleiben, Euer Gnaden. Vielleicht die ganze Nacht bis morgen. Es kann geschwind Nebel kommen, und da ist's mit dem Mond dann nix!“

Egon schwieg. '

„Gehen Sie jetzt noch mit in die Hütten,“ belehrte der kundige Führer. „Jetzt hat sie noch mit der Milch und im Kaser (Kühlhütte) zu thun. Jetzt schaut sie sich nit um. Sie muß aber gleich das Feuer frischen, dann gehen Sie hinein!“

„Geh Du voraus zu ihr!“

„Ich? O nein, Euer Gnaden, mir ist's recht, daß sie mich nicht gesehen. Thun Sie ganz, als ob sie allein wären. Es ist besser. Glauben Sie mir, Euer Gnaden.

Ich verzieh mich, ich schleich' mich in eine Hütte in der Nähe, ich werde schon wo unterschlafen, sorgen Euer Gnaden mit um mich! Ich komm' schon wieder, wenn ich nit gut unterkomm'!“ Mit diesen Worten, ehe eine Antwort erfolgen konnte, schlich Petermichel davon, wie auf den Zehen, und kicherte in sich hinein. Er glaubte seine Sache gut gemacht und den Führerlohn auf die Dauer und in seinem Werthe vervielfacht.

In Egon waren es vielerlei Gedanken, die ihn bestürmten, hier oben zu bleiben, in die Hütte zu gehen, zu thun wie der Führer gesagt – wenn er ihn auch gerne verachten, so recht ganz und aus guten Herzensgründen verachten wollte! Oder auch Dank hinterher schulden? – –

Er stand und harrete!

Die Sterne wurden größer und mehr und mehr, und schlossen zuletzt eine unendliche Kuppel voll Flimmerglanz hoch oben und rings hinab, ins Unabsehbare.

Egon überkam's wie ein leises Schauern. War es die Nachtluft, waren es die widersprechenden Empfindungen, die dies bewirkten?

In der Alpenhütte, wo das Feuer leise geglimmt, und die Spalten zwischen den Balken nur sanft angeglüht hatte, wurde es jetzt lichter. Es knisterte und prasselte. Die Flamme schlug mit heller Lohe auf, und

beleuchtet von derselben war, an der offenen Thüre, das Mädchen, huschend, flüchtig zu sehen.

Angeleuchtet, aus dem Dunkel heraustretend, gewährte sie wieder einen seltsamen, eindrucksvollen Anblick!

Egon ging näher in den Lichtschein, der auf dem Grase, von den Schatten der Thürpfosten scharf ab gerahmt war, und sein Herz bebte eigenthümlich. Er trat noch näher und endlich an die Schwelle ein! Er war noch nicht in der Hütte gewesen.

Ein Brand auf dem Herde zuckte hell auf, als er eintrat und beleuchtete einen Augenblick überhell den Raum des Hüttchens.

Das Mädgl war nicht da – Thüren zeigten sich in Hintergrunde, sie mußte durch eine gegangen sein.

Der aufzuckende Brand strömte nun ein weißes mildes Licht aus und beleuchtete den Hintergrund so hell, daß kein Stückchen verborgen blieb.

Egon stützte sich auf seinen Stock und sah so vor sich und um sich. Der Herd stand gleich an der Seite der Thüre. Er war so niedrig, wie ein tiefes Bänkchen, und blanke Bretter zogen sich als Kranz um ihn herum. Ein Kessel hing von einer Art Baum über dem Feuer. Gescheuerte Holzgefäße standen und hingen rings umher. Ein Geschirrschrank, der an der Wand hing, enthielt Teller, Schüssel und Schalen, deren gla-

sige Flächen schier das Feuer wiederspielen ließen. In einer Reihe waren mehrere blecherne Löffel so blinkend aneinander geordnet, daß sie fast zum besonderen Schmucke wurden. Neben dem Geschirrkorbe, oder Schranke, hing ein Handtuch, weiß wie frischer Schnee.

Fast in der Mitte der Wand, welche sich durch die ganze Breite der Hütte zog, war eine niedere Thüre, und darüber hing ein Muttergottesbild, im schlichten braunen Rahmen. Aber das Bild hing nicht an der gebräunten nackten Holzwand, sondern auf einer weißen Linnenfläche, welche über die Wand oben gespannt war, als sollte dies heilige Bild kein gemeines Holz berühren. Auf dieser blüthenweißen Decke, welche von gleichartigen verschlungenen Fransen rings umziert war, hing noch ein hübsches, irdenes Weihbrunngefäß, und daran staken auch frische, farbenreiche duftige Alpenblumen. Den Schluß unten, wie eine Guirlande, machte die zierlich gehängte Kette des „Rosenkranzes“.

Egon stand und besah diese einfache Zier. Ihn bewegte fast diese Sauberkeit und Einfachheit, dieser eigenartige Hausaltar in der sonderlichen, einsamen Kapelle! Jedoch, festes Vertrauen zu diesen Zeichen und deren Beziehungen zum einsamen Mädchen in

der Alpe, wollte er noch immer nicht gewinnen, so sehr sie ihm das Herz bewegten! -

Er stand und sann noch, ringsum seine Augen streifen lassend.

Da trat aus einer Thüre, Winkel, Rosl heraus.

„Grüß Gott, Rosl!“ rief ihr Egon entgegen.

Das Mädchen erschrak nicht. Ihre hellen, blauen Augen traten aus dem Dunkel ins Licht noch mehr heraus, sie sah den Erschienenen fest an. Ihre rosigen Wangen gewannen im röthlichen Feuerscheine an Rosigkeit.

„Grüß Gott auch! Woher denn so spät?“

„Von unten, von einem Spazierwege, von wo Du willst!“

„Seid Ihr allein?“

„Ja, ganz allein!“ sagte Egon dreister.

„Willst Du noch heute weiter?“ frug sie, das Du und das Ihr unwillkührlich wechselnd, da sie letzteres gewohnt war.

„Ich kann ja nicht! Ich weiß den Weg nicht. – Kann ich nicht, kann ich nicht . . .?“ sagte Egon etwas verlegen.

„Da bleiben?“ nahm ihm Rosl das Wort aus dem Munde. „Z‘wegen dem, wenn’s weiter nichts ist, das kannst schon!“

„Machst mir Platz?“

„O ja!“ Egon wurde zutraulich. Er versuchte ihr in die Wange zu kneifen und sich ihr zu nähern.

Der Reiz des Augenblickes war so groß, daß er alle früheren Zweifel und die Zurückhaltung vergaß. „O, wir werden schon gute Freunde werden und uns vertragen!“ rief er. Er warf Plaid und Rock weg und suchte seine Arme um Rosl zu breiten.

„Na na na!“ sagte sie, mit geschickter Wendung sich ihm entziehend. „Sei a bisserl ruhig erst, Herr, setz' Dich nur nieder!“

Egon setzte sich, wie unwillkürlich, auf die Bank neben dem Herde.

„Willst Du im Heu schlafen, oder im Bett?“

„Wie? Du hast ein Bett für den Gast?“

„Das nit, aber das meine! Wenn Du willst, kannst Du in mein Bett schlafen!“

„In Deinem Bett?“

„Ja!“ „Brauchst Dich nit zu scheuen! Schau, es ist recht sauber!“ (rein).

Egon wollte sprechen, ihm fehlte das Wort, das rechte Wort.

Ehe er noch nach irgend einen suchen konnte, begann Rosl wieder zu sprechen. „Willst es „leicht sehen?“

„Ja, ja!“ rief Egon auf, und erhob sich, um Rosl wieder zu nahen.

Sie aber eilte zum Herde, griff in einem Nu einen breiten Span von einem Stangengerüste herab, das darüber hing, und im nächsten Augenblicke prasselte und loderte das dünne breite Holz hell aus dem Feuer hervor. Sie schritt mit dieser Holzfackel an die Hinterwand, zu dem Thürchen, über welchem das Bild auf weißem Linnengrunde hing, klappte den hölzernen Riegel auf und leuchtete dem Fremden hinein.

Dieser mußte sich bücken, um einzutreten. Ein Kämmerchen, niederer als der Raum in der vordern Hütte, war hier. An der Seite dehnte sich, auf glatten, ungetünchten Tannen Brettern, ein Bett mit blendend weißem Linnen. Ja die Kissen und die Decken waren roth verbrämt, so zierlich, wie er es in keiner Alpenhütte je gedacht oder vermuthet.

„Ist's Dir recht?“ frug sie, und sah mit ihren großen blauen Augen fest und unbefangen in die seinen.

„Ist das Dein . . . willst Du mir . . .“ stammelte Egon. Es kämpften zwei Naturen in ihm – jene, die unter dem Gewirre der Stadt und den dunklen und dunkelbergenden Straßen erwachsen, und jene, die hier in der Alpenluft sich am Gottesodem erfrischt und erneuet!

„Wenn's Dir nur recht gut schmeckt!“ sagte Rosl, indem sie wieder von der Thüre weg trat, dem Herde entgegen, und so den Gast zum Heraustreten aus der



dunklen Kammer, in die lichte Hütte, unwillkürlich nöthigte. „

Laß Dir nur was Gut's träumen,“ sagte sie.

„Bei Dir – nur von Dir!“

„Gehst nit!“ sagte Rosl scherzend und verweisend.

Du hast gewiß schon die Deine unten! Bist epper (vielleicht) gar nimmer ledig!“

„Ich!? wo denkst Du hin!“ rief Egon rasch verweisend, als hätte sie ihm Schlechtes zugemuthet.

„Gewiß nit?“

„Gewiß nicht! Ich schwöre Dir!“ Er erhob die Hand.

„Laß gehn! Wer wird denn wegen so was gleich schwören!“

„Glaubst Du mir?“

„Sicher! Du siehst ganz treuherzi' aus, trau Dir schon!“

„Du thust das?“

„O ja, ich fürcht' mich nit!“

Es wurde Egon ganz eigen zu Muthe. Worte, die er zu ihr sprechen, ihr erst versichern sollte, sagte sie selbst, brachte sie ihm entgegen! Sie schien ihn doppelt schön und größer, seiner Kleinlichkeit gegenüber.

Sie war mit einem kurzen Rosaleibchen bekleidet, das ihre üppigen Formen, an der Grenze der Schulter und des Halses, unter dem emporgezogenen weißen

Hemde, schwellend, ahnen ließ. Eine blaue Schürze über dem rothen Rocke, das zierlich geknüpft Kopftüchlein, welches wie eine dunkle Rose sie krönte und umhing, vollendeten ihren Schmuck. Das blonde Haar, die himmelblauen großen Augen, die frischen Wangen leuchteten fast wieder von den Flammen; in ihren Hüften bewegten sich Kraft und Anmuth.

„Ich fürcht' mich nit!“ hatte Rosl recht zutraulich gesagt, und ihre spitz gewölbte Oberlippe nahm dabei einen eigenen Zug an.

„Das ist recht, das ist recht von Dir!“ sagte Egon entzückt. „Wir werden uns ganz gut mitsammen vertragen, ganz gut; gewiß; nicht wahr?“

Und dabei suchte er mit tosendem Finger ihr an die Wange zu kommen. Sie entzog sich sanft, aber doch nicht so ganz, daß er sie nicht hätte berühren können. Seine Hand fühlte eine heiße weiche Wange und es durchzuckte ihn elektrisch.

„Freilich müssen wir uns vertragen!“ sagte sie. „Du hast ,leicht noch nichts gegessen. Willst ein Nachtmahl haben?“

„Rosl, Du bist ein herziger Schatz! Du weißt ja Alles, was ich will und möchte! Ja Kind, herztausiger Schatz!“ sagte er warm erwidern. „Du machst mir...“

„Willst Du saure Milch, warme Stohsuppen (saure Milchsuppe) oder Schoten (Rahmkäse), oder magst Butter?“

„Nein, mein liebes, liebes Dirndl! Ich hab' Dir sogar was mitgebracht. Da, sieh her, hier habe ich Kaffee und Zucker, Fleisch und Kuchen. Greif Du selbst zu, was Du magst!“

„Aus ist's, aus ist's!“ rief sie verwundert und schlug die Hände zusammen, während er seine wohl gefüllten Taschen entleerte.

„Was Du Alles mit bringst! Magst Du das Alles?“

„Wirst Du nicht mit mir halten?“

„Schon, das schon!“ sagte sie ganz offenherzig.

Und diese Antworten ohne Falsch und Scham, ohne Rückhalt und unnöthiges Zieren, entzückten ihn.

„Ach,“ fuhr sie fort, „wir sehen ja so wenig hier davon! Seit dem Feiertag, als ich in der Hallstadt drüben war, ist's mir nimmer so gut ,gangen!“

„Ich hab' Dich da gesehen!“ rief Egon entzückt.  
„Rosl, Du warst reizend, auf dem Schiff!“

„Meinst Du?“ sagte sie und lächelte, indem sie ihm in die Augen sah. Und nun wurde er gesprächig und sagte ihr genaue Zeichen, wie er sie gesehen und beobachtet – wie überrascht er war – was er fühlte – und daß er zu ihr, nur zu ihr gekommen! Ein halbes

Geständniß war unwillkürlich heraus und erleichterte sein immer beengter werdendes Herz. Fast mit Spannung und Pein beobachtete er, welchen Eindruck dies auf sie machen werde, erwartete er, was sie hierauf zu sagen habe.

„Zu mir?“ sagte sie und sah ihm mit ihren hellen Augen so recht über das ganze Gesicht.

„Geh, Du machst nur Spaß!“

Das kurz Gesagte hatte einen lieblichen, kindlichen Ton, den man dieser starken, festen Gestalt gar nicht hätte zumuthen sollen! Aber dieser Ton klang schon in lieblicher Fülle, als sie vorhin, am Abende, den Thieren rief.

„Ernst! Ernst! vom Herzen Ernst ist's!“ rief Egon warm.

„Geh! hör' auf! Ich bin nur eine arme Almerin. Da unten giebts weit Schönere!“

„Keine Schönere als Du!“

„Glaub' Dir's ja nit!“ sagte sie treuherzig und nickte ihm dabei mit einem Spanstücke entgegen, das sie dem Feuer gab.

„Und wenn sie auch nit so schön wär', sie ist hold a Deinesgleichen, und da muß es Dir besser g'fallen.“

„Das meinst Du, und ist doch nit so!“

„Ist schon!“

„Aber ich gefalle Dir nicht!“ sagte Egon umwendend, vergeltend und gleichzeitig erforschen wollend, was er so gerne gewußt hätte.

„Du hast einen Burschen! Sag's, sag's! Geh, ich bitt' Dich, sag's!“

„So ganz allein bin ich nit!“ sagte Rosl. „Sie lachten mich ja sonst aus, als ob mich Keiner möcht'!“

„Aber . . .“

„Aber!“

„Aber er ist weit von hier, und mit dem Heirathen hat es Zeit!“

„O, Du glückliche Rosl! Du glückliche Rosl!“ rief Egon, sich vergessend, aus, und bezeichnete dem Mädchen als Glück, was er im Augenblick als eines für sich selbst hielt.

„Glücklich? z'wegen was denn?“

„Ich meine, könntest Du noch einen Andern lieb haben?“

„Das weiß ich nit; ich müßt's erst probiren!“

„Kennst Du Einen?“

„Nein!“

„Rosl, nimm mich! nimm mich!“ rief er entzückt aus und war, da er so nieder am Feuer saß, im Begriffe, sich zu ihr zu neigen, daß er halb an ihr sich stützte.

„Du närrischer Bub!“ sagte sie, indem sie ihm Eines mit einem kleinen Löffel auf die Schulter klopfte und dabei lachte.

„Da, nimm den Löffel, und schau, daß der Kaffee nit übergeht! Ich muß um die Milch sehen!“ Sie hüpfte in die nächste kleine Kammer.

Der feurige Graf saß am Herde in der Almenhütte und kochte einer Dirne Kaffee. Er schöpfte in brodelnden Sude und hütete ihn vor dem Ueberschäumen. Er kam sich komisch vor, komisch!

Aber doch war es ihm in dieser eigenartigen Umgebung, als wäre er in die Natur eingekehrt, als läge in seinem Thun etwas von den Urvätern, wie sie pilgerten und zu den Töchtern des Landes, in den Hürden einkehrten, am Brunnen und am Hirtenfeuer. Es schien ihn, als kehre er zu einer Art Menschenthum zurück, das in seiner Art lieblich und, bei all seiner Einfachheit, hoch oben auf dem Berge, einsam, dem Himmel nahe, eine Erhabenheit und Würdigkeit habe, die vor Scham behüte, ja verschöne und mit Recht das Herz im Innern schneller pochen mache!

Wie aber, wenn dies Naturkind Sitte und Schranken so wenig engnehme und wahre, als die Freiheit der Natur ihm gestattet? So frug er sich, als er allein war. fand bald in sich die Antwort auf die Frage. Dann war's ein schöner Traum gewesen!

Und seine Neigung möge währen von heute bis morgen, ein liebliches, duftiges Apen- und Schäferspiel!

Er geizte um die Minuten, Rosl wieder zu sehen. Sie kam.

„Geh, Herr!“ sagte sie, „gieb das Kesselgericht herüber.“

„Kesselgericht? Was ist das?“

Sie lachte. „Nun, der Baum und das Querholz, an dem der Kessel hängt und sich drehen läßt.“

Er griff an und bewegte den Kessel an der Vorrichtung, welche eine bewegliche Längsachse mit einem Querholze einer Art Arm, ist. Sie schöpfte warmes Wasser aus dem Kessel und sagte:

„Ich muß Dir ja auch was geben und „Nocken“ machen!“

Sie nahm eigenthümlich gestaltete eiserne Löffel, Gabel und Schäufelchen von der Wand, und legte sie zurecht. Sie begann aus Mehl und heißem Wasser in einer Schüssel einen Brei zu machen.

„Geh,“ sagte sie ganz ohne Scheu, „gieb mir den Muser!“

„Muser – was ist das?“

„Ihr Stadtherren wißt aber gar nix!“ sagte sie heiter. „Das dort, womit man das Mus rührt!“ Sie zeigte auf das zierliche Schäufelchen. Er reichte es. Im Nu

hatte sie dasselbe in dem Teige (Mus) benutzt, hierauf mit dem Löffel kleinere runde Teigkügelchen gestaltet, und sie schmorten in der Pfanne mit Butter. Goldbraun prasselten und zischelten sie bald über den Kohlen.

„Siehst, ich will mir nicht Alles geben lassen, Du sollst auch was von mir haben!“

Egon war fast gierig auf diese Gegengabe, die Kost der Gebirgsbewohner.

So schlank drehte und wendete sich Rosl bei Altem, was noch zu thun war, so blank kam jedes Geschirr und Geräth herbei, daß dem Stadtherrn das Herz hüpfte!

Ihr Mund lächelte so frisch roth, und die Augen waren so hell blau, wie Alpenrosen und Enzianglocken in diesen Gebirgen.

Das Feuer knisterte immer lustig, der Rauch zog sich durch die halb offene Thüre, durch die Lücken und Falze zwischen den Balken der Hütte hinaus. Einen Schlot gab es nicht. Diesen duldet der Wind und das Gewitter nicht.

Rosl ließ eine an die Wand geklappte Tischplatte sammt deren Stütze herab, die Tafel war gebildet, die Sitzbank an der Wand zog sich darunter hin. Sie saßen zu beiden Seiten und schmausten. Sie machte die Hausfrau, so lieb, so zutraulich. Sie bewirthete, und



es verschwand alle Scheidung zwischen Geben und Empfangen.

Egon konnte die trefflichen Nocken nicht genug loben. Er hatte Brod vergessen, sie legte ihm das ihre, Schwarzbrod, hin und er aß es und fühlte sich glücklich!

„Und wenn Dein Schatz da wäre,“ sagte Egon, „gäbst Du ihm jetzt einen Schmatz?“

„Ja!“

„Und mir?“

„Du kriegst keinen!“

„Doch einen!“ Er ward zudringlich. Sie wehrte sich. „Und wenn ich doch will!“ sagte er in seiner Mannhaftigkeit, herausfordernd.

„Wer kann mich zwingen?“ sagte sie, stemmte eine Hand in die Hüfte und sah ihm fest in's Gesicht. Vor diesem Blicke senkte sich der seine. Er fühlte, wie von seinem Wirbel bis in sein Herz hinein sich etwas leise bebend und schauernd zog.

„Du wirst mir doch noch gut werden!“ sagte er kleinlaut und sanft.

„Mag sein; will's nit verreden!“ Das war so selbständig, so schlicht, so wahr, daß er fast meinte, dies müsse er verdienen und sei des Bewerbers werth.

„Und singst Du mir ein Lied?“

„O ja, immrigsmal (manchesmal) gefreut's mich schon! Mögst Du vielleicht gar eins hören?“

„Rosl, sing'! Ich bitt' Dich, sing'!“ flehte Egon.

„Wart', ich stell' mich hinaus, und da hör'!“ Und sie trat in die Thüre. Der Feuerschein drang über ihre Gestalt, draußen war der Mond aufgegangen und leuchtete mit magisch-weißem Lichte über die Felswände, über den düstern Wald, in die Tiefe dort unten, die wie ein halb durchsichtig Meer hinab ging, ohne daß man den Grund entdecken konnte. Die Hauslichter waren erloschen, keine Flamme war zu sehen –

Leere, Stille herrschte! Da schwoll ihr Lied empor, da wuchs es so rund, so weich mit seinen vollen, hellen Tönen, bog ein und tauchte wieder auf; und wirbelte und trillerte wie Lerchenschlag, und flötete wie melancholischer Nachtigallengesang! Dann aber jauchzte es so grell, so über alle gewöhnliche Kraft hinaus, daß die Berge ringsum leise, geisterhaft wiederhallten! –

Mit einem Aufschrei brach sie ab! Als sie aber abgebrochen hatte, da tönte, wie geisterhaft, ein ähnlicher Gesang aus der Ferne herbei, antwortend, fortsetzend und, gleich Rosl, rasch mit einem durch Nacht und unerklärbare Ferne verschönten Aufschreien endend! Beide hörten sie, stille, stille zu.

„Das ist die Sepherl drüben auf der Hüttenecker Alm. Mein G'spielin,“ sagte Rosl, ehe Egon fragen

konnte. Ja, er hatte andächtig und lustschauernd zugehört. Jetzt, in einsamer Almhütte, auf der Höhe, verstand er den Alpengesang, hatte er die Poesie der Menschenstimme erkannt, welche, mit dem Leblosen hier lebend, sich diesem mittheilt und es zu einem Echo, durch geistigend, wachruft!

Wenn die Menschenstimme aus unabsehbarer Ferne antwortete – wie poesiereich und erhaben war es! Jetzt verstand er die Berge, den Gesang in den Felsen!

„Geh‘, komm, Rosl, sing‘ mir noch ein Liedl‘ da!“

Sie zierte sich nicht. Die Lust des Gesanges war ihr eigen, und den Andern gefreute sie ja! Und sie setzte sich zu ihm und sang ihm vor, von dem Wildschützen, ein Lied, das sie recht freuete:

Jetzt geh‘ ich auf die Alma,  
Wo die schön‘ Hütteln steh‘n –  
Wo ich einkehr‘, das weiß ich schon,  
Die mich am besten kennt! Juchhe!

Da setz‘ ich mich hold nieder,  
Aber dernt (dennoch) nit gar lang‘;  
Seh‘ ich a Schöckl‘ Gamseln steh‘n,  
Da wurd‘ mir schon recht bang‘!

Aft (drauf) nehm' ich mein Stutzerl auf  
Und schieß' schön tapfer drein!  
Zwei Gamsl' sein auf einmal g'fall'n,  
Ja, das thut mich g'freu'n!

Wie ich's aft ausweiden thu,  
Schaut mir der Jäger zu.  
Ei ja, mein lieber Wildpratschütz,  
Gieb acht, was ich dir thu!

Der Jäger nimmt sein Kugelbüchs'  
Und schießt ihm ja auf's Leben! –  
Die Kugel gang nur durch's Gewand,  
Ich wollt' s ihm wieder geben!

Ei ja, mein liebes Jägerlein,  
Ich muß dir jetzt was sagen –  
Weils du auf mich geschossen hast,  
Mußt mir die Gamseln tragen!

O je, mein lieber Wilderschütz,  
Das wär' mir wohl ein Spott! –  
Tragst mir jetzt die Gamseln nit,  
So schlag' ich dich halb todt!

Der Jäger nimmt die Gamseln auf,  
Und tragt's der Landstraß' zu –  
Der Wildschütz der geht hinten nach  
Und lachtet sich hold g'nu'!

Und wie er zu der Landstraß' kommt,  
Schmeißt er die Gams in d' Mitt' –  
O je, mein lieber Wilderschütz,  
Verrathen thust mich nit!

Ei ja! wenn ich ein Gamsl' schieß',  
So zahlt das mir ein Wein –  
Wenn ich das Lied im Wirthshaus sing',  
Muß's alle Schützen g'freu'n!

Juchhe, Juchheihoiho!

So sang sie mit eigenem Behagen und recht zu  
Egon's stillinniger Freude.

Dann saß sie wieder ruhig neben ihm, und er frug:  
wie sie lebe, was sie tagüber mache, und über ihre Hei-  
math und Winterszeit?

Und sie sagte ihm alles Leid und alle Freud, die sie  
hier oben und im Jahre durchmache. Sie erzählte von  
den stürmischen Wettermächten, von ihrer geschütz-  
ten Hütte daheim, von der Ziege und den Aeckerchen,  
von Bräuchen und Festkuchen, und Kränzen und

Rauschgold, daß des Grafen Seele immer erregter und erregter ward!

So nahe lebte die große Welt diesem Leben, und so wenig wußte sie von diesem reichhaltigen, wunderlieblichen!

„So“ – sagte Rosl, plötzlich, rasch – „und jetzt ists spät. Geh‘ schlafen, morgen muß ich zeitlich (frühzeitig) auf!“

„Wo schläfst Du?“

„Neben Dir!“

„Neb . . . .“

„Geh nur in die Kammer!“ Sie ging ihm voran, sie öffnete die Thüre dazu. Der Mond schien hell durch ein Fensterchen an der Seite und leuchtete magisch über das weiße Lager und die dunklen, niedern Wände. Er trat ein und stand. Sie trat einen Schritt zurück, eilig in die Hütte wieder hinaus, sie zog die Thüre rasch nach sich zu, und häkelte sie mit einer Klammer, die vorne saß, in ein Ringlein am Pfosten draußen ein.

„Schön‘ ruhsame Nacht! Bfhüt Dih Gott!“ sagte sie, ohne Arg und Falsch und Spott, als wäre alles Frühere wohlbewußter Scherz zwischen ihnen Beiden gewesen!

So einfach, so treuherzig war dieses „fhüt Gott!“ diese „ruhsame Nacht!“ geboten, daß sich Egon schier schämte, Arg in diese Hütte, in dieses Herz tragen gewollt zu haben.

Er bot eine „gute Nacht!“ ein „behüt Gott!“ wie er kaum geglaubt, so bieten zu können. Wenn er gewöhnt gewesen wäre, ein Gebet auf seine Lippen treten zu lassen, vor dem Schlafengehen, er hätte es jetzt doppelt inbrünstig gesprochen, und den Namen Rosl in dieses Gebet geschlossen! –

*Dreizehntes Capitel.*

## **Im Kämmerchen.**

Egon lag in dem Kämmerchen der Alpenhütte, meist angekleidet, auf dem Lager. Es war kein üppiges, aber schlicht und gut.

Einige leise Tritte, einiges Rauschen hatte er noch von draußen gehört, aber dann war Alles stille, räthselhaft stille geworden. Auf jedes Rauschen, auf jeden Ton horchte Egon mit einer Art bangen Herzklopfens.

Wie hatte er sich´s vorher ausgemalt – wie war es gekommen! Wem sollte er zürnen? – Sich, dem Mädchen, dem Führer? –

Rosl´s Gestalt, ihr Thun und Sprechen und Denken ragte über alles Andere!

Schon überkam es ihn, wie Beschämung seiner selbst. Oder, sollte er noch den letzten, leise zuckenen Hoffnungsfunken in sich zur Flamme anfachen? Sollte er glauben, in diesen Bergen und Wäldern kommen

die holden Zaubererscheinungen, treten plötzlich zu verschlossenen Thüren ein und erklären, den Lieblingen unter den Sterblichen, ihre unendliche Neigung, sie umschlingend und fesselnd? –

Im nächsten Augenblicke sprach's in ihm, wie ein kräftiges, gewaltiges „Nein!“ Als müßte er sich selbst dagegen wahren: sich das herrlichste Bild zerstören, den schönsten Glauben, vielmehr die schönste Wahrheit, rauben zu lassen! Nimmermehr! Er hätte nicht gemocht, daß es anders komme! So war es schön und gut – schön und gut!

Er ließ seine Blicke umher schweifen. Wie wenig bedurfte, ein Menschenleben, um wahrhaft menschlich zu sein! Die Balkendecke der Kammer lag so tief herab über ihm, daß er sie mit der Hand greifen konnte. Das Kämmerchen kam ihm wie ein größerer Sarg vor, und es gewann sogar an Heiligkeit. Hier lag ihr herrlicher Leib, in Sommernächten, hier hauchte ihre Brust, von hier sah ihr Aug in die Sternennächte und Morgenröthen! Er wendete sich gegen das Fensterchen, durch welches das Mondlicht drang. Es war klein, viereckig, kaum mehr als eine Spanne groß.

Die Unmittelbarkeit des Lichtes überraschte ihn, er fühlte mit der Hand hin, ein kühler Luftstrom umhauchte sie – das Fensterchen hatte keine Scheibe, keinen Rahmen, dieser war nicht etwa aufgeklappt und



zur Seite gewendet, zwei Balken - Enden waren nur in spannelanger Entfernung von einander gehalten, und der Raum dazwischen – war das Fenster.

So wenig bedurfte ein üppiges, junges Leben!

Er fühlte jetzt den Hauch der Nacht auch seine Stirne und Wangen kühlen. Er hörte, jetzt ruhiger geworden, das Rauschen des Waldes draußen und jene eigenthümliche Stimme der Stille, der streichen den Lüfte.

Zuweilen kreischte ein Nachtvogel. Unter sich, um sich aber hörte er, jetzt aufmerksamer geworden, ein Schnauben, ein tiefes Athmen – das der ruhenden Thiere. Zuweilen regte sich eines mit dumpfem Tone, und jenes mit der Glocke am Halse klingelte bei einer Bewegung leise, wie im Traume, als tönte selbst die Glocke träumend ihre Klänge aus.

Ihm war es so eigenartig! Der Graf, der Erbe von Prachtbauten, der feine Herr, anstatt auf üppigem Lager, in schwellenden Kissen, umgeben von allen Zieraten und erdenklichen Bedürfnissen des Ueberflusses, auch der Formenschönheit, die diese bieten – er suchte die Nachtruhe auf der raschelnden Laubstreu, unter rauchgeschwärzten Balken, die um ihn und über ihm sargartig lagen, neben einem Fensterchen ohne Glas, umgeben von den schnaubenden Rindern!

Und doch, indem dieses warmblütige Leben, von Menschen gezüchtet, schuldlos für Menschen fort wirkte; inden es Menschenberuf sein konnte, in solcher Hütte, mit solchem Sein zu leben, eitel, schön zu leben – war es ihm, als wäre er eingekehrt von einer Verirrung zu einem Erkennen, zu einer Wahrheit!

Die erhabensten Gestalten der Vergangenheit, deren Namen wir mit Ehrfurcht aussprechen, sie lebten so! –

Und unsere Voreltern? Der Graf frug sich, Angesichts seines Ahnenstolzes, der in ihn schlummern konnte, was seine Voreltern waren? Stammte der Stolzeste der Stolzen, der Größte, welcher das Geschlecht zur Größe erhob, nicht aus dem Hirtenvolke? Zogen die Urväter nicht mit den Heerden auf die Hürden, und athmeten sie nicht, so wie er jetzt, in Waldes- und Bergesstille, in einfachster, aus Stein und Balken gefügter Hütte?

Er fühlte sich Jahrtausende durchlebend, eine Seele zurückgekehrt aus anderen Welten in vergangene – er fand die ganze Schönheit seines augenblicklichen Daseins auch in rauhester Hülle!

Die Gestalt Rosl's versenkte sich in ihm zu einer urmenschlichen, zu einer ganzen, ungekünstelten, wie sie aus der schöpferischen Hand der Natur vollendet hervorgeht! Wie sehr, wie ganz war sie Weib, und doch

ein Anderes als ein Weib! Als ein Weib nämlich, wie er's je gesehen und gekannt!

Die andern, sie bedurften alle eine Ergänzung, sie waren ein Theil, dem ein anderer mangelte, sie waren ein lebendiges Sehnen, Schmachten, Mitleid flehen und Anstreben um gänzlichendes Werden – hier war Gewordenes, Selbstständigkeit, Zartheit mit Kraft, Macht mit Milde vereint – ein vollendetes Ganzes!

Den Menschen konnte er sich so als Urbegriff denken! Nicht der Mann in Rauheit konnte es sein. Das Weib mit zarter Wange, mit holdem Auge, mit lieblichen Linien der Schönheit, aber geschwellt von Muth, getragen von freiem Bewußtsein eigenen Könnens und Wollens!

Wie eine Rose aus Felsen entsprossen war sie, ja eine Alpenrose!

Er konnte sie sich denken im Kampfe mit wilder Gewalt, mit dem Ungethier, wie mit ihm selbst. Das Weib konnte den Bogen und die Waffe zum Kriege nehmen – Aug' in Auge mochte sie dem Krieger stehen und nicht zittern vor Tod und Gefahr! Aber auch den wunden Krieger konnte er von ihren Armen weich umschlossen, mild gepflegt sich denken, und geherzt mit süßen heißen Küssen, und übergossen von hellflüssigen Herzensthänen!

Immer befriedigendere, versöhnendere und seltsame Bilder umschwebten ihn, verblaßten in namenlose Farben. Das stetige Rauschen und Flüstern der Nacht draußen ward zum umfangenden Wiegenliede – seine Augen und Sinne sanken, versanken – er schlief, mit tiefem kräftigen Hauche ausathmend ein! –

Draußen webte die Nacht so fort – unter Sternen und endlosen Welten so fort - sofort! Eine gute Weile mochte er geschlafen haben, so tief, so lebens und selbstvergessen, so gefrischt bis tief ins Herz hinein, daß er bei einem Erwachen nicht gleich die Besinnung fand, um über Raum und Ort sich Rechenschaft geben zu können. Aber sie ward ihm, sie dämmerte rasch in dem Mondstrahle und fachte sich mit dem Nachthauche auf. Sein im Schläfe beruhigtes Herz prickelte und zuckte und pochte wieder bei vollen Besinnen!

Das Blut schoß vollends rascher, die Nerven spannten sich noch erregter, als er –leises Rauschen näher kommen hörte – als er Tritte, sich enger zur Thüre ziehend vernahm! Sekunden vergingen bange.

Der alte, im Schlummer vergessene, süße, treibende Wahn erwachte wieder. Hatte er eine eingebildec wesenlose Welt in den Schlummer getragen, und ereuchte er zu holder durchschauender Wahrheit und Wesensfülle?

Es nahete! - Tritte – Schritte – Eine Hand regte sich an der Thüre der Kammer – der Riegel wendete sich, aber öffnete nicht. Egon erhob sich auf den Lager, herzpochend. Als ob ein Druck gegen die Thüre geübt würde, tute und ächzte es von Holze.

Jedoch fast in denselben Augenblicke, war es, wie ein Zurückweichen, ein plötzliches Zurückspringen. Ein Flämmchen zuckte auf, warf durch die Ritzen sein plötzliches, sein überströmendes und zitterndes Licht; es knisterte, wie angezündeter Span, es stammte, und ein gewaltig in Anrennen gegen die Thüre geführter Druck und Stoß, sprengte Klammer und Riegel der Thüre, mit Krachen und Gepolter! Einen hochflam-menden Span über den Haupte schwingend, stand ein kräftiger Mann in der Tracht dieser Berge, mit einem kurzen Jagdstutzen in der Hand, vor dem Grafen!

„Wo ist Rosl? Wer bist Du?“ donnerte die Stimme der Gestalt, und ihr wildes Auge durchbohrte fast den Erschrockenen, indem die Hand gleichzeitig den Stutzen bewegte.

Noch war Egon vor Schreck nicht zur Antwort gelangt.

„Was machst Du da? Wo ist Rosl?“ rief der Mann mit den schwarzen durchbohrenden Augen. Dabei leuchtete er in alle Winkel, um sich zu versichern, ob die Gesuchte nicht verborgen sei.

Jetzt sprang der Graf mit einem kräftigen Ruck aus den Bette und geschickt quer vor die Thüre, daß sein Gegner, wahrscheinlich ein Jäger oder Wildschütze, nicht den vollen Spielraum hatte, dafür aber Egon ihn gegen Verräther und Räuber gewinnen konnte!

„Was willst Du da und wer bist Du!?“ rief jetzt Egon entgegen, mit der ganzen Kraft eines erzürnten, selbstbewußten Mannes.

„Du schleichst und verführst mir meine Dirn‘, und fragst?“ Der Mann sprang ihm an die Kehle, Egon griff mit festem Griffe ebenfalls an den Hals des Gegners, und zwei kräftige Gestalten rangen. Der Fußboden dröhnte von den Tritten und wuchtigen plötzlichen Lasten. Sicher wäre der Graf der furchtbaren Faust erlegen, hätte der Mann nicht immer mit einer Hand krampfhaft seine Büchse gewahrt.

Der zur Erde gefallene Span brannte und loderte, lichtgebend, hell von der Erde auf, daß sich die Gestalten im Mondenscheine, der durch ein Fensterchen und die Ritzen von oben drang, sowie im Flammenlodern, gegenseitig in die wildglutigen Augen sehen konnten.

Jetzt ward Egon Herr seines Gegners. Er hatte ihm die Hand in das Halstuch eingeklemmt und drängte ihn geschickt mit Brust und stemmendem Knie, nach den Regeln eines Kraftgeschulden, an die Rückenwand der Hütte. Da löste sich plötzlich das im Kampfe losge-

bundene Halstuch und Toni ward frei! Dieser sprang zähneknirschend zurück und suchte den Hahn zu spannen. Er legte an, den Stutzen hebend und senkend nach des Grafen Bewegung, entsprung endlich vor den Verfolgenden in eine Ecke, hinter ein Faß und hob, wie in Wildheit außer sich, das Rohr.

In demselben Augenblicke stürzte Rosl zur Thür herein.

Sehen – und, mit einem Griffe, des Erschreckten, des Verwirrten Rohr fassen, war Eins!

„Was machst? Bist närrisch, wilder Bub?“

Toni stand, er wußte nicht was sagen, er fuhr mit der Hand über die schweißtriefende Stirn und die fast starren Augen.

Rosl, ganz angekleidet, von außen kommend, da er wußte, daß keine Thür, die er nicht vor sich sah, sie vorher entschlüpfen lassen konnte, machte auf ihn den gewaltigsten, bezähmendsten und vernichtendsten Eindruck. „

Wo warst? Wo warst?“ frug er. Egon stand und sah erschöpft, ergriffen nun den Ganzen zu.

„Drunten in der Strehütten hab‘ ich g’schlafen!“ Die Züchtige, Reine, hatte mit dem Fremden nicht einmal unter einem Dache übernachtet! Sie war sich in der Einsamkeit des Waldes und der Berge die bes-

te, genügendste Hüterin ihrer Ehre, Schützerin ihres Rufes und Gewissens.

Der Graf empfand dies in all seiner sonderbaren Stellung hier; und Scham, Gerechtigkeitsgefühl einer erreichten Strafe gegenüber, Rührung und Neigung durchzuckten ihn, wie die letzten Flammen des verendenden Spanes.

„Närrischer, unglücklicher Bub!“ rief Rosl aus. „Ist's Dir noch nit genug, daß Du zum drittenmal desertirt und hier zurück bist? Hast noch nit so viel ruhig's Hirn, um zu fragen und nit zu raufen? – Mein Gott! Wärst Du so unglücklich, auf einen Menschen zu schießen? Toni! Wo hast Du Deine Sinne? Bub! Du wilder Bub!“

Der Angeredete stand wie zerknirscht und gebrochen.

„Rosl!“ rief er und wollte reden.

„Und jetzt schau nur geschwind, daß Du weiter kommst!“ unterbrach ihn Rosl hastig. „Ich hab' mir's gleich gedenkt, daß Du da bist, unglücklicher Bub! Ich hab' von unten herauf in der Streuhütten reden gehört. Stecken klappern und Geröll rauscht vom schwarzen Graben herauf. Jäger kommen! O mein Gott, mein Gott! Schau nur geschwind, daß Du weiter kommst. Die Jäger sind gewiß hinter Dir! Und geh' von der an-



dern Seite. Aber geschwind, um Blut's Christi willen, geschwind!“

„Rosl!“ rief Toni noch einmal und wollte zärtlich dankbar sein.

„Den Stutzen versteck‘!“ fuhr sie in früherer, rascher und strenger Weise fort, ohne auf des Burschen Zärtlichkeit zu achten. „Laß ihn unter einem Stein oder sonst wo. Da nit! Sie könnten da suchen und finden!“

Toni zögerte noch einen Augenblick.

„Geschwind, geschwind!“

Sie ergriff ein Stück Butter, das auf einem Brette lag, den Laib Brod dazu. Das hatte sie im Nu ihm eingehändigt. Er neigte sich zärtlich zu ihr, sie entschlüpfte ihm.

„Helf Dir Gott, armer Wildschütz und Deserteur! Helf Dir Gott!“ sagte sie und rang die Hände.

Er machte eine Bewegung, als hörte er nun selbst durch die Stille der Nacht Regungen und verdächtigen Lärm. Er eilte durch die Thür mit den Sprüngen eines flüchtigen Bergwildes, so flink und kräftig, er wendete noch einmal das Gesicht zurück – und mit einer scharfen Bewegung war er verschwunden!

Rosl setzte sich erschöpft auf die Bank, hob die Schürze und weinte darin.

„Ach, und Dein Leben hätt's bald gegolten!“ schluchzte sie, sagte sie gegen Egon hin. Der Graf ließ sich vor ihr nieder und suchte Milde zur Milde zu tragen.

Der Morgen begann im fernsten Osten auf einer Felsenzinne aufzuglühn. Er grüßte in die Alm. Mit dem hellen Morgen kam Petermichel schmunzelnd vor die Thüre der Almhütte.

*Vierzehntes Capitel.*

## **Bei den alten Leuten.**

Vor einem Häuschen an der Sonnenseite im kleinen Orte Untersee saß der alte Erlzauner Seph und schnitzelte an einem Stückchen Holz.

Die untere Hälfte des Häuschens oder der Hütte, wie die Wohnungen der Armen landesüblich heißen, war aus Stein und schneeweiß getüncht. Die obere Hälfte, der Giebel mit einem Quergange, vor welchem geschnitztes Geländer sich hinzog, waren aus gebräuntem und theils durch Alter grauem Holze gefertigt.

In die weißgetünchte Mauer unten waren noch die zwei kleinen Fensterchen geschnitten, welche freundlich von einem grünen Pfirsichstrauche umrahmt waren, der sich als Gelände nach der Höhe zog. Zur Seite der Fensterchen, an der Ecke der Mauer war die

Eingangspforte, über ihr trat ein Dächelchen heraus, von Holzsäulen getragen, und von je einer Säule zur Mauer hin zog sich ein Bänkchen, so daß der Eingang von den Bänkchen, unter dem Vorbau, zu beiden Seiten eingefaßt war.

Auf einer dieser Bänke saß die alte Erlzaunerin mit dem sanften Mütterchenantlitz und sah nach ihrem Manne hin, welcher sich so ganz in den lieben, warmen Sonnenschein gesetzt hatte, um zu schlitzeln und mit dem Schnitzelwerke sich ein Stück Brod zu verdienen.

Er war ein Salzarbeiter, wie die Meisten dieser Gegend, und einer von den wenigen, welche nach vierzig Jahren, im Greisenalter und mit mühseligem Leibe ein Gnadenbrod essen.

Die zitternde Hand vermochte noch eine Gemse, ein Rähmlein, einen Christus am Kreuze zu schnitzen, und diese Kostbarkeiten wanderten an den Krämer, welcher sie zu verwerthen wußte.

Nur selten kamen sie in die Hände eines Sommergastes, der zufällig des Weges ging und einsprach.

Der alte Mann saß im weißen Oberhemde, schwarz ledernen Kniehosen, blauen Strümpfen mit schweren Bundschuhen, auf einer kleinen Lage Holz, hinter welcher sich eine stärkere aufgeschichtete Lage hinzog, die jene Kleinholz-Reihe stützte, welche regel-

mäßig an einer Wandseite der ländlichen Wohnungen sich hinzieht.

Ein würziger Hauch, von den Bergen rings kommend, durchzog die Lüfte.

Ein zweiter alter Mann, ganz angekleidet, den Hut auf dem Kopfe, einen langen Stock in den Händen, die Schultern von den Achselbändern umzogen, welche den üblichen Ranzen auf dem Rücken tragen, kam von der Seite der Hütte, wo das Holz aufgeschichtet war, hervor. Es war Martin. Er wurde nicht begrüßt, er mußte also dies bereits geworden sein und im Hause sich umgesehen haben. Er setzte sich auf ein umgestülptes Holzgefäß, seinen Stock zwischen die Knie nehmend und sich darauf stützend.

„Es ist ein schweres, schweres Herzleid, was uns der Herrgott beschieden!“ sagte der alte Erlzauner.

„Ich weiß nimmer, was mit dem Burschen anfangen. Und jetzt ist's schon gar aus! Wenn sie ihn finden, geht's an's Leben!“

„Ich hab' gebetet und geweint,“ sagte die Alte, aus der kleinen Entfernung mitsprechend, „daß er das Herz haben und sich wenden soll. Aber es hat Alles nix genutzt! – Und wenn sie ihn finden, ist das Bißl' Brod von meinem Alten auch noch hin! Was sollen wir bresthaftigen Leut' machen?“

„Er ist zu wild, zu wild! Er heißt schon in der Gegend der wilde Tonl, und die Leut' reden nur mehr vom Wilden im Berg!“

„Und die Leut' schützen ihn!“ sagte, gleichsam mit einigem Stolz und Trost, Martin. „Und Jeder gibt ihm, wohin er kommt!“

„Und da ist Keiner,“ sagte plötzlich die Stimme eines Mannes, welcher nicht gesehen wurde, „Keiner im ganzen Landl', welcher mich verrathet!“ Die Stimme war die Toni's. Er stak zwischen der Holzschicht und der Seitenwand des Hauses. Ein freigemachtes Brett in einer hölzernen Kammer führte ihn in dieses Versteck, und war das Brett wieder vorgeschoben, so konnte Niemand ein lebendes Wesen in dieser engen Holzschicht vermuthen.

Keines der Gesichter der Anwesenden wendete sich nach der Richtung, woher die Stimme kam. Wie das Wild auf der Lauer, fürchteten sie Alle, einem drohenden, wenn auch unsichtbaren Feinde sich schon durch eine Wendung zu verrathen.

Der Eine schnitzelte weiter, der Andere grub mit seinem Stocke im Sand und Grase. Die Alte sah vor sich hin und seufzte.

„Aber, Du bringst zu viel Leid über uns! Hättest Du's doch ausgehalten. Mußt Du da sein?“

„Ich kann's, ich kann's nicht erleiden! Ich hab' mich damals, wie Ihr mich ausgeleitet, gestellt. Sie haben mich aufgenommen, ja erst mitleidig, aber dann wie ein gefangenes Wild. Sie haben mir Ketten, schwere Ketten an Händ' und Füße gelegt und mich zum Stab transportirt. Auf dem Weg haben sie mich Nachts in ein Arrest gelegt, und es war Mondenschein. Wie ich müd' und zerschlagen auf dem hölzernen Grat aufwach', sehe ich ober mir, auf der Gefängnißwölbung, den schwarzen Schatten vom Gitter sich in der Mondlichte des Fensterls abzeichnen, und dazu den Schatten von einem Tännlingsspitz. Der Tännlingsspitz, hat mir's ganz und gar angethan! – Ich steh auf und sehe hinaus – und sehe wieder in's Gebirg. Ich hör' aus der Ferne einen Juhezzer im Gebirg. – Da hat's mich überkommen!“

„Da hat's mich überkommen!“ wiederholte er, und im Holze rückte und raschelte es. „Ich hör' rauschen,“ fuhr er im Sprechen fort, „und ein Wasser geht unten! Auf dieser Seite kann keine Schildwach sein! denk' ich. Ich rüttel' und schüttel' am Gitter. Herrgott! im Mauersteine rieselt und fällt es, wie schwerer Sand. – Ich strecke meine Ketten über einen Gitterstab und fasse sie wie eiserne Stricke, stemme mich mit Knie und Schultern. Herrgott! es biegt sich – es brechen Stein und Eisen! – Da hab' ich . ,glaubt, mein Leben

muß d'ran! Draußen rauscht der Wasserfall; und rinnt das Blut von meinen Fingern hinein – es soll sein! Ich hab's Gitter zerbrochen, ich bin hinab gesprungen, ich hab' meine Ketten mit einem Stein am Felsen abgeschlagen – ich bin frei, Herrgott! Ueber Wald und Wassersturz und Gemen steig – ich bin wieder da!“

„Ja, Du Wildling, Du wilder Bub, Du! Mir hat's in's Herz hinein gezuckt und nichts Gutes geschlaunt (geahnt), wie ich den Schuß bei Deinem Weggehen vom Sandling drüben hab' gehört. Mir war Angst, daß Du wieder mit den Jägern droben in's Raufen gekommen bist – oder Du kannst's gar nit im letzten Augenblick lassen!“

„Ich hab' meinen versteckten Stutzen noch ein mal losgeschossen, weil ich's doch noch einmal knallen hören wollt und gemeint hab', der Rosl noch ein sicheres Zeichen zu geben!“

„Und die hast Du sicher gerad' so viel erschreckt als uns!“ sagte der Alte. „Aber, was soll jetzt werden? Kannst Du Dein Leben so beschließen?“

„Nur noch eine Zeit,“ sagte Martin, welcher bisher trüb vor sich sinnend gesessen, „und er kann dann doch wohin in ein Thal gehen und unter die Holzknecht sich mengen, wo ihn Keiner sucht und so viel Ausreißer und Flüchtling' sind!“

„Und Rosl?“ rief die Stimme aus dem Holz wieder.

„Ja, Martin, was ist's mit Deinen Schätzen, auf die ich gehofft, wo ist Dein Gold, das Du mir versprochen? Ich bin ein Leidensbruder, ein noch mehr gemarterter als alle, wo ist Dein gutes Gold, um uns Alle glücklich zu machen? Martl, schaff jetzt, nur jetzt Gold!“

Martin schwieg und über seine Gesichtszüge kam noch ein tieferer Ausdruck des Harmes, als ohnehin über ihnen lag.

„Ich bete und suche!“ sagte Martin mit einem tiefen Weh. „Als man meinen Urähneln die rauchen den Scheiterhaufen und die blutigen Fleischstücke, zum Schrecken, auf der hohen Veste in Salzburg gezeigt hat, haben sie nicht mehr gelitten, als ich jetzt leide! Nimmer um meinet-, nur um Deinetwillen möcht' ich und such' ich jetzt das Gold! – Die Leut' mögen es Aberglauben nennen; aber es gibt heimliche und geweihte Künste, und droben auf dem Rudolfsthurm, im Berge ober dem Hallstädter See, wo die Jahrtausende alten Skelette liegen und Heidengräber sind, da muß sich das Geheimniß in geweihter Nacht aufthun, und wir müssen suchen hin zu kommen!“

„Martl, ich kenn' Dich so lang und so lang redest Du immer von Schatz und Gold, und bist so blut und kirchenmausarm wie jetzt! Mir will nichts Gut's dabei ankommen, wenn ich an Dich und Deine Geheimniß' denke,“ sagte der alte Erlzauner.



„Glaub‘, glaub‘, und wir werden noch selig werden!“ sagte, mit einem fast krampfhaften Eifer, Martin. „Jetzt mußt Du, jetzt müßt Ihr Alle noch mehr glauben; denn denkst Du an den Mann am See, beim Frohnleichnamzug?“

„Er sieht aus, wie jener vor einundzwanzig Jahren. Ganz so! Weißt Du nichts Näheres über ihn? Wer ist er? Kommt er unsertwegen?“

„Er ist ein Graf. Jch weiß noch nicht wie er heißt. Aber die Schiffer haben ihn Graf nennen gehört!“

„Graf?“ rief der Alte wie erschreckt, und er schwieg sinnend. „Ich hab‘ ihn auch mit Petermichel auf die Alm gehen gesehen. Der muß mehr wissen. Ich will ihn bald aufsuchen und fragen, und auch ob—“

„Auf der Alm zu Rosl?“ sagte die verborgene Stimme.

„Ja!“

„Ein Schwarzer, Großer? – Er war in der Nacht in der Hütte, ich hab‘ ihn getroffen!“

„Er geht zu Rosl?“ sagten beide Alten erstaunt.

„Das ist auch Einer von Denen, die uns die Dirndl verderben wollen!“

„Ich schieß auf ihn, wenn ich ihn wieder im Gehölz treff!“ rief Toni wild aus dem Holze hervor.

„Da sei Gott für! Das wirst Du nit!“ rief das alte Mütterchen.

„Daß Dich der Herrgott bewahr!“ sagte auch Martl.

„Ich hab‘ noch auf Keinen geschossen,“ sagte wieder Toni beruhigend. „Wenn’s mir auch jach in die Hand fährt . . . aber . . . Ich leg‘ den Armen das geschossene Wild in die Hütten, ich bring‘ Holz und hab‘ manch verirrttes Kind und Thier heimgeführt. Sie mögen mich auch Alle in den zerstreuten Hütten ringsum, und sie schenken mir ein Versteck. Vetter, betet für mich und laßt auch Ihr mich nimmer zu Grunde gehen!“

„Aber Du machst uns viel, viel Herzleid auf unsere alten Tage!“ sagte der Erlzauner.

„Der Jäger kommt!“ rief jetzt Martl. „Siehst dort den grünen Hut? Da ist schon der Hund!“

Das braune Jagdthier mit helleren Füßen und Ohren stand am Zaunpförtchen. Der Alte schnitzelte an seinem Holze emsig weiter und Keines rührte sich vom Platze; sie fingen ein heiteres Gespräch an und Martin suchte zu lachen. Sie sprachen vom Kirchtage, und Martin that, als hätte er die Alte scherzweise zu einem Tanze für jenen Kirchtage aufgefördert. Der Alte sang mit hohler Stimme ein Lied‘ und sagte:

„Ja das war der Landler, den ich so gern getanzt hab‘! Weißt, daß er mir, dreimal hintereinander aufgespielt, nit zu viel war?“

Und er sang wieder das lustige Liedlein, die Alte kicherte dazu! Der Jäger stand vor der Zaunöffnung und grüßte herein.

„Grüß Gott!“ erwiderten sie ihm. Seph schnitzelte weiter. Der Hund ging gegen den Holzstoß.

„Sieht der wieder die Katz‘ droben?“ rief der Hausmann rasch.

„Geh!“ rief der alte Erlzauner Seph dem Jäger zu, „ruf den Hund, die Katz‘ hat Junge im Holz!“ und dabei verscheuchte er selbst den Hund.

„Wißt Ihr nix vom wilden Tonl?“ sagte der Jäger.

„Möchten nix wissen!“ rief die Alte.

„Wär‘ gut, Du findest ihn, daß die Sach‘ ein End‘ hätt!“ sagte Seph. „Ich hab‘ s satt und über leidig satt!“

„Ich krieg ihn schon! Ich weiß das Gestein, wo er steckt. Mir ist‘ s von Einem verrathen!“

„Da helf ich Dir kundschaften!“ sagte Martl. „Ich möcht‘ auch was verdienen dabei. Du weißt, daß ich ihm einmal geholfen, aber er vergilt‘ s übel. Jetzt ist‘ s Zeit, daß wir alle zusammen helfen!“

„Er kommt mir nit aus!“ sagte der Jäger. „Heut‘ Nacht wird auf den Koppenstein getrieben! Für Niemand besser wie für Rosl, die wird mir‘ s noch danken!“

„Gewiß, schau nur dazu! Wenn mir's Herz auch schwer ist, aber schau nur dazu – er kommt Dir nit aus!“

„Wenn Du ein Herrgöttl' fertig hast, kannst mir einen bringen, ich brauch einen für meine neue Hütte, denn ich denk' an ein Dirndl zum Heirathen!“

„Kannst schon einen haben! Sollst ein recht besonders schönen haben. Und weißt, zahlst ihn vom Fang Geld.“

„Wohl! will's schon machen!“

„Bfhüt Gott!“

„Bfhüt Gott!“ Der Jäger pfiff dem Hunde und schritt rasch davon.

*Fünfzehntes Capitel.*

## **Im Kursalon.**

Im Kursalon Ischl's wogte eine feine, bunte Menge. Die weiten, hohen Bogen der Fenster waren geöffnet, die Düfte des Gartens schwebten in den sanften Lüften, welche aus dem sonnigen Morgen in den Schatten der säulengetragenen und breiten Halle leise hereinwogten. -

Auf den Ruhebänkchen an der Seite saßen die mannigfaltigen Gestalten, die Damen namentlich mit prunkenden Blumensträußen, deren große Runde un-

ten niedlich zu einem kurzen und dünnen Stängelbunde zusammenlief, und dann trugen die Damen noch zierliche Gläser mit sich, ein vom Arzte verordnetes Mineralwasser zuweilen nippend. Durch die ganze Breite und Länge des Salons zogen kleine schwätzende Gesellschaften; manche rosige Gestalt, umschwärmt von mehreren jungen Männern, manche Familie mit Kindern aller Sorten, von der vollendeten Reife bis zur knospendsten Jugend beiderlei Geschlechts, waren zu sehen. Alte Herren eilten mit gemessenen Schritten nebeneinander die lange Zeile auf und ab, graue militairische Schnurrbärte zeigten sich sehr häufig und sie waren es zumeist, welche die vom Arzte vorgeschriebene Bewegung auf der Wandelbahn mit aller unbeugsamen Consequenz fortsetzten.

Man hörte alle Sprachen, trefflich gesprochen und von Unberufenen geradebreht. Der kaufmännischen Familie sah man, trotz allen Aufwandes von Vatermördern auf männlicher und von Seide und Schmuck auf weiblicher Seite, die unverkennbaren Merkmale der Handelskammer an, so sehr sie auch das aristokratische Air herauszukehren versuchte.

Manche überschwängliche Adlernase, manch übermäßig glutiges Auge wiesen störrig, trotz aller Gegenbemühungen, nach dem Oriente.

Abenteuerliche Gestalten aller Art führten das rothe Reisehandbuch, sahen bald in dieses, bald auf die Decke und den Boden, als sollte sich hier, selbst in dem kleinsten Fleckchen noch, eine Merkwürdigkeit offenbaren.

„Was sagt Bädeker?“ rief überlaut, mit sächsischem Dialekte, eine alte Dame, von mehreren Familiengliedern umringt, und sah durch eine Brille in das rothe Buch.

„Ja, was sagt Bädeker?“ wiederholte die Familie und guckte gleichfalls in das Buch.

Sehr lange Herren mit entgegengesetzt kurzen Damen, und dann wieder umgekehrt; Paare, welche in Farbe und Wachsthum die größten Widersprüche zeigten und diese absichtlich auf Reisen zu führen gesonnen schienen, kamen zum Vorschein und wandelten.

Ein alter Engländer stand in seiner vollsten Breite, umringt von Gestalten in oberösterreichischer Landestracht, welche sonderbarerweise ebenso gut englisch sprachen als er. Es waren jedoch keine Gebirgsbauern, sondern Söhne Albions, welche das Land zu Fuße durchziehen, am Hallstädter See ein kleines reizendes Fischerhäuschen haben und jährlich aus der weiten Ferne der Kreideküsten hieher kommen, um

das wunderbar Reizende dieser Natur und ihrer Bewohner zu genießen!

Zuweilen verließ ein Herr oder eine Dame die angehörige Gruppe und eilte wieder an den klirrenden, gläserreichen Tisch, wo die Quellen einer ganzen Welt verabreicht werden, und brachte im glitzernden Krystalle das flüssige Leben herbei.

Gräfin Fürstenburg schritt durch den Saal mit leichtem, stolzem Gange, welcher ihrer feinen hohen Gestalt wirklich so anmuthig ließ, daß man die Jahre darüber vergessen konnte. Sie hielt einen riesig runden und wunderhübschen, von dem spitzenähnlichen Papier eingefaßten Blumenstrauß, mit jener unvergleichlichen Leichtigkeit in der Hand, welche stumm sagt, wie sehr die Besitzerin derlei gewohnt sei. Sie trug auch noch ein Krystallglas, das mit seinen zarten, himmelblauen, an den Rändern sanft verhauchenden Streifen, wahrhafte Feinheit und Zierlichkeit zeigte. Sie schritt einer Bank entgegen, auf welcher eine stark beleibte, elegante Dame saß, welche über das Entgegenkommen nicht mehr getäuscht, wenn auch sehr überrascht sein konnte.

Die Dame sah das fein lächelnde Gesicht näher gelangen und machte jene Bewegungen, welche die zierlichen Vorboten einer schmeichelhaften Begrüßung sind.

„Ah, Gräfin Kühns, Sie sehen vortrefflich aus! Wie ich mich freue, Sie zu sehen!“

Die Gräfin erwiderte mit aller Feinheit, sagte alle Galanterien entgegen und freute sich, in besten Ausdrücken, des Wiedersehens!

„Aber, ma chère, sehen Sie, wie gut es ist, wenn man mit Bedacht vorgeht? Sie konnten mich in kleine Verlegenheiten bringen!“

„Ich Sie, Gräfin?“

„Graf Egon hat alle meine Bemühungen unterbrochen und zeigt, daß er sie nicht bedürfe.“

„Mein Sohn – Ihre Bemühungen? Gräfin, ich verstehe noch nicht ganz . . .“

„Nun, Graf Egon hat alle Ansprüche auf Carrieren aufgegeben!“

„Pardon! Wieso?“ sagte die Gräfin überrascht.

„Wer hat Sie irrig berichtet, theure Gräfin?“

„Irrig berichtet, wovon die ganze Welt genau weiß? Oder sollte Graf Kühns nur vor seiner lieben Mutter verborgen haben, was er vor aller Welt ungenirt zeigt?“

Die Gräfin sprach mit jenem feinen, aber treffenden Tone, welcher schon früher nicht verfehlt hatte, das Herz bis ins Innerste zu berühren, ohne daß man der Sprecherin die geringste Außerachtlassung der größten Höflichkeit zur Last zu legen vermochte. Sie beobachtete mit ihren hübschen, zart im Bogen ge-



schnittenen, aber eines feinen, unendlich pikanten Ausdruckes fähigen Augen, die in Verlegenheit gerathene, ebenso erregte, als neugierig gewordene Frau.

„Sie lieben zu scherzen, oder in Räthseln zu sprechen, hochverehrte Freundin! Wenn ich Sie bitten darf um . . .“

„Nun, des Grafen Besuche auf der Alpe, seine näheren Beziehungen zur Aelplerin!“

„Zur Aelplerin? Zu welcher und wo?“

„Es thut mir leid,“ sagte Gräfin Fürstenburg und ließ aus ihren hellgrauen Augen wieder einen jener Blicke, wie einen zuckenden Strahl ziehen, „wenn ich unvermuthet dazu gelange, Ihnen unangenehm berührende Mittheilungen zu machen. Aber ist das Verhältniß zur Comtesse Gisela nicht gebrochen?“

„Zu Gisela? Wo denken Sie hin!“

„Man spricht davon mit Gewißheit!“

„Und wegen der . . .“

„Ja wegen der Alpendirne, der er fast täglich seine Besuche macht, deren Hütte er seiner Villa auch des Nachts vorzieht, wo er sitzt und Lieder singt und zur Zither lernt – in der That eine schöne Idylle!“

Die mütterlich besorgte Frau vermochte kein Wort zu erwidern, sie sah an der Sprecherin empor mit jenem Blicke, der um den Todesstreich und um Mitleid gleichzeitig fleht!

„Ja, eine Idylle ist's, aber sie paßt nicht zum Hofleben und verträgt sich nicht mit aristokratischen Carrièren! Ihr Herr Sohn hat entsagt. Ich muß bedauern, daß ich früher Ihnen Neues erzähle, bevor Sie, im Gegentheile, mir dasselbe mittheilten, um mich nicht etwa in meinen Bemühungen zu compromittiren.“

„Ich muß Gewißheit haben!“ rief die Gräfin erregt und besorgt.

„Theure!“ sagte Comtesse Fürstenburg und fächelte mit dem Blumenstrauß nach ihrer andern Hand.

„Haben je meine Aperçues und Communiquées sich nicht als exacteste erwiesen?“ Und dabei lächelte sie eigenthümlich. „Es ist vielleicht ein Irrthum des Grafen Egon. Er ist vielleicht der irrigen Ansicht, man goutire derlei Pikanterien und erinnert sich an ein ähnliches, historisch gewordenes Ereigniß aus den allerhöchsten Kreisen! Jedoch, ma chère, wie da mals . . . Gute! Sie überheben mich des Weiteren – nicht wahr?“ –

„Dort kommt Gisela!“ rief Gräfin Kühns erschrocken aus und griff, wie unwillkürlich, an die Hand ihrer hohen Freundin. Ihr Busen hob sich bewegt, die feinen Spitzen daran zitterten bei jedem Athenzuge.

„Sie ist reizend!“ sagte die Fürstenburg, nahm ihre Lorgnette und sah Gisela entgegen. „Das weiße Kleid mit dem Blumenaufputze, der zierliche Gang . . .“

Die geschilderten Reize konnten die Hörende nur noch mehr ängstigen.

Gisela kam näher und machte, mit lächelndem Antlitze, eine der zierlichsten und ehrerbietigsten Verbeugungen! –

*Sechzehntes Capitel.*

## **Doppelblick.**

„Doppelblick“ heißt eine kleine Anhöhe in nordwestlicher Richtung von Ischl. Es kann kein gewöhnlicher irdischer Platz sein! Wer ihn betritt, denkt an ein Wunderland und ein Märchen. –

Die Lüfte plauderten es aus. – Als ein himmlischer Genius sich von dem Aethe zur Erde niedergelassen hatte und wieder von ihr scheidend emporflattern mußte, hatte sich die blühende Erddecke an seine Flügel geheftet und er zog sie leise mit sich empor. – Als er sie wehmüthig gänzlich abstreifte, ließ er sie so sanft erhaben, liebevoll sprechend:

Die Schwachen und Zarten, welche nicht die Bergesgrate erklimmen können, mögen hier irdische Seligkeit genießen und zugleich in zwei irdische Thäler sehen, deren jedes allein ein himmlisches Paradies! Einem Gemüthe, das die Natur mit der heiligen Empfänglichkeit für ihre Schönheit gesegnet, flüstert, nach

einmaligem Weilen dort, eine innere Stimme, die Stimme jenes Genius, leise aber innigst zu:

Dorthin! Dorthin! Die Brust, aus der Tiefe und der Enge empor gelangt, kann ihre Arme sehrend strecken, an jeder Seite liegt ein Land, wie das der Verheißung! Das Auge kann die Theile nicht ganz, zugleich fassen. Aber die Seele schwingt sich zu den zwei riesigen Kreisen, an beiden Enden entgegengesetzt, welche wolkentragende Bergeszinnen umringen, von nebligem Dufte und sonnigem Scheine oben gleichzeitig eingehüllt, während unten Stromspiegel emporglänzen!

Nach beiden Seiten schlängeln sich Gewässer. Dort rechts und am Fuße des Doppelblickes glitzert, rauschet und schäumt die Ischl – dort links die Traun. In weithin reichenden Fernen sind sie beide nur schimmernde Bänder, von duftigem Nebel umwoben; ganz nahe sieht der Blick die gelben Ischl Fluten, welche ungestüm drängen, um sich in die Umarmung der grünen Traun zu stürzen.

In beiden Thälern ragen inmitten wie Throne für Auserwählte, grüne Hügel empor und geben dieser Runde den erhabenen und erschütternden Anblick einer gewaltigen Arena, deren Erbauer ein Gott, in seiner Macht und Schönheitsfülle! Die feuchten Nebel duften und dampfen wie Festopfer-Wolken und hül-

len den Schimmer der Flüsse, das Grün der Berge, das Weiß gefügter Steine in zaubervolle Poesie.

„Doppelblick“ heißt die Stelle, und mit vollem Rechte. Derselben entgegen schritt, und mit Absicht gerade hieher, auf diesen Scheide- und Wendepunkt zweier Thäler – Gisela. Sie war durch den sanft zu einer Anhöhe empor schwellenden Kaiserpark, an dem Schmetterlinge aus Marmor und Glas, dem kaiserlichen Lusthause, welches „Cottage“ geheißen ist, vorübergegangen, durch den Obstwald des Jainzenbauers, den einzelnen Föhren entgegen, welche auf dieser Doppelblick-Höhe lieblichen Schatten bieten.

Wilhelmine ging an ihrer Seite, und die junge, blühende Gestalt warf zuweilen das umlockte Haupt, als wollte sie mit dem Lockenschütteln Gedanken von sich weisen – als sollte mit dem Lösen der Haarsträhne sich auch fester Lagerndes im Haupte und Herzen lockern!

Sie sprachen wenig, und was sie sprachen, waren Bemerkungen über Blumen und Käfer am Wege. Gisela seufzte, als sie die sanfte Anhöhe vollends emporgelangt war, sie setzte sich auf eine Bank unter eine der Föhren und sah in die entzückende Doppelferne der Thäler. Der Anblick der gewaltigen Natur schien ihr Kraft und Heiterkeit zu spenden. Sie saßen eine Weile in diesem Blumenlande. Es ist ein Scheidepunkt des

Vereinten. Es ist ein Vereinigungspunkt des Getrennten. –

„Er kommt!“ sagte plötzlich Gisela, nach der Seite zum Grunde sehend.

Dort schritt Egon herbei.

„Darf ich Sie bitten, mir einen Wiesenstrauß zu binden?“ sagte Gisela, und Frau Herming verstand den tieferen Sinn der Worte.

„Liebe Herming, suchen Sie viele, viele Blumen!“ Dieselbe entfernte sich.

Egon und Gisela grüßten sich freundlich, sie reichte die Hand, die er küßte.

„Wozu verschweigen,“ begann er, mit einem Seufzer, „was Sie wissen, Gisela? Mir geziemt eine männliche Sprache und . . .“

„Und mir ein hochherziges, weibliches Fühlen!“ sagte Gisela mit überraschender Festigkeit. Egon sah erstaunt über ihre schönen Züge und Formen. – Beide schwiegen eine kurze Weile, sich fassend. Gisela nahm, die Erste, wieder das Wort.

„Sie lieben! Und ich, ich weiß zu . . .“

„Hassen?“

„Nimmermehr! – Zu entsagen!“

„Gisela!“ rief Egon und es war ihm, als müßte er vor ihr niedersinken und ihre Hand pressen – er wußte im Sturme nicht zu unterscheiden, ob in be-

wältigender Liebe oder Achtung! Der Ausdruck seines Wesens war ihr genügend. Er hielt männlich an sich und stand. Er fühlte es, er war ein Angeklagter und stand vor einem Richter, er hatte mehr zu hören als zu sprechen.

„Sie konnten wohl glauben, ich rüste mich mit Vorwürfen?“ – Sie bewegte sanft verneinend das Haupt. „Ein Wesen meiner Art konnte ich beneiden und der Prüfung unterziehen; ein Mädchen wie das, dem Sie Ihr Herz geschenkt, muß so seltsam, so eigen sein, daß Vergleiche gänzlich ausgeschlossen bleiben. Ich darf staunen; aber ich muß mich der Thatsache beugen!“

„Sie sind edel, Gisela! Und es ist eine selige Erinnerung, daß ich mich nicht getäuscht! Aber es ist die Natur, die mich mit Gewalten an sich gezogen und mich gefesselt hält!“

„Und das Leben, das Sie gelebt, das Sie nun leben werden?“

„Der Lebenskreis, in dem ich eingeschlossen war, bleibt der meine! Wie ich leben werde? Wie ein Baum, dem man kräftige Reiser aufgepflanzt und welcher herrlichere Früchte trägt als zuvor!“

„Sehr schmeichelhaft für mich, für uns Alle!“

„Gräfin Gisela ist zu klug und zu edel, um mich mißzuverstehen! Aber seien wir offen. Ist es nicht das

Einsenken eines Stammes, welcher lange als Garten-  
gewächs im engen Topfe gestanden, in die frische,  
urkräftige Erde, wenn alte abgesonderte Geschlechter  
zurückgehen zu dem Volke und sich mit den Lieb-  
lichsten und Markigsten daraus verbinden? es nicht  
ein unwiderstehlicher Zug, welcher sich durch die  
ganze Geschichte der Größten zieht und dem jedes  
Volk fast seine reizendsten Liebessagen verdanket?“

„Graf, Sie sprechen mit solcher Wärme, daß ich  
jeden Gedanken an eine mögliche Eitelkeit bei Ihnen  
ausschließen muß!“

„Wäre ich eitel, würde mein Stolz nur Gräfin Gise-  
la geheißten haben!“

„Galant selbst beim Todesstoß, edler Ritter!“ sagte  
Gisela mit einem Ausdrucke, welcher einen Anflug  
von Laune hatte. Und als ob ihr dieses Geistenspiel,  
dieser Witz willkommen wäre, die erste Stufe, wel-  
che sie emporklettern konnte, so fuhr sie, in immer  
mehr heiterem Tone sich festigend, fort: „Ich erkenne  
Ihre Lage, unsere Stellung. Ich denke mir das so! Sie  
sind fein genug, um der gleichen Feinheit Anderer zu  
entbehren. Sie suchen nach Gegensätzen, Sie reizt das  
Pikante des Seltenen. Sie haben es gefunden. Ich habe  
von Philippine Welser gelesen, von der Schäferin des  
Königs Mathias. Und meinen Sie, daß ich nicht Weib  
genug bin, das Weib zu verstehen, zu begreifen?“



„O Gisela, wären Alle wie Sie!“

„Ja, Sie fühlen sich,“ fuhr Gisela fort, „wie im Dufte einer Alpenwiese, nachdem Sie mit allen Flacons eines Boudoirs besprengt waren. Sie lehnen sich an einen Waldbaum, nachdem die sanften, zarten Sträucher Sie wiegten. – Haha! Graf, ich muß lachen – Sie haben uns satt!“

Gisela's Auge hatte einen Anflug von Feuchtigkeit mehr, aber sie lachte. „Sie blicken mich vorwurfsvoll an. Aber sprechen Sie,“ sagte sie trocken, „wie es Ihnen um's Herz ist. – Wir sind nun ohne Leidenschaft!“

„Nun, Gräfin Gisela . . . mir ist es, als tauchte ich in den Jungbrunnen frischen Lebens! Ich weiß nicht, was es ist, es ist mir aber, als sollte ich frisches Blut in meine Adern bekommen! Ich erinnere mich an den siechen Kaiser, welchem ein Gleiches wahrhaft geschah! Viele adelige Geschlechter sind krank, vielleicht bin ich selbst darunter der am meisten Kranke! Ich bedarf einer Erfrischung an Leib und Geist. Nur aus dem urkräftigen Volke ist sie zu holen, und ich habe sie gefunden! Die besten Quellen steigen aus der tiefsten Tiefe empor; was Großes zum Himmel emporgestiegen in der Neuzeit, wie der Strahl eines artesischen Brunnens, ist aus der Tiefe, durch die Kraft der Urgewalten im Volke emporgedrungen - ich bin vielleicht ein Schwärmer, aber ich schwärme in dem

schönen Wahne, mein sich vererbender Name werde in Zukunft von gleichen Kräften und Strahlen gewaltig emporgehoben!“

Gisela schwieg einen Augenblick und sah dem mit erhobener Stimme, voll der Wärme eines Wahrhaften und Ueberzeugten Sprechenden, mit klarem Auge in's Gesicht.

„Ihre Erklärung gefällt mir!“ sagte sie endlich. „Sie konnten mich überzeugen! Ich sehe in der That kein Unglück, wenn unter der Grafenkrone das hübsche Haupt eines frischen, braven Weibes steckt. Ich bin bereit, Ihnen Recht zu geben! Lieben, meine ich, heißt weniger denken; die Liebe muß unbegrenzt sein, wie das Hoffen und Glauben. Was einem reinen Herzen gefällt, ist liebenswerth!“

„Gisela, Sie überraschen mich!“ „Wozu hätte man Macht und Stellung, wenn nicht, um souverainer, freier zu sein als Andere? – Haha, Graf! Die Geschichte hat eine heitere Seite! – Wissen Sie was? Egon, ich spreche mich nicht einmal frei von der Möglichkeit, daß ich das heute Gehörte in einem entgegengesetzten Falle für mich anwenden könnte! Die Welt ist groß und bunt. – Geben Sie mir Ihren Arm und spaziren wir Ischl entgegen. Sie erzählen mir die Geschichte ganz prosaisch und besser. Ich verstehe gut zuzuhören. Wie wäre es, wenn Sie mich das Mädchen sehen lie-

ßen? es mir selbst zeigten? Wir haben beide, wohlerzogen, gelernt ruhig Blut zu halten. – Geben Sie mir Ihre Hand, Sie holen erst von mir die Erlaubniß und Zustimmung, ich bin eine unparteiische Richterin! Kann man besser handeln?“

Graf Egon erfaßte diese Hand und küßte sie lächelnd und doch wehmüthig.

„Wissen Sie noch etwas!“ sagte Gisela rasch. „Unten, hinter dem Zigeunerdörfchen, steht ein Wagen; fahren wir zusammen nach Perneck – ich lasse mich zur Rainfalz tragen; Sie gehen den gewohnten Weg!“

Nicht lange nachher rollte eine Equipage auf der bezeichneten Straße.

*Siebzehntes Capitel.*

## **Mutter und Sohn.**

Hastig schritt die Gräfin Mutter in einem fein eingerichteten Zimmer ihrer Villa auf und ab.

Die Farben, welche hier herrschten, waren alle im halben Tone gehalten, um prächtig und sinnig gegen die ganzen vollen Farben der Natur außen abzusteichen und dem Auge Ruhepunkte, Beschwichtigung zu gewähren. Die Vorhänge und die Draperien über den Fenstern brachen das Licht in sanftester, wohlthuedster Weise.

Graf Egon stand und legte das Haupt mit dem schönen schwarzen Haare an die bleichen Marmorskulpturen, welche eine an die Wand gemalte Landschaft umzogen. Das Gesicht der Gräfin war erregt, ihr Auge flammte mit noch jugendlicher, jedenfalls ungewöhnlicher Heftigkeit.

„Und Du glaubst, Egon, daß ich diese Affaire, diese Schmach unbehelligt, ungehindert über mich, über die ganze Familie ergehen lassen werde?“ – „Aber ich kann es noch nicht glauben,“ fuhr sie, ohne Antwort zu erwarten, fort, „daß es Dein voller Ernst, Dein Entschluß und fester Wille sei! Es ist eine Laune, die Caprice der Beschäftigungslosigkeit! Eine neue Form der Aventuren, die Du heute betreibst, morgen vergessen hast! – Gieb mir den Trost, daß es so sei, ich bitte Dich!“ sagte sie mit Nachdruck.

„Gute Mutter!“ sagte Egon. „Ich sah voraus, was mich erwartete. Ich wußte Alles, was Sie sagen können; ich vermöchte Ihre eigenen Worte in der Art fortzusetzen, daß Sie erstaunt sagen würden, ja, es sind jene, die ich sprechen wollte!“ –

„Und dennoch?“

„Ich bin gewappnet und spreche jetzt mit der Ruhe des gereiften Entschlusses, der Thatsache, nach vollbrachter Ueberlegung. Lassen Sie mich all das nicht

wiederholen, was ich leider zu Ihrem Unmuthe bereits ausgesprochen!“

„Unser alter erhabener Name!“ rief die Gräfin in neuer Erregung.

„Unsere Ehre! Unsere Stellung! Meine Zukunft!“ rief Egon, mit noch mehr erhobener Stimme hierauf scheinbar eingehend. „Aber ich habe abgeschlossen. So und nicht anders! Ich bin Herr meines Willens, meiner Selbständigkeit und meines Vermögens väterlicher Seite! Und, theure Mutter, Sie werden mich auch Ihre Zärtlichkeit nicht entbehren lassen!“

„Für zeitlebens!“

„So kann Ihr Mutterherz nicht handeln, wenn ich auch bedauere, es betrüben zu müssen! Aber Sie werden das Glück Ihres Sohnes fördern! – Ich kann mich nunmehr so und nicht anders mir denken! Ich liebe, ich liebe eigen, unaussprechlich, und eine innere Stimme ruft mir zu, ich muß, selbst zu meinem Ruhme, selbst als ein Beispiel, so und nicht anders handeln! Die Zeit ist vorüber, in welcher Vorurteile so weit gingen. Blicken Sie auf die Paläste. Schönheit und Verstand erringen wieder jene Vorzüge in der Gesellschaft, welche unsere Ahnen aus dem Volle erhoben! Die Zeit erneuet sich. Die Geschlechter schmücken ihre alten Stammbäume mit frischen Reisern. Die Wahl adelt, die Liebe adelt, der eigene Werth adelt. Es

ist ein neuer, aber dreifach kräftiger Adel; er ist jener eines Ahnhauses!“

„Und ich hätte die Mühen und Sorgen um die reiche Erbin Gisela, um die Verbindung mit ihrem einflußvollen Hause vergeudet? Denke an Gisela!“

„Gisela ist heiter und enthebt mich!“

„Es ist Stolz, Geringschätzung, bitterer Hohn von ihr!“

„O nein, Mutter, es ist ihr heiteres, ihr nobles, ihr zeitgeistiges Naturell!“

„O Euer Zeitgeist! Er ist Euer Elend, Euer Unglück! Und ich entsetze mich vor der Entartung, welche einzureißen beginnt!“

„Sie nennen Entartung, Gräfin Mutter, was vielleicht nur eine Form der Noblesse ist!“

„Und ich hätte meine noble Erziehung, meine Hoffnungen, meine Pläne dafür vergeudet, daß Du auf einem Bauernhofe selbst das Hausvieh züchte daß Du vielleicht auch sorglos hin und wieder in einer Loge mit Deiner neuen Gräfin von der Alm fräße?“

„Und könnte ich nicht trotzdem edel wirken? I alles Schaffen nur im Amte? Kann ich nicht ringsum auf meinen Gütern Segen bringen, indem ich lehre und erzeuge? Kann ich nicht als Landstand, als Vertreter, kann ich nicht als Redner, für alle Welt Gutes wirken und glänzen, indem ich ein Getreuer des Kaisers und

des Hofes bin, und indem ich gerade ohne Eigennutz nach Oben wie nach Unten, mit Aufopferung der Kräfte Gutes wirke?“

„Wahn! Wahn! Du wirst verachtet, verlacht!“

„Wer lacht, verdient meine Würdigung nicht; und wer mich verachtet, kann noch dazu gelangen mich zu ehren! Es ist eine der edelsten Aufgaben der Edlen, zwischen Fürst und Volk als rechte Vermittler, als die lebendigen Zeugen der Uneigennützigkeit, der Treue und des Vorwärtsstrebens sich zu stellen! Ich fasse mein Verhältniß so auf und nicht bloß in In meiner Freiheit, die ich doch entsagend unterordne, bin ich die Bürgschaft für Thron und Volk! Ich bin stolz auf den Gedanken. Es ist eine Mission, die ich erfülle. Ich will sein, was ich erkannt! Sie, gute Mutter, stecken in dem Vorurtheile jenes Geschlechtes, von dem Sie noch erzogen!“

„O es ist wahr!“ sagte die Gräfin mit einer Art innerer Rührung. „Es betrifft Dein ganzes Haus, Dein ganzes Geschlecht! – Und, Sohn, höre, was ich Dir verschwiegen! – Ich bekenne traurig, was ich sorgsam Dir bisher verborgen. Dein Vater . . .“ sagte sie zögernd und schwieg eine Weile, in der Egon gespannt horchte. „Dein Vater,“ fuhr sie fort, „hatte auch ein unglückseliges Verhältniß, gerade in diesen Bergen! Es kostete

alle Mühe, alle Anstrengung, ihn davon abzu bringen.  
Noch mehr, Dein Vater . . .“

„Sie spannen alle meine Nerven!“

„Dein Vater hat ein unglückliches Opfer, ja ein Zeugniß seines Sichvergessens hinterlassen, dessen lebendige Gegenwart ein Frevel!“

„Mein Vater, in diesen Bergen!“ rief Egon höchst erregt, in kurzen Absätzen seine Worte aus stoßend.  
„Und ich fand eine Alpenrose unter seinen Schriften und Sachen? Ein Angedenken . . .“

„Eine Alpenrose noch verwahrt? Er hat den Frevel nicht ganz vergessen und von sich geworfen? Ja, Sohn, jenes Opfer und lebendige Zeugniß existirt noch in diesen Bergen, selbst auf den Wegen, die Du gehest! Sohn, ich habe geschwiegen, und Alles von Dir ferne zu halten gesucht. Ich habe nun die entsetzlichsten Vermuthungen, ja vielleicht schon Gewißheit, die Mutter der Alpendirne von der Rainfalz . . .“

„Heiliger Gott!“ und Graf Egon griff sich mit beiden Händen an die Schläfen. „Nein, nein!“ rief er, indem er sich faßte und in jene Züge ihm gegenüber sah, welche er mehr als die eines klugen Weibes, als jene einer Mutter nun betrachtete. „Ich lasse mich nicht so leicht täuschen! Dieser Glaube findet kein Herz in mir! Rosl ist ein Geschöpf, unabhängig von meinem Blute, wie die rothe Alpenrose auf dem Berge oben!“



„Und Du mußt dennoch Anderes fürchten!“

„Muß? Das Gegentheil läßt sich beweisen!“

„Ich werde Deine Beweise bestreiten! Ich werde thun,“ sagte die Gräfin, welche sich eine Weile in einen Fauteuil niedergelassen hatte, nun aber kühn und fest sich erhob, Egon gegenüberstellend, „ich werde thun, was ich vermag!“ Ihre Augen flammten. –

„Denke selbst an die Opfer solchen Frevels in der Vergangenheit! Denke an Veronika von Dessenitz und den Grafen Cilli, denke an Agnes Bernauer, denke an das Ungarmädchen des Grafen Ba . . .“

„Ich denke an meinen Mannesmuth. Ich denke an das Blut, das in meinen Adern rinnt, und an meine Festigkeit! Ich stehe nun und falle mit meinem Ehrentworte, welches ich hier gebe – und wehe den Helfern, die mir mein Heiligstes betasten!“

Mit diesen Worten schritt er aus dem Zimmer, die Gräfin hörte seine Tritte fest durch die Reihe der Gemächer schallen, sie sank zurück in den Lehnssessel und stützte ihr Haupt schwer in die Hand!

## **Kirchtag beim Gemsjägerwirth.**

Im Wirthshause zum Gemsjäger ging's lustig zu! Sonntag war's und Kirchtag war's. Draußen standen Lebkuchen- und kleine Geschmeide-Buden, vor denen die Burschen ihren Mädchen Süßigkeiten und Schmuck kauften. Kleine Buben und Mädchen umlagerten sehnsüchtigen Blickes die unerreichbaren Schätze.

Das Wirthshaus war geschmückt mit einem frischen Tannenspitz an der Stange. Die niedere, von Holzbalken gedeckte Wirthsstube war in all ihrer Größe von Gewinden aus Tannenreisig, Blättern und Blumen umzogen! Den Kronleuchter bildete eine Zusammensetzung aus Tannenkreuzen, von denen die Zapfen des Nadelholzes herabhingen und aus phantastisch knolligen Baumschwämmen. Dabei fehlten auch die Blumen, Ketten aus buntem Papier, ja Verzierungen aus Rauschgold nicht.

Draußen im Hofe war ein Schießstand und knallten die Bolzbüchsen nach den Zielen, gemalten Hirschen, Gemen und Steinböcken, welche kunstvoll in die beweglichen Gelenke zusammenknickten, wenn ihr Schwarz getroffen war.

Die Tische senkten sich schier unter der Last der Krüge und Gläser, sowohl im Freien des Hof- und Gartenraumes, als in der Stube, wo wenige Tische an den Wänden Platz hatten, da zum Tanzen geräumt war.

Die Lauffener Bursche waren da und die von Sankt-Oaten (Agatha) und Goisern. Sie hatten sich in der Stube und in der offenen Nebenstube je an die Tische zusammengesetzt, nach Ortschaften, um „zusammenzuhalten“ nach altem Brauch, wenn's irgendwo nothwendig sein sollte, und um gleichartig zu wetteifern, welche Bursche mehr „aufgehen“ lassen, ob die von dort oder da.

Die Federn und Gemsbärte steckten kühn und herausfordernd auf den Hüten; sie waren ebenso ein Zeichen der Kraft, als des Friedens, es hieß allgemein Ruhe halten!

Petermichel war sonderbarerweise auch da. Seine breite und hohe, aber dennoch burschenhafte Figur, mit den überklugen Augen und dem Lächeln um den Mund, ging geschäftig von dem Einen zu dem Andern. Er war überall bekannt und vertraut. Es war, als hätte der Petermichel da eine Würde übernommen und ginge ihm das ganze Wirthshaus und der Kirchtag besonders an. Er hatte auch Kameraden mitgebracht, und es waren mehr als sonst „Sesselträger“ und „Füh-

rer“ heute da zu sehen, welche schossen oder zechten und rauchten.

Ueberall wußte der Petermichel etwas zu sagen. Er versprach heute einen lustigen Tag! Er liebe den Ort und den Kirchtage, er habe Leute hieher gezogen, sagte er, und er habe sogar „Alm-Menscher“ von der ganzen Gegend hergeladen; Diese und Jene habe ihm sicher versprochen zu kommen. Es kommen welche vom Ramsauer Gebirg, von Hütteneck sogar, ja und noch von wo anders her, daß man schauen werde! Es kommen auch noblige Gäste, die er alle herbeschied, und es werde ein „Kirtage“ werden, wie schon lange keiner!

In das Gerede und Gewirre klangen auch zwei Zithern hinein. Die eine, welche hoch hinaus sang und zwirbelte und die Töne lustig kräuselte; die andere, welche tiefer und gemessener hineinklang! Es war ein Wiegen und Wogen in den Tönen, daß die schweren Schuhe der Burschen und Männer auf dem Boden taktmäßig auftrappten oder schliffen.

Draußen krachte zuweilen ein Schuß rechtzeitig darein, und gab dem Ganzen einen festeren, aufregenderen Nachdruck!

Endlich fingen Einige mit Daumen und Zeigefinger in die Melodien drein zu schnalzen an, daß man den Fingern diese Tonkraft gar nicht zugemuthet hätte. Andere klatschten die lustigen Lieder auf den

Handflächen nach. Und so ward auch zu singen begonnen. Einer, den Hut kühn nach der Seite gerückt, that die Pfeife vom Munde weg und sang:

Auf und auf nach der Traun  
Geht der kalt Wind –  
Und ich möcht' hold gern wissen,  
Wo ich die Lauffner denn find'!

„Halloh! Trutzliedl'!“ schrie ,s wie aus einem Munde.

„Recht, Ihr von Goisern!“ Der Gemsjägerwirth begann sich geschäftig ein zudrängen.

„Tanzen, meine Herren Buben, tanzen!“ Er kannte nur zu sehr, aus unangenehmer Erfahrung, die Wirkung solcher gegenseitig herausfordern den Gesänge, welche mit Witz beginnen, mit Grobheit fortfahren und endlich in Schlägereien mit zerbrochenen Krügen, Gläsern, Tischen und Bänken ihr Ende finden können.

„Nix da! Singen!“ entgegnete es dem Wirth von allen Seiten. Und mit den Knöcheln und mit den Füßen ward getrommelt, die beiden Zithern arbeiteten fest drein und klangen scharf und lieblich durch das Gewirre.

Dort drüben auf'm G'sträuß,  
Hockt ein Fink und ein Zeis,  
Und daß die Lauffner frisch sein,  
Ist auch nix mehr Neu's!

sang Einer. „Halloh!“ lohnte ihm von seiner Seite.  
Aber rasch erhob sich drüben wieder eine Stimme:

Und das ist den Alten  
In Goisern ihre Freud',  
Daß's lauter Buben haben,  
Die gar kein Geld g'reut!

Jetzt war das Jauchzen und Zustimmen auf jener  
Seite. Die Zithern drangen wieder scharf und wohl  
klingend mit ihrem jodelnden Nachspiele durch das  
Gewirre. Das waren aber nur die sanften Anfänge.  
Aufgemutzt begann nun Einer hüben:

Auf der Ramsauer Höh'  
Steht a Gamsperl, steht a Reh,  
Steh'n die Buben von Goisern dabei,  
Haben kein Pulver, haben kein Blei!

Gelächter seiner Genossen lohnte ihn. Das war in's Schwarze getroffen, und rasch begann ein Anderer entgegen, trutzig, aber doch heiter:

Ueber'n See, über'n See  
Fliegen meine Tauben,  
Thun in ihre Kröpfeln  
Alle Lauff'ner z'sammklauben!

Jetzt gab's keine Zeit zu verlieren, es mußte, den darüber Jauchzenden zum Trotz, rasch erwidert werden. Vergebens versuchte Petermichel, fast wie ein Wirth, die Ruhe zu stiften. Die Gefahr war jetzt noch außer seinen Absichten. Aber hartnäckig setzte ein Bursch diesseits noch ein Trutzliedl' drauf:

Auf dem Katerberg  
Is' ein Hahn verreckt,  
Da haben die Lauffner Buben  
Die Federn aufg'steckt!

Das forderte, trotz aller Einrede, stärkeres Ausmaß, und das Liedl' ließ keinen Augenblick auf sich warten, Alles übertönend:

Die Buben von Goisern  
Haben ein schlechten Verkauf,  
Geben fufzig um ein Groschen  
Und a Schaufel voll drauf!

sang Einer von dem einen Tisch zu all der Seinen  
Ergötzen.

Doch ,s Dirndl hat g'sagt,  
Bub, was bist für Einer?  
Wenn's d' von Lauffen bist,  
Is mir lieber Keiner!

lautete die rechtzeitigste Antwort. Und sie blieb  
nicht ungerächt:

Die Buben dort drüben  
Sein wunderschöni,  
Krummhaxet, buckelnaset  
Und kropfet nit weni'!

Das war grobes Geschütz! Und Krüge klopften  
schon, Zähne knirschten! Von draußen suchte der  
Wirth neue Gäste ein zudrängen. Aber keiner wollte  
die Hand ins Feuer stecken. Die Zithern klangen und  
klangen und wirbelten helltönig dazu:



Auf'm Zaun steht a Vogerl,  
Hat an Schnabel an krumpen –  
Und die von dort drüben  
Sein lauter Lumpen!

Das war zu trotzig, zu viel! Es war eine ganze Beleidigung. Die Einen sprangen nach dem Schimpfworte sofort auf und hoben ihre Stühle und Fäuste zum Raufen. Im selben Augenblicke stürzte der Wirth zur Thüre herein. Hinter ihm wurden mehrere Mädchen sichtbar:

„Menscher, kommt eini – Damenwahl is!“ rief er. Und jauchzend und singend hüpfen, tänzelten mehrere „lebfrische“ Dirnen herein, mit hellen Gewändern, frischen Wangen, glänzenden Augen und flatternden Kopftüchern über dem lieblich gescheitelten Haare.

Eine „Seitelpfeife“ ließ sich nun noch zu den Zithern jauchzend und flötend hören. Die allgemeine Lust erstickte den Raufhandel; es war zu rechter Zeit noch gelungen. Jeder Nächste ergriff eine Dirn', und der Kreis war voll, die Paare stellten sich und begannen den „Landleranz.

„Is keine Dirn mehr da?“ schrie ein Bursch'.

In demselben Augenblick erschien Rosl in der Thüre. Auch sie war geladen, dringend geladen, und

hatte indessen eine Ersatz-Dirn auf die Alm gestellt. Petermichel jauchzte mit auf. Er jauchzte, als ob ihm ein Werk gelungen wäre!

Und die Buben faßten die Dirnen um die Hüften, stellten sich stramm vor sie, schnellten dann wieder Knie und Hände empor und hinab, trabten, paschten, hoben einen Finger und ließen die Dirnen wie einen Kreisel darum drehen, schwenkten diese kräftig in der Luft, setzten sie zu Boden und walzten mit ihnen, entfernten sich von ihnen, entschlüpften und fanden wieder, im Liebesspiele, das der Tanz ausdrückt.

Jauchzen und Singen begleiten die Zithern und die Seitelpfeife; Alles drehte sich. Einer sang das Liedchen dazwischen: -

Annamirl - Mirl, wend' dih,  
Annamirl - Mirl, drah' dih,  
Annamirl, wenn ih dih nit hätt',  
Annamirl, was that ih!

Da gewann Petermichel, durch die Tanzpaare schlüpfend, die Mitte, stellte sich dort auf, hopste allein, patschte in die Hände, schnalzte mit Daumen und Zeigefinger, wiegte und schnellte sich, ein Tanzliedl' zur Musik und zum allgemeinen Besten singend:

Musikanten macht's auf  
Mit der Doppelsaiten,  
Und spielt's nur recht lusti'  
Den lustigen Leuten!

Im Himmel thun s' tanzen,  
Singen die Engel dazu –  
Hör' ich die Zithern schlagen, S  
o giebt's mir kein Ruh'!

Der Stieglitz und die Stieglitzin  
Sitzen auf der Tannen,  
Schöne Buben, schöne Dirndl,  
Sein gern beisammen!

Hab ein Schatz g'habt,  
Hab' ihn gern g'habt,  
Hab' ih glaubt, er hat mi h –  
Hab' ih nachg fragt,  
Haben s' Schön's g'sagt

Von dem Höllensakr di!  
Und jetzt noch drei Tanzerl  
Und lustig vom Fleck,  
Bis nit von den Schuhen  
Die Sohlen fliegen weg!

Was liegt denn am Geld!  
Und dem Vater sein Schimmel  
Die lustigen Leut  
Kommen alleweil in Himmel! . ...!

Alles drehte sich, hopste, sang, schnalzte, jodelte, musizierte. Die Tische und die Wände, die Berge, welche durch die Thüre sahen, schienen mitzukreisen und mitzujauhen, in kräftiger, wiegender, wogender Seligkeit!

Graf Kühns trat in die Thüre. Er sah Rosl und erblickte sie eben im Tanze. Sie hatten sich versprochen, hier zusammenzutreffen. Sie sprach mit ihrem Buben, der vor ihr tanzte, und dieser sagte bereitwillig zu, den Tanz auch einem Zweiten zu überlassen.

Sie winkte Egon, er trat an und tanzte mit, daß die Nebentanzenden „Bravo!“ dem Stadtherrn zuschrien, den sie gerne so mittanzen sahen.

Er hob und senkte Rosl, bis ihm diese zuflüsterte, den früheren Tänzer den Tanz schließen zu lassen.

Und als sie so fortanzten und fortsangen, da erschien. Einer an der Thüre, plötzlich, wie aus dem Boden emporgetaucht, sprang mitten in den Kreis hinein, – ein kräftiger schwarzer Bursche, wild und elastisch wie ein Thier vom Felsengrate!

Aller Blicke richteten sich nach ihm – aus Vierter Mund tönte es wie einstimmig: „der wilde Ton!“ Scheu, Entsetzen und Freude bemächtigte sich aller der Anwesenden gleichzeitig. Man begriff nicht, wie ein zu Tode Geächteter dieses kühne Wagstück vollbringen, sein Leben um eines Tanzes Willen einsetzen könne!

Die Jäger waren nicht zu fürchten, die wagten jetzt nicht, Einen von da herauszunehmen. Aber die Landjäger, die Gensd'armen, welche streifen und nachsehen kommen?

Es ward getanzt und ward gezecht. Es ward dem „Wilden“ Trunk geboten und ausgebracht.

Egon war stille. Er wußte, er müsse da zurücktreten. Und schon die Menschlichkeit gebot ihm, dem Geächteten gegenüber milde zu sein und auf kurze Zeit, vielleicht der Todesfrist, zurückzutreten.

Rosl wollte bleiben. Sie sah klug, daß sie nicht fortkäme, nicht fort durfte unter solchen Umständen. Und es ward gescherzt, gesungen, getanzt. Jeden unbewachten ihrer Blicke sendete Rosl dorthin, wo Egon stand, der ihretwegen gekommen war und ihr Herz durch seine Demuth und Wahrheit nach sich zog, wie der Windhauch die Flamme.

Petermichel lächelte, rieb sich die Hände und wechselte Blicke mit manchen ringsum sitzenden festen Gestalten. Es war Alles gekommen, wie er wollte.

Die Abendröthe brach herein, es dunkelte draußen und die Lichter wurden aufgezündet. Toni bat und bat – ihm, dem „Wilden im Stein“, durfte man heute nicht widerstehen!

Da, als es draußen schon ganz dunkel war, als die Lichter auf die Tanzkreise und Tische flimmerten, stürzte Petermichel plötzlich in die vergnügte Menge herein, mit aller Kraft schreiend:

„Die Gensdarmen können!“ In demselben Augenblicke löschten alle Lichter aus, in der Stube wie in dem Garten, als hätten sich Alle für dieses Auskunftsmittel verabredet! Hier fing es an, dort rief es eine Stimme der andern zu. Das Rufen: „Lichterlöschen!“ und das Geschehen sein war fast ein und dasselbe!

Es begann nun ein wirres Durcheinander, ein absichtlich Drängen und Drücken im Finstern, es galt den Todesbedrohten zu retten! – Und in solchem Gewoge war er sicher von keinem Häscher zu finden! –

In der schwarzen Finsterniß der Stube verloren sich Befreundete. Egon wollte fest an Rosl halten, aber er fühlte sich gedrängt und mit gewaltigem Rucke gestoßen, ihm war's, als hörte er gleichzeitig einen Schrei von ihr! – Aber das allgemeine Schreien ver-

wirrte absichtlich alle Stimmen, Knäuel wälzten sich zur Thüre und suchten vergebens nach Sternenlicht in den heraufgezogenen Gewitterwolken.

Nach einer Weile brachte der Wirth Lichter. Der Wilde war verschwunden.

Petermichel und seine Genossen fehlten. Rosl war auch nicht zu finden. Man wollte einen Wagen gesehen haben, hinten an der Traun, mit Mehreren, wie flüchtig und gewaltsam, fortfahren. Von Gensdarmen war keine Spur. –

Sie hatten entweder einen andern Weg genommen, oder waren diesen Weg gar nicht gegangen und der Lärm war nur absichtlich gemacht worden! –

*Neunzehntes Capitel.*

## **Herzens- und Alpenglüh.**

Unschlüssig wie ein hart betroffenes Kind stand Egon.

Rosl war räthselhaft verschwunden. Sollte er nach-eilen, sollte er suchen? Wohin eilen, wo finden! Sollte er glauben, der wilde Jäger habe das Dirndl mit sich genommen? Was sollte dieser Arme, dieses gehetzte Wild, stets nur seiner selbst willen auf der bänglichen Lauer sich befindend, mit dem Mädchen beginnen wollen?

Nein, er war es nicht, den Egon beargwohnen mußte! Oder sollte die muntere Dirne sich den neckenden Scherz erlaubt haben und deshalb verschwunden sein? Nein, der Augenblick, die Gelegenheit war zu unklug gewählt, zu unpassend! Er kannte ihr Herz, ihr Gemüth zu genau, um daran zu glauben.

Anderswo, anderswo aber hatte man Pläne, Ursache das Mädchen zu entfernen – und der Augenblick konnte schlaue gewählt sein! Die Nacht war finster. Wohin nun? Auf die Alm? Dorthin war es fast unmöglich zu kommen; dort war Rosl heute sicher nicht mehr zu finden. Nach der Hütte der Alten? – Wahn, diese heute noch mit gegründetem Rechte stören zu wollen, zu können!

Sollte er Petermichel suchen? Welche gegründeten Rechte hatte er, an diesen zu gehen, diesen schlaue alten Burschen zu fragen? Ihn finden oder nicht finden war gleichbedeutend. Die Ausreden lagen diesem auf den Lippen, wie die frische Saat dem Acker und der Furche.

Sollte er, Egon, zu seiner Mutter? – Ach das war der rechte Ort für Schmerz und Hohn! Wie konnte er auch dort fragen wollen, Auskünfte zu erlangen hoffen! Ja, dort war der Plan geschmiedet, fein geschmiedet und gut gelungen! Aber noch gab es ein Hoffen und ein Zurücksinken auf eigene Kraft!



Die Zeit des Unsichtbarmachens sei vorüber, es muß sich finden, was gefunden werden soll! Oder war noch alle Hoffnung nicht vorüber und sollten die ersten Rosen des jungen Tages schwesterlich seine Alpenrose oben auf der Höhe anglühen? Er warf sich unruhig auf seinem Lager daheim hin und her. Schier schämte er sich, um die Grundursachen näher hier zu forschen.

Die Gräfin war seit Mittag nach dem Wolfgang See gefahren und ließ die Nachricht zurück, daß sie von dort nach Salzburg und Gastein einen Ausflug für mehrere Tage beabsichtige. – Er war allein, allein, er fühlte es, wie vereinzelt er war!

Die ersten Strahlen brachen sich auf den Zinnen der Berge und schimmerten durch die hellen Scheiben, da machte sich Graf Egon auf, um die Ersehnte, Vermißte zu suchen. Er eilte nach Pernek und zur Höhe des Salzberges, auf die Rainfalz.

Eine alte, häßliche Dirne, welche zur Aushilfe da war, statt der rosigen Gestalt, welche hier Alles verschönte, kam ihm entgegen! Sie wußte nichts, nichts.

Er stieg die Tiefen hinab, die er wohl kannte, nach St. Agatha zu und dann zur Hütte der Alten. Sie wußten von nichts, schlugen die Hände klagend zusammen, und das Beste des Fragenden war, davonzueilen

und den Jammer der Alten nicht ganz zu enthüllen, nicht ganz auf sich losstürzen zu lassen.

Er eilte zu den Eignern der Alm. Sie wußten ebensowenig; nur, daß Rosl durch einen Mann um die alte Hausdirn bitten ließ, damit sie Sonntags zum Tanze gehen könne.

Der Mittag war vorüber nach all diesen entfernten, weitab liegenden Fahrten und Wegen, der Abend kam näher und näher. Noch eine Möglichkeit war, daß die Mädchen auf der Hüttenecker-Alm, von denen auch welche beim Tanze waren, etwas wüßten, und namentlich Sepherl, die Freundin Rosl's, die zuweilen ihr über den Rosenkogel zujauchzte.

Egon fuhr wieder eilends, so weit eine Straße den Wagen rollen lassen wollte, er klomm wieder empor. Er hatte noch von der Rainfalz ab, den Rosenkogel zu umgehen, um in die Hüttenecker Alm zu kommen. Er kannte auch den Weg von dort ab, in den wellig emporführenden, üppigen Bergwald. Die Wasserstöße im holzgezimmerten Rinnsal an der Seite, welche zuckend kommen und mit weißem Schaume die halb abgelaufene glitzernde Flut übergießen, schienen ihm wie die Pulsstöße seines zucken den, schäumenden Blutes.

Er achtete nicht der Wunderwelt der überwuchern den Farren, welche mit Zacken und feinen Furchen

und Aederchen den Pflanzen einer fremden tropischen Welt gleichen; er betrat den unendlich schönen Teppich von Moos, in welchem kleine Zwergbäumchen und wunderbare Blättchen und Gewächsen wie Spiel Mosaik standen; – er trat aus dem Wald, auf den felsenmauerumhegten Alpenwiesenplan, er frug in den Hütten vergebens.

Er sah hinab und in die Ferne auf den blitzen den und blinkenden Hallstädter See, welcher zu beiden Seiten von einer Reihe hintereinander geschobener Berg Ausläufen umrahmt und zuletzt rückwärts von den Schneefeldern und kahlen Zacken des Dachsteines überragt war.

Er setzte sich erschöpft auf die hügelige Stelle, welche hier die höchste ist, und sah hinab in die kämpfenden Nebel und Wolken, welche, wie Schleier sich ausbreitend, den See zu umziehen begannen. Es wollte Abend werden! Es war, als ob die Schleier sich an die Säulen der Berge hingen und ein Zeltdach über den See bilden wollten. Unten ward es dunkler, blässer, die Sonne zog empor.

Der nackte langschneidige Saarstein vorne links, ward gelblich – roth der Scheiblingkogel dahinter, tief grün, rosig überhaucht – der Krippenstein, nach diesem, röther und röther; – dagegen waren rechts die, gleich lagernden Alligatoren- und Krokodilhäuptern

in den See sich hineinstreckenden Hundskogel, Zwölferkogel auf ihren, dem Westen abgewendeten Stirnen tief dunkel, während der kahl sich hindehnende hohe Blassenstein und die in den Himmel ragenden Donnerkogel Zacken in fernster Weite, roth, purpurroth glühten!

Egon war's, als hörte er leise Tritte auf dem mosigen Grunde. Er wendete den Kopf – Gisela stand im Abendrothe, schön, neben ihm! Sie ließ sich sanft zu ihm in den Rasen nieder – reichte ihm die Hand – legte einen Finger an ihre Lippe, wie um die Herrlichkeit des Augenblickes nicht zu stören.

Sie wußte Alles. Sie kannte auch seine Hilflosigkeit. Die ewigen Wunder der ausglühenden, zur Rast gehenden Natur, sollten den kurzen Schmerz beschwichtigen helfen. Sie wollte bewundern. Die langsam ziehenden Alpenheerden läuteten sanft, näher und näher kommend. In der Ferne standen und warfen, roth angeglüht, lange Schatten auf den fahlgrünen Grund auch noch zwei Menschen: Martin – und Nicklerl an seiner Seite. Sie hatten wahrscheinlich Gisela geführt. Egon nahm diese gereichte, milde Hand wie eine Trostesgabe und blieb stumm – bewältigt.

Die Sonne tauchte blutroth in Westen hinab – der Himmel ward, gegenüber, ein goldflammiger und immer mehr tiefrother Purpurstreif, dann erblasste

er zum Grün an einem ermattenden gelben Rande. Immer matter und matter wurden die vergehenden Farben. Da – als Alles zu Ende schien – da, mit einemmale! flammten die Bergesspitzen wieder hoch auf, es war, als ob die Zacken des Dachsteines über den Schneefeldern, und die kahlen Donnerkogel daneben, angezündet worden wären und ausglüheten, wie riesige Kohlen, wie tiefrothe Riesen-Sterne! Sie leuchteten mit Nordlichtglut gegen den Himmel und die Erde und den in Flammen wieder geweckten See. – Das war, in Glorie, nach einem heißen Tage, das Glühen der Berge – das zaubervolle Alpenglühen! Märchenhaft und stille, im Wunderglanze ohne Sonne, lag die ewig, ewig schöne Welt. – Beklommen und bebend, erfaßt bis in die letzten zitternden Fasern, pochten die vergehenden Menschenherzen!

## Zweiter Band.

*Erstes Capitel.*

### Zum Ortsvorstand.

In einem Nachen fuhren, über den See, zwei alte Leute. Sie saßen auf dem Sitzbrettchen, und hinter ihnen, nahe dem Schiffs Ende, stand ein Fährmann, welcher kräftig ruderte.

Mann und Weib – der Erlzauner und seine fünfzigjährige Nandl (Anna) fuhren da. Sie sahen so bekümmert, so niedergebeugt aus, als wäre ihnen tiefes Leid widerfahren.

Und so war es auch. Ihre Rosl war ja verschwunden und nicht zu finden.

Von mehreren Seiten war auf die Alten die Nachricht eingestürmt, wie ein einbrechendes Hausgebälke. Jetzt erst wurden sie sich der Geschichte mit dem Grafen ganz und recht bewußt, jetzt begannen sie an Allem zu zweifeln, ja selbst an Rosl!

Beide bedurften sie des ganzen Haltes in sich und der gegenseitigen Stütze, um unter der Last der auftauchenden Zweifel, die Ehre Rosl's nicht begraben zu lassen, ja sie sogar wieder erlösend emporzuarbeiten. Sie saßen auf dem Sitzbrettchen und blickten so düster auf die Bergwände und die grünen tiefen Fluten! Nur

der Glaube der Alten an den Gott dort oben im Blau, über all den Bergspitzen und tiefsten Seeegründen, ließ sie nicht wünschen, unter den kühlen Wellen begraben und vergessen zu sein.

Sie waren Beide den weiten Weg nach Ischl zu Fuß gewandert und hatten dort, vor einer prachtvollen Villa, nach deren hohen Herrin gefragt, um diese zu sprechen, um sie zu beschwören und durch Thränen und Wahrheit zu rühren, daß sie Rosl, ihr Kind, wieder fänden! –

Aber ein Diener hatte ihnen barsch gesagt, sie hätten gar nichts da zu suchen, die gräfliche Gnaden sei verreist, nicht zu Hause, kurz nicht zu sprechen. Sie mögen sich still nach Hause scheeren, und um das Weitere werde man sie schon von Amtswegen fragen!

So waren die Ermatteten wieder, auf ihre Stäbe gestützt, den weiten, weiten, mehrere Stunden langen Weg, im Staube der Straße, in der Hitze des Sonnenscheines, zum Ufer des Sees gepilgert, um heimzukehren.

Doch nicht heimzukehren!

Wieder zum Richter, zum Ortsvorstand zu gehen und sich zu rechtfertigen, zu reinigen von allem Verdachte, des Mutterherzens Rechte, des Vaters Ehre darzuthun und aufs Neue zu erringen.

Ueber den See kamen in einem schmalen Kahne – „Einbäuml““ genannt, weil er aus einem Stamme geschnitzt und gehauen, wie das Canoe der Indianer aus den Riesenstämmen des Urwaldes – drei Personen gefahren.

Ein Bauernweib auf dem Mittelsitze, mit der bauschigen Decke auf dem Schooße, welche ein sorgsam gewahrtes und umfangenes Kind verrieth. Es war dies ein Täufling, der aus der Hallstädter Kirche wieder heimwärts gefahren wurde. Und die zwei Männer, welche hinter der geputzten Gevatterin standen und kräftig ruderten, waren der Vater des Kindes und der Gevatter.

Sie trugen beide die langen grünen Sonntagsröcke und die rothen Feiertagswesten. Sie strahlten vor Freude, namentlich der Vater, welcher sein eben getauftes Kind wieder der Wöchnerin heimführte.

Die kräftigen Ruderschläge brachten die beiden, entgegengesetzte Richtungen ziehenden Kähne nahe; jenen, worauf die Alten im Schmerze des Vergehens, und diesen, worauf das Kind mit der Glückshoffnung eines ganzen kommenden Lebens und der ganzen Welt!

„Grüß Gott! grüß Gott! Und viel Segen!“ scholl es von dem Kahne der Alten, dem Taufzuge auf der Was-



serfährte entgegen. Und dabei wischte sich die Alte die Thränen ab.

„Siehst, Seph,“ sagte sie, „die glücklichen Leut‘! Denen werden sie ihr Kind nit abstreiten und nit nehmen können! Die glückliche Mutter!“

„Gott segen’s, Gott segen’s! Glück auf!“ rief der Alte, und die Gevatterin, wie die beiden Taufzeugen, lachten aus vollem Herzen und Gesichte, ja selbst mit Stolz, über den Glückwunsch auf fröhlicher Fahrt.

Zu Hause dampfte noch der Kuchen und schäumte der Trunk entgegen. – Den Alten winkten auf ihrer Seefahrt Thränen und herbe Worte!

Am Ufer schwankten diese Beide an ihren Stöcken dahin; die Frau bedurfte auf so weitem Wege eines Stabes. Sie schritten zum Gemeindevorstand. Der Weg dahin war schwer!

In der weißgetünchten, hellen Stube saß an einem braunen Eichentische, im hoch- und breitgebauten Lehnstuhle, welcher aus Altväters Zeiten stammte, der Orts- und Kirchenvorsteher. Und neben ihm saß auch, auf dem besten Platze, ein fremder Gast. Dieser war eben rechtzeitig da und frug nach allerlei Büchern, Actenstücken und Papieren. Dr. Parker war wohl nur Kurgast in Ischl und sollte daselbst von den lästigen Prozessen seiner Wiener Advokatenkanzlei, mit Weib und Kind und Equipage und Dienerschaft, ausruhen.

Aber wenn eine so schätzenswerthe Kundschaft, wie Frau Gräfin Theodosia Kühns winkte und in andauernder Aussicht stand, konnte selbst der Kurgast Dr. Parker nicht widerstehen, auf Prozeßwegen zu wandeln, oder auch gut zu fahren!

Er saß nun am Tische da, nicht wie ein Gast; Der Weg mit seiner breiten, wohlgenährten Person, mit seinem zudringlichen Blicke, hatte er ganz das Aussehen angenommen, als wäre selbst der Hausherr nur durch seine Gnade in dieser Stube und das Haus überhaupt auf diesem Platze.

Die beiden Alten traten ein und sagten ihr „Grüß Gott!“ und standen, der Alte mit seinem Hute in der Hand, auf die Stäbe gestützt.

„Ei, das schickt sich gut, Erlzauner, daß Ihr grad‘ kommt! Dieser Herr ist auch da in der Sach‘, und Ihr könnt freiausreden, was Ihr habt und wie’s mit Euch ist!“

„Nachbar . . . Seeauer . . . Gemeindevorsteher,“ sagte der Alte verlegen, Namen und Titel wechselnd, weil er nicht wußte, wie er beginnen und sich halten solle. „Du kennst mich ja so lange, und ich sollt‘ gar nit reden dürfen zu Dir!“

„Ja, schau‘, lieber Seph,“ antwortete der alte Dorf-  
freund in grauem Haare, recht zutraulich und gut-  
müthig, „was nutzt das Dir und mir? Ich kenn‘ Dich

und Deine Nandl von Kindszeiten her. Aber Ihr wißt, in der Sakristei hat's vor so viel' Jahren gebrannt und viele Bücher sind sammt Anderm zu Grund gegangen. Und wenn das auch gar nit wär', und Schwarz auf Weiß ständ' Alles sauber geschrieben – kann ich für Euch beweisen, daß dies ein und dasselbig Kind war, das Ihr damals zur Tauf getragen habt und das heute die große saubere Dirn' ist, die Rosl?“

„Heilige Mutter Gottes!“ rief die Alte aus zischelndem Munde, und der Stab entfiel ihrer zittern den Hand, „das wär' nit mein eigen rechtbeschaffen Kind! Heilige Schmerzensmutter, du weißt's, wie ich's getragen unterm Herzen! – Die sieben Wunden sind mit tiefer gegangen, als so eine Red'!“

Sie hob ihre beiden knorrigen, runzeligen Hände über das faltige Gesicht und begann zu weinen. Der Alte nahm den Stab vom Boden auf, suchte ihr eine Hand vom Gesichte abzuziehen und ihr den Stab zu reichen. Sie zitterte immer mehr und mehr.

„Setz' Dich, setz' Dich, Nandl!“ sagte der Vorstand, „setzt Euch alle Beid' – da habt Ihr die Bank!“

Und er erhob sich, um selbst, mit greisen Händen den Sitz zurecht zu rücken. Die beiden Alten begannen einen Wetteifer in ablehnender Höflichkeit. Die alte Nandl setzte sich nicht und stand, nur immer gebeugter und sich mehr auf den Stab lehnend.

„Ja,“ sagte Dr. Parker, ohne die geringste Erregtheit, „das ist Alles recht schön, und ich glaub‘ Euch, daß es Euch nicht recht ist und auch Schmerz macht, das Kind, das Mädchen so von Euch zu geben. Aber könnt Ihr auch beweisen, daß Ihr nie in einer sträflichen Beziehung zu einem Manne gestanden, welcher hier in den Bergen die Sommer verlebte?“

Alle Anwesenden sahen dem Fragenden, nach diesen Worten, mit einem Ausdrucke in’s Gesicht, als wollten sie dieselben erst recht begreifen und verstehen sie nur halb.

„Meint Ihr, Herr, mein Weib?“ frug der alte Erlzauner.

„Meint Ihr mich?“ frug die Alte. „O mein! Jetzt, in meinen alten Tagen, soll ich Euch beweisen, daß ich ein ehrlich Weib war? Jetzt, mit diesen Runzeln und Falten im Gesicht, sollt Ihr mich schätzen, ob meine Schönheit von einstmals Treu‘ gehalten?“

„Sie war ein hübsches Weib, bei meiner Seel!“ sagte der alte Richter schmunzelnd und seine eigenen grauen Haare richtend.

„Aber treu wie lauter Gold! Und klarer ist der Himmel mit ober’m Berg, als ihre Seel‘ war! das beschwör‘ ich!“ rief der alte Erlzauner.

Die alte Nandl begann unter Thränen zu lächeln. „Ja, schön war ich einmal!“ zischelte das Weib aus

faltiger Lippe. „Aber die Berg‘ und die kalten Wind‘ über‘m See, und die Arbeit, das macht die Glieder steif und mühselig vor der Zeit. – Aber mein Kind! mein Kind!“

„Nun, und es ist auch weiter zu forschen,“ sagte Dr. Parker gleichgiltig, „ob Ihr nicht aus mütterlicher Liebe und Eitelkeit vielleicht ein Kind an Euch genommen. Es kann Euer eigen Kind gestorben sein und Ihr habt vielleicht ein anderes angenommen. Es war Euch vielleicht die Mutterfreude versagt und Ihr . . . kurz, liebe Leut‘, ich achte und schätze Euch, aber als Advokat müßt Ihr mir nichts verübeln, wenn ich in einem Prozeß . . .“

„Giebt‘s auch solche Prozeß?“ frug die Mutter. „Dann giebt‘s wohl bei Euch auch Prozeß‘, ob dem Herrgott seine Sonne am Himmel scheint! Ist das Menschenleid so groß, daß eine Mutter auch ihr Kind erstreiten und anschwören muß!“

„Mit dem Schwören ist‘s bei einem solchem Prozesse nichts!“ sagte der Advokat.

„Nichts? Nichts! O du Heilandsmutter! das haben sie dir nicht gethan, als du unterm Kreuz gestanden bist und zu dem blutigen Gesicht aufgeschaut hast!“ Sie hob die zitternden Hände wieder über das Gesicht. Aber rasch ließ sie dieselben von dort sinken. „Das ist unerhört, so lang diese Berg‘ stehen! Das hat kein

Herz erfahren! Ich soll mein Kind nit sehen und haben! Meine Ehr', mein Mutterherz wollen sie mir aus dem Leib reißen! Wo ist ein Richter, der das kann! wo? wo?“

Dr. Parker zuckte die Schulter und ersparte durch diese vieldeutige Auskunft die einseitige seiner Worte.

Der Alte stand und kniff wehmüthig und schmerzstark die Lippen zusammen. Seine Hände wankten auch zuweilen. In ihm wechselte eine Welt von Bewegungen! Nur zuweilen sah er, noch mehr als sonst, nach den Zügen seines Weibes und beklagte ihr Weheleid!

„Ist das erhört? Hat das ein ehrlich Weib je erlebt? Du heilige Mutter!“ murmelte sie, zitternd, vor sich hin. „Aber in unser'm Landl' giebt's noch einen Herrgott, und noch bin ich nit sündig verdammt! Zu Ischl giebt's hohe Herr'n, Erzherzög' und den Kaiser. Und wenn ich mich in Staub werfen muß, auf den Gassen, vor Einen, vor Allen – Recht als Mutter, meine Ehr' und mein Kind werd' ich haben!“

Und sie hob die Augen gegen die Decke, faltete die Hände und sprach still ein Gebet.

Der Herr am Tische erhob sich und sagte:

„Von den Leutchen weiß ich für jetzt genug. Das Weitere wird sich finden! – Adieu!“ setzte er kalt hin-

zu, indem er seinen Hut suchte und sich anschickte hinauszugehen.

„Hm,“ sagte der Ortsvorstand, so vor sich hin, indem er seine grauen Augen unter dichten Büscheln der Brauen auf den Doktor heftete, als hätte er ihm noch etwas zu sagen und wolle nur nicht recht heraus.

Endlich aber sah er, daß der Doktor den Hut habe und dem Fortgehen ganz zunächst sei. Der Mann eilte also, um nicht zu versäumen und sagte:

„Adjes! – Aber doch, mit Verlaub! Nur ein Aichtl (kleinwenig)! – Herr – wenn es um Amtssachen geht, hab‘ ich kein Schick und kein Recht zu reden; da muß ich gehen lassen, was geht, von Amts wegen, nach Ordnung und Gebühr. Aber wissen Sie, wenn das Amt aus ist, kommt der Bauer! Wenn der Richter fertig ist, kommt das Herz! Und mit Verlaub, da sag‘ ich‘ s freiaus: bei uns giebt‘ s das nit, was Sie suchen! Wir sein Alle von hier daheim, und die Berg‘ und die Treu‘ steh‘ n bei uns ganz fest, gleicherweis!

Fragen Sie landaus und landein – ein ehrlich‘ s Geblüt, und ein aufrichtig‘ s G‘ müth, und a Herzerl, a treu‘ s – das ist die Salzkammer Weis‘!

Es giebt nix drüber übers Landl, in der ganzen Welt nit!

Wir tragens so, wir haltens so – weil wir sonst nix haben! Das Ackerl‘, das Grasl‘ auf‘ m Berg – die sind

nit das Himmelreich! Aber wenn man hinaufsteigen kann, auf die Höh', wenn man den Himmel obenaus sieht und untenaus im See, da will man, nach harter Mühseligkeit und in Armuth, lustig und vergnügt sein; – das giebt's nur mit ein treuen Herzen und Gmüth! – So mein ich's auch bei mein' alten Leuteln und Ortskindern da!

Ich halt' dafür, es ist kein Mankerl (Atom) Falsch in ihnen!

Es sein mit die Brävsten in der ganzen Gemein', und ihr Hüttl' ist wie ein Kapeller! – Aber – mit Verlaub g'sagt! Herr Doctor. --Und jetzund Adjes und recht gute Unterhaltung!“

Dem Doctor ward nicht so ganz wohl bei dieser Ansprache des Alten. Aber er hielt den Hut, wie Einer, der sich eine unterthänige Bitte recht guädig vortragen läßt. Dann sagte er nur noch mit leisem Kopfschütteln „Adje!“ und ging.

„Gelt Dir's Gott!“ sagte der Erlzauner. Sie sagte das Gleiche. Und er fügte noch treuherzig hinzu: „Du hast mich ein Bißl' betröst!“

Der Dorfvorstand sagte gar nichts mehr, schüttelte nur die Hände.

Der alte Erlzauner nahm sein Weib dann an der Hand und führte sie auch davon. Dem Richter kam



kein Wort mehr von den Lippen. Sie wußten, er hatte nichts mehr zu sagen und konnte es nicht.

„Bfhüt' Gott! bfhüt' Gott!“ rief er nur nach, den Gruß der Alten entgegend.

Draußen wankten sie wieder auf ihren Stäben davon. – Und als sie so mühselig und schmerzbeladen gingen – da trug man, in einem weich gepolsterten Sessel, den Dr. Parker vorbei, welcher, üppig zurück gelehnt, zu einer Gesellschaft sich bringen ließ, die am Waldbachstrub, dem berühmtesten Wasserfalle des Salzkammergutes, fröhlich seiner harrte.

*Zweites Capitel.*

## **Am Waldbachstrub.**

Unter den stämmigen, treuäugigen Führergruppen, welche auf Plätzen und Wegen stehen, harrend der wanderlustigen Gäste, war Einer nicht mehr zu sehen, welcher eine Art Führerschaft über die Führer errungen und in ihrem Kreise oft den Mittelpunkt bildete.

Petermichel war seit dem Tanze beim „Gemsjäger“ wie verschwunden. Er mußte besonders tüchtige Kundschaft gefunden haben und weite Wege gegangen sein.

Egon suchte ihn. Er schwankte zuerst in dem Entschlusse, an wen er sich nun halten, was er nun beginnen sollte? Sollte er seiner Mutter naheilen, sollte er sie bitten, ihm ihr Geheimniß zu enthüllen, nämlich den Aufenthalt des sicherlich durch sie und durch niemand Andern entfernten Mädchens? Sie konnte einfach die Antwort abweisen! Was hatte sie mit solchen Vorgängen zu thun, wenn sie nicht Wahrheit sprechen wollte? - O, das Mutterherz konnte hart sein, gerade im zärtlichen Fühlen! Für Sie gab es eine Entschuldigung, die nur ihn quälen, sie aber ruhig lassen konnte!

Und dann lag in dem ganzen Vorgange eine Art tiefer Beschämung für ihn! Sollte er, der Mann sich hinknieen, sollte er bitten und durch Thränen rühren? Nein und nein! knirschte ein Widerstreben in ihm!

Er mußte seine Ziele auf anderem Wege erreichen. Petermichel mußte wissen, wo das Mädchen sei. An diesen Führer und Uebelleiter mußte er sich halten.

Schon auf dem Straßenzuge, welchen die Gräfin Mutter gefahren, kehrte Graf Egon dennoch wieder um, die Spuren Petermichel's mußte er finden. Keiner von dessen Kameraden wußte, wo er war, und die Männer hätten in Offenheit nichts verschwiegen. Der Berge und Wege giebt es so viele, wer will wissen, welche Pfade ein Einzelner wandelt? Alle Nachfragen waren vergebens.

Und dennoch – ein Mann wie Kühns, läßt die Spur eines Wildes nicht unverfolgt – dämmert ihm die fernste Hoffnung, durch das bergende Dickicht hindurch, ein Zeichen desselben wieder zu finden.

Mit Wagen und zu Rosse eilte er auf entfernten Straßen. Er griff nach dem Bergstocke und stieg Höhen empor, wenn er glaubte, auf den engen Fels steigen seinen Mann zu finden. Er schiffte an die jenseitigen Ufer ein und des andern Sees. Er frug immer nach dem Führer, den man wie einen Irrstern gesehen und nicht gesehen hatte.

Egon's Bleiben war nirgends! Es war nicht nur die Sehnsucht des Mannes, welche in ihm lebhaft sprach, es war der Wille des Mannes, welcher voll Entrüstung der Gegenstrebungen gedenkt, der freie Wille der Selbstbestimmung, welcher das Herz mit Wehmuth füllt, Nerven und Sehnen aber gleich zeitig spannt, indem er jenes bewirkt!

Das sonst so sorglich gelegte Haar war von manchem Fingerstriche, den der Kummer hindurch führte, wirrer als je. Ueber das hübsche Gesicht war ein wehmüthiger Zug leise gebreitet, so sehr der Graf ihn vor der Welt verbergen wollte. Und der matte Schleier in den Augen zeigte auf gedämpfte, aber nach innen wirkende Gluthen.

Er mußte auch noch Rosl's Eltern trösten. Er war es, der ihnen Rechenschaft zu geben hatte, von dem sie Alles, Alles fordern konnten. Er war in die friedliche Hütte und Heerde wie ein Raubthier getreten. Ach, ihnen mußte er dies scheinen, und er hatte Elend über sie heraufbeschworen!

Er wollte sie wieder sehen.

Er suchte ihre Hütte.

Sie waren nicht daheim.

Er wollte wiederkehren und blieb an dieser Uferseite des Hallstädter Sees, da lag ja auch ein Thal, das Echerthal, mit seinen schmalen, hohen, düstern Felswänden, dem wilden, finstern Walde und den Wasserfällen, welche wie ein stetes, brausendes Grollen der Natur sprachen und mit Egon's innerem Kummer übereinstimmten.

Das ganze Thal, die ganze Felskluft, denn mehr ist es fast nicht, schien zu seiner trüben Stimmung trefflich zu passen. Es zog ihn in die hier fast gleich gestimmte Natur. Er schritt dem klaren, helläugigen Wasser entgegen, das aus der finstern Braue des Waldes heraus leuchtet.

Der Waldbach rinnt über Kiesel, deren jeden in der Tiefe man zählen und seiner Farbe und Form nach aus dem Grunde herauf wählen könnte.

Am Eingange der Thalkluft stehen wenige ärmliche Häuslein, dann beginnt links der dichte Tannenwald, von Moos umkleidet, welches auf jedem einzelnen Stamme wieder einen kleinen Wald bildet.

Das Gestein auf dem Grunde ist dicht mit jenem eigenartigen, krausen Moosgrün umhüllt und umfaltet, von den Tannenzweigen hängen lange Moosbüschel und Fäden, die Gewebe, welche Alter und sonnenlose Luft hier ausgebreitet.

Auf dem Grunde schlüpft die Eidechse und schleicht der träge, glotzügige und lederhäutige Salamander, sich gleichsam mit schwarzen Fingerchen mühselig fortklammernd.

Nur wenige Zeit des Tages und nur im Hochsommer, wenn die Sonne ihre ragendsten Punkte erreicht, dann dringt ihr Strahl in das düstere Gemach dieser Felsenwände.

Hie und da ragt ein von den Bergen abgestürzter Felsenblock, wie ein Wächterthurm, von moosigem Grün, Epheu und Farrenkräutern umkleidet; und auf einem solchen Felsblocke hat ein treuherziger Sohn ein Kreuz und ein Denkhüttlein für seinen verstorbenen Vater errichtet, der dort oben gerne weilte und hinaussah in den dicht verästeten Wald und auf die Steingewände.

Nur eine kleine Wiese, in kurzer Entfernung von dem einzigen Bauernhause hier, lichtet das dunkle Waldgrün, und zur Seite derselben stürzt, aus der Höhe, über die fast gerade aufsteigende Felsenwand, ein in Tropfen zersprühender Bach herab. Die Leute nennen ihn den Spraderbach.

Von vornher, aus der Tiefe des Waldes, brüllt und rauscht es immer mehr, von mächtigen, unsichtbaren Wasserwogen, und lockt mit unheimlichen Tönen dennoch das sehnsüchtige Menschenherz an.

In dieser Richtung, vorwärts, schritt Egon. Der Weg wird etwas steiler, immer tiefer rollet und grollet daneben, über rundgewaschene Felsentrümmer, die grüne Fluth mit weißen Schaumballen; eine Fluth, welche Nahrung von drei gewaltigen Sturzbächen erhält, deren Gewässer sich in einem Trümmerbecken vereinen, um sich vorwärts zu peitschen, zu überwälzen, mit gewaltigem Drucke zu pressen, hochauf und dann wieder zurück zu schnellen, zuletzt abermals auf die Felsentrümmer niederstürzend, riesenkräftig vorwärts zu jagen!

Fast ist es, als drücke die von den Wasserfällen vorwärts gedrängte Luft den Bäumen und Nadeln das Harz aus. Es duftet so eigenthümlich, wie von zersplitterten Stämmen.

Das Auge will hier ein leiser, fast unsichtbarer Schleier, der es in der feuchtnebligen Luft umfächelt, kühlen. Die Brust athmet Frische, und ein irrender Sonnenstrahl in der Höhe macht unzählige unnennbar winzige Tröpfchen, einen fliegenden Nebel, im Raume leuchten, glühen und sprühen!

Immer donnernder schlagen und jagen die Fluthen in dem Felsgeklüfte links vorwärts. Umgestürzte, morschende, klebrig-mosige Bäume zeichnen zuweilen den Weg.

Noch eine Strecke vorwärts – und eine abschließende Felsen-Runde, vom Hierlats, dem Dörrenberg und der Ahornwand gebildet, ein riesiger Steinkessel, den das Auge kaum messen kann, hemmt den weitem Weg! - Da gibt's kein Vorwärts, zu dem Ende der Wände hoch oben kann nur der in den Nacken gelegte Kopf emporschauen, und an den einzelnen Durren oder Lecker- (Legföhr) Stauden, welche in den Felsen rissen mühselig wachsen, kann das Auge die riesigen Strecken bis zur Höhe messen.

Nur rechts ist der einzige Ausweg aus diesem Kessel, da geht in der Höhe, an der steilen Geiswand, ein im weitgestreckten Zickzack ermöglichter Weg in die Welt der Alpengrate empor.

Das Auge aber, welches durch den stäubenden Nebel auf den Kessel sieht, erblickt drei Wasserstürze

von der Höhe herabellen, herabrasen, in ewig gleicher, das Ohr betäubender, jeden menschlichen Stolz zermalmender, das Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit peitschender Weise!

Das bebende Menschenherz, es möchte jauchzen, daß es hier empfunden, und weinen über das, was es empfunden!

Der Waldbachstrub, ein dicht geschlossener Strom, wälzt sich auf der Höhe über Stufen herab, verschwindet dann in die schwarze Felsenwand hinein und kommt wieder an einer Stufe zum Vorschein, die wie ein Altar steht, auf welchem er seine weiße Flamme zündet, oberhalb welcher der spritzende Gischt und zerstäubende Schaum wie ein Opferrauch! Dann wälzt er sich wieder von hier in die Tiefe, über und um die riesigen Steinblöcke herum, die er nicht von der Stelle bewegen kann, aber grollend und polternd, mit gewaltigem Drucke der grün Glasigen Faust, zu umklammern scheint.

Der Waldbachfall ist wie ein düsterer Mann, ein in sich festgeschlossener Riese.

Der Schleierfall, ihm zur Rechten, ist wie entströmender Harfenklang neben dem gewaltigen Grundbasse, wie heller, perlender Sang neben tief ernstem!

Rechts des Kessels, über die scharfe flachliegende Felskante, unter dem Himmel oben, kommt er, ein



Schaumguß im Bogen herausgeschossen, welcher ein Augenzucken lange in der Luft, unter dem Himmel, zu schweben scheint, dann fällt er auf das nackte braune Felsenantlitz, auf die Brust des Felsens, in unnennbar kleinen Tröpfchen herab.

Das Menschen auge sieht dies nur wie einen wallenden Schleier, den die Luft zeitweise bewegt. – Ein Felsenabsatz streckt sich, weiter abwärts, noch ein wenig hervor. Er ist wie der Schooß der Felsenbraut, hier wallt der Schleier noch einmal in dichteren Falten auf, dann sinkt er wieder wie ein Hauch hinab. Hie und da zeigt sich ein dichterer Streif, wie krystal-lener Schmuck und Zierrath dem leichten Schleier eingewebt. Das Plätschern und Schlagen weckt nur zuweilen aus dem Traume und stört die Einbildung – welche Wunder und Ueberirdisches sieht – ruft aus den Traum-Reichen zurück in die wirkliche Welt des Strubbaches und Schleierfalles!

An der Seite des letzteren, der Rechten zunächst, stürzt zuweilen noch ein Schleier herab, wie der dichtere Saum des ersten, und vereinigt sich unten – im Brüllen und Donnern der Wogen, die das Herz und die Felsenwände und die Jahrhunderte alten, moosumfangenen Riesenfichten erschüttern und leise erbeben machen! – Es ist ein Beben, das man an Allem

rings zu sehen, wie zu fühlen meint, in mitten einer heiligen Wunderstelle der Gottesnatur!

Egon ging in ihr. – Diese Kühle, dieses Beben, dieses Schleierwallen, dieses wohlige Umfeuchten seiner Augen, Einathmen für sein heißes Herz, war ihm jetzt doppelt gut!

Er kletterte von der Stelle, nahe der abschließen den Kesselwand, über die riesigen Felsentrümmer hinab, in die Tiefe, zu den rasenden Wildfluten.

Da haben wackere Holzknechte zwei Bäume nebeneinander von Fels zu Fels gestreckt, querüber, haben nach einer Seite ein Gelände daran genagelt und so dem Wanderer möglich gemacht, das Wunder der Natur hoch zu Häupten und tief zu Füßen anstaunen zu können.

Ein kühnes Herz, ein starker Fuß, ein schwindelfreies Haupt tragen sich hinüber auf diesem vom Schalle und vom Menschentritte bebenden, feuchten Baumstege.

Von da sieht man das ewige Kommen der Wasser aus der Himmelsnähe, und unter uns reißt sich die grüne Fluth in immer gleichmächtiger, weißschäumiger Fülle fort. – Man sieht hinab – die leise Wehmuth möchte sich selbst in Groll über das eigene Ich verwandeln; es ist ein ansteckender Unmuth, ein mit gleicher Gewalt erfassendes, gewaltsames Forttreiben;

man möchte mit hinabstürzen und fortziehen mit dem schwindelerregenden Fort- und Fortziehenden!

Das ist die Empfindung, welche selbst den Stärksten erfaßt, der dämonische Reiz des Abgrundes und der grollenden, rollenden, tosenden, unerklärlichen fortziehenden Wesenheit!

Egon stand auf dem Stege und bebte mit diesem und sah hinab. Er hatte sich zu fassen gegen die trüben Mächte. Er mußte sich am Gelände halten, um nicht hinabzustürzen und sein Haupt ähnlich zu machen jenem gerundeten Felsblocke – scheinbar der Rest, das von den Wellen kahlgepeitschte Knochenhaupt eines hingestreckten Riesen! – Sein Auge sah wieder empor und suchte den Himmel!

Ach – welcher Ausblick! Dort aus der Bläue, welche die Kesselwände deckt, zuckte ein Strahl herein, und diesem Strahle gegenüber wölbte sich über die Kesselschlucht, im Nebel, ein Regenbogen, ein bunter, in hellsten und tiefen, goldigen und rothen, blaugrünen und violetten Farben. All die fliegenden Tröpfchen in der Luft zitterten wie ein bewegtes Diadem, und als dessen oberster Kronenstreif strahlte der Regenbogen in unvergleichlich schöner Farben frische!

Egon war allein, er hätte zu dem seltenen Anblicke die ganze Welt als Zeugen rufen mögen! Er zog sich in Bewunderung, mit zitterndem Fuße und fest klam-

mernder Hand, vom Stege zurück, an das Felsenufer, und ließ sich in einer Art Nische, von einem Felsstücke überwölbt, in das feuchte Moos nieder.

Er sah von da entzückt, unverwandten Auges zu dem Wunder des Himmels und hörte im Donnern und Rauschen der Fluthen, wie träumend, ein allgewaltig Märchen! - Der Regenbogen begann endlich zu wechseln - zu verblassen, duftiger und duftiger verschwindend zu werden. - Da, wie plötzlich aus den Felsentrümmern und den Baumleibern herausgestiegen, erschien am jenseitigen Ufer und Steg-Ende ein Mann, festen, sicheren Fußes wandelnd - Petermichel!

Sollte Egon aufspringen und ihn fassen? Ha! zwischen ihnen schwankte der Steg! Er, Egon, konnte diesen betreten; aber der Gegner konnte fliehen, oder ein geschickter Ruck des Verfolgten konnte den Verfolger zum Wanken bringen, unschädlich machen!

Egon duckte, kauernnd, sich noch tiefer in die Nische des Felsenvorsprunghes. Er rührte sich nicht. Er hätte fast nicht athmen mögen!

Petermichel hatte die Gesellschaft des Dr. Parker hieher begleitet. Sie war mit einem zweiten Führer die Geiswand emporgestiegen, um die länger währende Zeit auszufüllen und gleichzeitig in neuer Weise zu genießen.

Petermichel ward zurückgelassen, mit dem Auftrage, auf den Doktor zu warten und ihm Auskunft zu ertheilen. Petermichel war in dem ihm wohlbekanntem Walde umhergeschlendert und nun zurückgekehrt zur Stelle, wo er die Sänfte und den Gast finden mußte.

Egon rührte sich nicht.

Petermichel betrat den Steg, hielt sich an dem Gelände und sah hinab. Egon hätte mögen, mit einem Sprunge vom Felsenstücke, sich in die Mitte schnellen, wie ein Tiger auf den Hals des Rosses, und mit gewaltigen Pranken den Nacken der Beute fassen! Der Abstand der Strecke war zu groß.

Aber Egon bog sich zur Erde und schlich einige Schritte auf dem platten, durch die Feuchtigkeit jeden Ton dämpfenden Boden. Er streckte sich plötzlich empor, vor dem Stege, er stand wie ein mahnendes Gespenst! Und mit einigen festen Schritten noch, stand er auf den Bäumen, hart an Petermichel, welcher fast die Sprache verlor!

Dieser glotzte mit starren Augen und duckte sich, beinahe wie auf einen Todesstreich gefaßt.

„Kerl!“ rief Egon im Zornesüberwallen, „was hast Du gethan? Jetzt rede! Wo ist Rosl?“ Er griff ihm mit krampfhafter Faust nach der Brust.

„Herr!“ sagte Petermichel sich ermannend, und sein Ton flehte und drohte zugleich. Er war nicht

schlecht genug, mit einer That, welche Leib und Leben galt, sein Gewissen zu beflecken. „Herr!“ sagte er, mit dem Worte geschickt ausweichend und doch zugleich wahr: „es kann uns ein Unglück passiren – gehen wir vom Steg<sup>c</sup> hinweg, hinüber!“

„Ich laß Dich nicht von der Stelle! Du oder ich, oder wir Beide!“ drohte Egon schlaue. „Ich schleudere mich mit Dir hinab! Wahrheit, oder ich bin zum Aeußersten entschlossen!“ Sein Auge glühte dabei wirklich unheimlich.

„Herr! Nur erst vom Stege!“ sagte die zitternde Stimme Petermichels, während seine Hand gleichzeitig bebte, im Gefühle der schweren Lage oder Verantwortung Beider.

Egon that einen Ruck mit der Hand, wie um ihn zu beugen – Petermichel begann in der Noth sich zu wehren! Ein Ausgleiten des Fußes nur auf dem schlüpfriegen Stamme und – Da ertönte ein Ruf vom Ufer:

„Herr, was thut Ihr!“ Und gleichzeitig sprangen Füße mit schweren Nagelschuhen über die Felsentrümmer hinab.

Dr. Parker stand oben, seine Träger eilten hinab, über die Steintrümmer, zur Hülfe. Egon war von dem Rufe verwirrt – er sah um sich und hielt die Hand schlaff, einen Augenblick lange.

Petermichel wand sich los und erreichte flink wieder das Ufer, woher er gekommen. Egon trat vom Stege zurück, von den Trägern halb hülfreich, halb gewaltsam geführt, und sie geleiteten den Aufgeregten, Erschöpften, an's Ufer empor, hoben und stützten ihn.

„Erlaubniß, Herr Graf,“ sagte Dr. Parker, „was hatten Sie mit dem Manne? Er wollte Sie doch nicht etwa . . .“

„Nein, es handelt sich um ganz Anderes. Mit wem habe ich die Ehre?“

Der Gefragte nannte seinen Namen.

„Sie sind der Rechtsanwalt, nein der Unrechts Anwalt meiner Mutter!“ sagte Egon mit bedeutungsvollem Blicke. „Es ist hier nicht der Ort für uns, zum Aussprechen. Ich habe hier genug gesprochen, wir haben vielleicht anderswo, aber hier nichts mehr zu reden!“

„Herr Graf! Geben Sie doch einen Widerstand auf – ich beschwöre Sie – der . . .“

„Herr Doktor! Sprechen Sie nur, wenn Sie mir einen bestimmten Ort, den Aufenthalt des widerrechtlich zurückgehaltenen Mädchens nennen wollen! – Wo ist Rosl?“ sagte der Graf mit erhobener Stimme.

„Herr Graf, verzeihen Sie, das liegt nicht in meinem Berufe!“ Dr. Parker zuckte diplomatisch die

bereits vielfach derart bewegten Schultern. Stimmen ließen sich hören, eine neue Gesellschaft war nahe.

„Wo ist Rosl?“ frug der Graf rasch und heftiger.

Dr. Parker stieg in seine Sänfte, und die Träger begannen wieder ihr Geschäft zu üben.

Die Gesellschaft, bunt gemengt aus Herren und Damen, kam noch näher – Graf Kühns konnte vor aller Welt nicht weiter sprechen – er verstummte und sah düsteren und grimmigen Blickes auf das unbewegliche Gesicht des Rechtsanwaltes.

Petermichel war verschwunden. Im Gewirre hatte er den rechten Augenblick ersehen, und zwischen Stämmen und moosbewachsenen Steintrümmern waren seine Schritte, war seine Figur leicht zu verbergen.

Die Worte „wo ist Rosl?“ hatte ein Menschenohr vernommen, bei dem sie nicht vergebens verhallten, auf welches der Graf am wenigsten rechnete, das auf der Höhe des Gesteines, auf der Geiswand, eben herabkommend, die emporgetragene Stimme noch besser hörte, als die Menschen unten, nahe dem tosen den Wasser.

Nickerl war's, der kleine Bursch, welcher vom Gosaithale her über den Plankenstein gestiegen war, als Führer dienend, während er gleichzeitig zu den Eltern Rosl's, auf diesem Wege zurückkehrte.



Der Bub hatte sein Seitelpfeifchen mit sich; und oben stehend, auf dem schmalen Pfade der Felswand, stimmte er ein Liedchen auf diesem Hirten- und Bauernflötlein an, das Lieblingsliedchen des Grafen, welches ihm Rosl so oft singen gemußt. Egon sah empor – die Andern, Fremden sahen empor, befremdet mit ihm.

Nickerl schwang sein Hütlein und stieß einen Juchschrei aus, der hier in den Kessel kräftig und eigenartig volltönend über den Donner der Gewässer hallte

Nickerl eilte über den Felsensteig herab und flog dem entgegengehenden, bewegten Grafen an die Brust, in die Arme. Er hatte ihn seit schmerzvollen Tagen nicht gesehen!

„Weißt Du, wo Rosl ist?“ rief der Graf ihm zum ersten Gruße entgegen. Der kluge, herzvolle Junge wollte nicht das „Nein“ sagen; aber er war hoffnungserfüllt, sie wie der zu sehen.

„Ich werde sie finden!“ rief er. Graf! Ich werde sie finden!“

„Wieso? Hast Du Hoffnung?“

Der Junge zupfte seinen Freund am Rocke und zwinkerte mit den Augen. Sie waren von einer Gesellschaft fast umringt, ihr ganz nahe.

Er steckte sein Seitelpfeiflein in die Jacke, und sie gingen mit einander den engen Pfad aus der Thalschlucht zurück.

„Grüß Gott,

*Drittes Capitel.*

## **So nah und doch so fern.**

Wie traulich lachte der Sonnenschein auf ein schmuckes Herrenhaus, das in einem Thale, auf dem Wege zum schwarzen See stand! Ach, der Sonnenschein lacht gleichzeitig auf Säрге und Wiegen, auf gebrochene und jauchzende Herzen!

In der Mauern jenes hell angeleuchteten, großen Hauses war Rosl.

Anfangs machte man sie glauben, der ihr angebotene und aufgedrängte Wagen, beim Kirchtage, jage nur so davon, um aus den Händeln mit dem wilden Jäger zu kommen und um nicht etwa später, bei allerlei Aemtern, Rede und Antwort geben zu müssen.

Daß es Egon's Wille so sei, war ihr klar und bald selbstverständlich gemacht.

Auch der Weg stimmte mit dem ihren überein, und ihre vertrauende Seele war leicht getäuscht.

Als aber der Wagen forttraste, in der dunklen Nacht, in welcher sie die Wege und Berge nicht zu erkennen vermochte, ward ihr bange.

Der Kutscher wollte nicht hören und hielt auf kein Rufen. Die Wagenthüren waren fest geschlossen.

Und wenn Rosl nach vergeblichen Versuchen sich so recht ängstigte, begann sie wieder sich auszulachen: wie sie in Egon's Hut so ängstlich sein möge! Sie begann sich bald im Selbstvertrauen zu stützen, nur neugierig auf Egon's Vorhaben.

Nach einer tüchtigen Fahrt hielten sie vor dem Hause.

Petermichel war beim Oeffnen des Schlages verschwunden.

Eine freundliche, alte Frau lud Rosl ein, abzusteigen und in's Haus zu kommen, sie sei von Allen und längst erwartet.

Das war sie. Aber von wem erwartet? Das wußte die arme Getäuschte nicht.

In diesem wohlgewählten Landhause war sie wohl bald beherbergt. Aber statt der harrenden Gräfin Mutter, fand Rosl nur eine alte Hauswärterin, und an Stelle Egon's war Niemand, Niemand da!

In der ersten bangen Nacht, als man sie Stunde um Stunde verhielt, als die Fortwirkungen der Täuschung und die Wahrheit kämpften, mochte sie das Fenster

öffnen und im weißgrünen Mondenschimmer hinauspringen, gleichgiltig, ob Egon ihr das Opfer des Hierseins auferlege oder nicht! Er solle sie auf der Alm suchen und dort lassen, oder bei ihr bleiben!

Sie schlug die Fensterflügel zurück. liebe Nachtluft drang herein. Die Fenster hatten in kurzer Entfernung einen steilaufragenden Berghang vor sich und lagen hoch im Stockwerke. Unten rauschte ein eilendes Wasser.

Die Aufregung im frühen Morgen, suchte eine neue, Rosl fremde Person zu beschwichtigen. Die Gesellschaftlerin der Gräfin Theodosia Kühns kam, mit aller Zierlichkeit einer gewandten, mit aller Schlauheit und Festigkeit einer überlegenen Frau.

Sie sagte alle Schmeicheleien, welche ein Weib der weiblichen Jugend entgegnetragen kann. Sie ging von der Traulichkeit zum Respekte über. Sie sagte dem Mädgl, es müsse jetzt mehr von sich halten.

Sie eröffnete Rosl, daß es mit ihrem Familiennamen, ihrer Herkunft und ihrem Elternhause nicht so im Klaren sei, als sie anzunehmen gewohnt war – es werden ganz neue, erstaunliche und erfreuliche Dinge mit ihr vorgehen!

Es war Alles geordnet und vorbereitet. Neue städtische Kleider waren vorhanden. Sie wurden vor dem irrenden Auge des Mädchens ausgebreitet, und die

Pracht und Herrlichkeit der neuen Zukunft wurden ihr ausgemalt.

Rosl meinte Anfangs, es geschähe Alles, um sie ihres Liebenden und Geliebten würdiger zu machen. Daß ihr Titel und Stellung gegeben wurden, um eine Verbindung mit Egon außer aller Möglichkeit in der Welt zu festigen – diesen wohlberechneten, auf zusammen treffende Zufälle gebauten Plan, konnte ein Gemüth nicht ahnen, das zwischen dem Himmel und der treuen Natur ohne Falsch und Hehl aufgewachsen war.

Die großen Spiegel ringsum gaben ihre Gestalt, ihren Blick, ihr Lächeln und Schmollen wieder. Gab's je ein nicht eitles Weib?

Verführung kommt aus den Herzen und Blicken der Weiber und geht auch zu den ihren!

Wie schön wußte die Alte zu schwatzen, mit zierlichen Fingern die Falten der angebotenen Kleider zu breiten! Rosl wendete und drehte sich bereits vor einem Spiegel, der Gedanke an Egon ließ sie schier Alles wagen. Sie dachte sich in ihrer neuen Gestalt ihm gegenüber – sie malte sich ein Wiederfinden kindisch aus; sie mochte, vergessend, beinahe in die Hände schlagen vor Freude und auftauchendem Scherze.

Und doch, als sie das eigene, liebgewohnte Sonntagsmieder lassen sollte – wie faßte sie dies krampf-

haft, raffte es mit festen Fingern zusammen, gleich einem Schatze, der geraubt werden sollte. Nein, nein! So, wie sie die Berge und ihre Thiere, wie sie Egon und alle Welt zu sehen gewohnt war, so wollte sie bleiben.

Aber vom Weibermunde flossen Worte wie Honig, und weise Lehren wie Wasser im Sturzbache.

„Und wär's nur zur Probe einmal, wie sie als ein städtisch Fräulein aussehe!“ – Rosl begann, halb sinnend, halb scherzend, sich ihre Schürze, ein Kleidungsstück nach dem andern rauben zu lassen. –

Da stand sie, nun in neuen Kleidern, wie sie dieselben nie gehabt, drehte sich, suchte sich, rief sich fast an, um sich selbst zu erkennen, vor dem Spiegel.

Damit war's gethan! Aber dem fliegenden Roth auf den jungen Wangen, dem hellen Glanze in den blauen Augen unter den immer goldenen Wellenscheiteln ihres Haares, folgte bald die wechselnde Blässe des Zweifels, der trübe Schleier des Mißmuthes.

Jene liebliche Lippe warf sich so trotzig auf, wie auf der Alm, wenn's den Jägern und muthwilligen Buben galt. Kinder läßt man allein, um sie zu beschwichtigen und sie erfahren zu lassen, daß sie dem Unabänderlichen sich fügen müssen. Frau von Maller, die Gesellschafterin, glaubte auch ein Gleiches thun zu sollen.

Wie Rosl nun von Stück zu Stück im Zimmer ging und es besah und betastete und ausforschte! Das

sollte nun Alles das Ihre sein? Es glotzte sie fremd und starr an. Nur eine Seele, ein Blick konnte ihr das Alles freundlich und in dieser Fremdartigkeit eigen machen – jener Egon's. Er fehlte!

Sie kam sich wie ein Gespenst vor. – Das war sie nicht, jene Städtische dort im Spiegelglase, in dem zauberischen, fremden, tief und märchenartig sich hineinziehenden Raume.

Nein, nein! Sie glotzte sich selbst gespenstig an. Es war ihr, als ob ihre Seele aus ihr hinaus und in einen fremden Leib hineingesprungen wäre, der sie äffe, angrinse, anstarre, Alles thue, als wäre sie es selbst – und sei es doch nicht.

Sie mochte aufschreien in Beängstigung und in Schmerz! Sie flüchtete vor sich selbst in einen Winkel. Die Gestalt im großen Spiegel flüchtete sich des gleichen vor ihr – und sie war es doch selbst!

„ War sie es nicht? Vom Herzen schoß es ihr in die Wange glühheiß, dann kalt wieder zurück. Sie zitterte. Und endlich lösten sich Schauer und Gewitter in ihrem Herzen zu Thränen auf, ein reicher Strom von heißem, salzigem Wasser kam aus den glühenden Augen und netzte ihr die Wangen, daß sie es schier wohligh und schwer, selbst auf Hals und Busen rieseln fühlte.

Sie sank zurück in einen schwellenden Lehnstuhl, der weiches Umfängen ihr bot. Aber diese schmiegen- den Kissen ringsum machten ihr heiß und schwül.

Sie sprang auf, sie suchte förmlich nach Grün, nach einer Wiese, nach dem Duft der Bergesmatte. Ach, dort war frische Kühlung, Würze und Wohligkeit, hier athmete sie förmlich Staub, die Farben schienen ihr wie Moder herbstlich welker und faulender Blätter – ihre Brust brauchte Luft, Luft gegen das Ersticken!

Sie riß die Fensterflügel auf! Drüben war Grünes, aber sie konnte nicht hinüber. Unten rauschte das Wasser, aber sie konnte keine Hand eintauchen und das Gesicht netzen. Dort aus dem Gesteine kam Wasser, aber sie konnte nicht die Hand an den Felsen stemmen und das abrieselnde Wasser mit dem Munde auffangen und schlürfen, wie sonst! - Ach, das war ein Trunk und Zug, welcher bis in die Seele und die letzte Nagel- und Fußspitze erquickend ging!

Sie kehrte zurück zum beängstigenden, schönen Zimmer, in welchem Vergoldungen und Krystalle schimmerten. Sie legte den einen schwellenden Armsessel um, zur Seite auf den Boden, und sie setzte sich auf das harte Holz. Sie sah nach einem Bilde, dort war hohes Gras in der Landschaft gemalt; sie griff, träumerisch, förmlich nach einer Sichel, sie suchte nach



ihrer Schürze, um sie zu breiten und vorbereitend zum Empfang der „Mahd“ zu höhlen.

Das war Alles Täuschung und vergebens! Sie begann an den Schnüren und Haften ihrer fremdartigen Kleider zu zerren, sie löste Eines und das Andere, und endlich schrie sie freiaus einen hohen, schrillen und doch wohltonenden Schrei, wie sie auf der Alpe that, um der fernen Gespielin zuzurufen, oder dem ferne Wandelnden ein Zeichen zu geben, oder auch sich und die Natur ringsum, im unaussprechlichen Drange, zu verbinden, alles Ferne von ihrer Gegenwart zu erfüllen!

Erschreckt eilte die Maller, eilte die Hauswärterin herbei.

Aber, als hätte Rosl's Trotz, ihr Unmuth, ihr Groll nun mehr Gesangestöne als Worte, schrie Rosl den Alpenjuchschrei hinaus – und erschöpfte sich, bis sie, halb gezogen, halb sinkend, wieder in die schwellenden Kissen der Möbel im Zimmer zurück gelangte.

Was wußte die Geschwätzigkeit der Weiber nicht Alles über das Säumen des Grafen! Die Märchen in der Welt haben sicher nur Weiber gemacht, sie erzählen sie den Kindern, und Kinder bleiben viele durch's ganze Leben. Rosl ward mit Märchen überhäuft, in denen keine luftigen Personen, aber wirkliche, und Egon besonders, eine Rolle spielten.

So schwankte Rosl zwischen hoher Freude und tiefem Wehe. Manchmal mochte sie Alles ringsum zertrümmern! Aber das erste wirklich zerbrochene Ding wurde so gleichgiltig weggeräumt, als hätte sie Scherz mit Unbedeutendem getrieben. Dann wurde sie wieder ruhig, und sie nahm die feine, glänzende Glocke auf dem Tische und ließ sie klingeln, als schellte die Leitkuh auf der Alm, und Rosl spielte, sie träumte mit diesem schallenden Spielzeuge, wie ein Kind, und Thränen traten ihr dabei in die Augen.

Sie bat zuletzt um ihre Erlösung. Sie wollte auf Alles, Alles verzichten und wär's ein Königreich! Ihre Alpenhütte, ihr frisch gepflücktes Sträußl' am Mieder, ihr frisch duftig gefülltes Grastuch, waren ihr lieber, als Alles! Sie hätte mögen die Welt für die kleine weiße Muttergaiß mit dem scheckigen Böcklein, für „Sternl“ und „Sennerl“, für „Summerl“ und „Halmin“ geben!

Was werden sie jetzt machen? Werden sie nicht nach ihr blöcken und sie rufen? Werden sie nicht vor der Alpenhüttenthür stehen und die Köpfe wetzen, die Augen groß und feucht auf Alles heften? Die Welt dafür! –

– Vergebens! Den Tod suchen, oder das Wagen des Verstümmeltwerdens durch einen gewaltsamen Sprung, war Sünde, vor der ihr sittlich Gemüth zurückschreckte. Und vor der Verzweiflung schützte sie

das Gebet, in das sie sich tief und innig einsenkte. Die helle Glocke vom Tische schallte und schallte wiederholt, als trüge ein weißbraunes Thier sie am Halse, mitten in den Alpen und duftigen Blumenwiesen!

*Viertes Capitel.*

## **Rudolfsthurm und Heidengräber.**

Aus einer grünen Bergschlucht, einem engen Thalgänge zwischen zwei aufragenden Waldbergen, dem Elferkogel, einem sanften Ausläufer des wilden Ramsauergebirges, und dem Hallstädter Salzberge, wälzt sich ein mit Gischtwellen aufbrausender, breiter und weißer Waldbach in den grünen, ruhig glatten Hallstädter See. Bevor der Weiß- oder Gosaubach dieses Ziel erreicht, stellt sich ihm die Gosau-Mühle auf einer hervorstehenden Landspitze entgegen, und das Wildwasser wirft donnernd die Schaufeln der Räder wieder zurück, die sich in dasselbe tauchen.

In der Sägemühle knirschen, rasseln und ächzen die Fichtenbäume und die Eisenblätter der Sägen, welche Bretter zu Wiegen und Särgen schneiden – man glaubt am Thore einer Hölle zu sein, und der Himmel wölbt sich beruhigend darüber.

Ueber die tiefe Thalschlucht mit ihren grünen Bergen zieht sich, in der Höhe von fast 150 Fuß, ein

Schwindelsteg, eine so kühn ausgespannte, fast fünfhundert Fuß lange, dünne, nur einem Einzelnen den Tritt gestattende Brücke, daß das Auge gern lange emporsieht und das Herz beim Anblicke bebt! Vier kantige weiße Steinsäulen, Obeliske, welche unten frei aus dem Felsengrunde steigen, vom Wildwasser umrast, und immer schlanker sich zum Himmel hebend, tragen den Schwindelsteg, den Gosauzwang, wie ihn der kühne Bergknecht nannte, der ihn ohne Meister und andere Kunst, als seine eigene Eingebung, schlicht bauete, zum Staunen seiner Zeit und der Nachwelt!

Ja, Zwang ist der rechte Ausdruck des kühnen Mannes an der Gosau, weil er die Berge, den Bergschacht und seinen Schatz, die Salzsohle bezwang.

Letztere muß über diese Schlucht und diese Berg Höhen wandern, meilenweit, in das ferne Sudhaus zu Ischl und selbst nach dem noch entferneren Ebensee. Die trotzig, für unüberwindlich gehaltenen Berge müssen mit geduldigem Rücken tragen und sich überschreiten, überrieseln lassen!

Die grüne Landschaft der Schlucht blickt entzückend aus diesem gewaltigen viereckigen Rahmen, welcher durch die Säulen und die Brücke gebildet wird. Auf dem Wege, welcher sich hier vom Thalgrunde zum Hallstädter Salzberge emporzieht, der „Strenn-Weg“ genannt, weil er die Strähne der gehöhl-

ten Bäume trägt, welche meilenweit ununterbrochen das Salzwasser in ihren Markröhren rinnen lassen; auf diesem Strenn-Wege ging Martin.

Er sah sehr bekümmert und nachdenklich aus. Die Knie waren stark vorwärts gebeugt, bei'm Steigen, ein hoher Stock half den müden, abgearbeiteten Leib tragen.

Es wollte Abend werden.

Drüben, jenseits des Sees, der kahl sich hindehrende Sarstein, malte das Gewässer an den Uferrändern schwarz und zeigte bereits auf seinem hohen, scharfkantigen Rücken roth gelbes Licht. Dahinter stand eine lange Reihe von Wolken, deren Ränder hell angeglüht waren, deren dicht sich ballende Körper aber ein tiefes, festes Grau zeigten.

Martin sah vorwärts und wie unruhig nach rückwärts, ob ihm Niemand nachkomme.

Der See unten zur Linken schwand beim Höhersteigen auf dem Strennwege immer tiefer hinab, die Nachen wurden immer kleiner, zogen scheinbar immer langsamer, ihre früher schimmernd bewegten Bahnen wurden auf dem Wasser mehr und mehr unsichtbar. Als wenn aus dem Gesteine der Sarwand drüben sanfte Nebel quellen würden, hefteten sich schmale, durchsichtige, leise und lose zusammenhängende Nebelbänder längs der Wand hin, in der Mitte der

Berghöhe, weiteten sich immer mehr aus, verdichteten sich, zogen dann als breiter Mantel langsam-bedächtig immer höher. Die Wolken hinter dem Bergrücken kamen dichter herüber nach dem See, dieser wurde unten immer grüner und tiefgrüner, fast schwarz.

Die schroffe Lehne des Salzberges, in deren Felsen der Strennweg eingehauen ist, sendet zur Seite immer Wasser, bald in Tropfen, bald in kleinen Bächlein über ihr roth und weißes Marmorgestein, und manchmal stürzt ein gewaltig sich stufender Schaumbach herab, über dessen eingerissene Kluft eine Brücke von Knüppelholz führt.

„Marterl,“ Gedenktafeln sind da oft zu sehen, worauf das kindliche aber rührende Bild des armen Knechtes, mit dem schwarzen Kreuze über dem kleinen Haupte und rothen Gesichte, der in den Tod abstürzt, zur steinzackigen Tiefe, oder inmitten eines abwärts schießenden weißen Gewässers!

Aengstlicher drückt sich der Wanderer an die Wand, bei solchem Anblicke und Gemahntwerden an einstiges Unglück, an ein rasches Sterben hier. Er wirft einen Blick in die Tiefe und dann nach dem Himmel. Fromme bekreuzen sich, denken der Todten und mit Dank der Hände, welche den Weg neu und besser geformt.

Dann kommt bald wieder eine Stelle, wo das Wasser herabplätschert und den Weg versperrt. Aber der Leib des Wanderers drückt sich abermals an das Gestein der Wand, über ihm wölbt sich nun der Wasserfall, durch eisengetragene dicke Bretter noch mehr gezwungen, und läßt unter seinem Krystallbogen den Weg vorwärts schreiten. Einzelne Tropfen netzen wie Thränen die Wangen.

So schritt auch Martin den Weg.

Die Sulzstuben, kleine Häuschen, welche Röhrenmündungen decken, stehen in weiten Strecken von einander und bieten hie und da ein kühn über den Abgrund hängendes Steglein und Bänkchen zum Sitzen. Unter dem Fuße des Wanderers geht die Arbeit der Salzbereitung fort, es eilt die Sulz in den von seinen Füßen getretenen erdüberdeckten Bäumen den Weg zur Feuerstätte.

Endlich sah Martin links den kühn über Abgründe hinaushängenden Stollen. Das beschwerlichere Emporklimmen begann da, und dies führt auf einigen hundert sich windenden schmalen Marmor stufen, die in den Fels gebrochen sind, aufwärts.

Martin zog sich mühsam und keuchend am Holzgelände immer höher empor.

Das wilde Sturzwasser brach sich bald donnernd, schäumend neben ihm, unter ihm, vor ihm auf der

Höhe, den felsenzackig starrenden Weg und schleuderte sich rasend zur Tiefe. Umgerissene Stämme hingen in die Wasserkluft hinein, oder streckten sich als zufällige Brücken, mit den starrenden Stumpen der gebrochenen Aeste, von einem zum andern Felsenufer.

Noch eine Wendung links und dann noch einige hundert gewundene Stufen empor – der Rudolfs-thurm, erbaut von dem Sohne Kaiser Rudolfs von Habsburg des Ersten, als Kriegsschutz und Trutz gegen den Salzburger Bischof, steht da.

Er ist nun das Wohnhaus des Bergmeisters, welcher hier wie ein Zauberer in Lüften, oder wie ein König über seinem Reiche wohnt.

Der Spiegel des Sees ward größer bei der Bergplatte, die das Hinaus sehen gestattet, aber er lag bereits finsterer als zuvor. An einzelnen Stellen war er bereits ganz von Nebeldecken überzogen, die Wolken vom Sarstein breiteten sich immer weiter in den Himmel, über den See, herüber.

An den Knechtshäusern und Stollen, welche noch höher, in dem stufenförmig sich streckenden, hier grünen Salzberge liegen, verflammte das letzte Abendlicht. Unten ward ein ungeheures Grab, hier oben zogen einzelne kühle Windstriche, es ward auch Abend und brach die Nacht herein. Die Luft feuchtete mit unsichtbaren Tröpfchen und „nieselte.“ Dann endete



dies wieder und warme Luftzüge strichen abwechselnd. Aus dem Grau der Wolken ballte sich allmählig ein Schwarz; aus fernen gränzenlosen Weiten wetterleuchtete es in weißen, unendlich langen Streifen und grünen Rändern, welche dahinter auftauchten. Ueber der Tiefe war nun dichter Qualm und starre Finsterniß gelagert.

Martin schritt auf einem Wege links vom Thurme, zu einer grasigen Anhöhe, dann auf diese selbst hinauf. –

Zwei länglich vier eckige Mäuerchen, wie jene niedriger Brunnenkasten, dämmerten ihm noch aus kurzer Entfernung entgegen; sie sind, mit Holzbalken gerändert und mit Holzthüren verschlossen, die Gräber der Heiden, der Häuptlinge, welche hier, inmitten eines Friedhofes von hunderten Gräbern, entdeckt wurden und in deren graue Vorzeit kein forschender Geist noch mit Sicherheit gedrungen.

Die Celtengräber, wie die Gelehrten sagen, lagen alle dicht nebeneinander im Grunde, sie boten Steinäxte und Bronceschmuck; nur in zwei Gräbern fand man Gold und Schwerter, das waren die der Häuptlinge.

Der Eine liegt nicht gerade gestreckt. Der grinssende Schädel ist zur Seite gewendet, unter diesem für ewig ruhenden Haupte ist eine Knochenhand

geschoben, wie sie ein Schläfer auf's Kissen, zur Stütze des Hauptes legt, und der andere Arm ist zu diesem hauptstützenden hinüber gestreckt. Die Knöchelchen des Handgelenkes umklammern das Bein des Vorderarmes.

Welches Geheimniß birgt, enthält diese Lage? Was soll dieses unverstandene Zeugniß aussprechen? Stumm ist das Grab, stumm grinset und ruht der Schädel, der sonderbar begrabene Leib!

Das andere Grab, unweit davon, birgt einen Häuptling. Sicherlich, er war's! Lange und gerade gestreckt liegen die gewaltigen Knochen, welche die aller Andern überragten. Der Schädel wie ein Fels, trotz den Jahrhunderten. Und die Rippen über dem einstmaligen Herzen sind grün.

Da lag der Goldstern, welcher die Brust zierte, das unfehlbare Zeichen der Hoheit und Würde! Das rostige breite Schwert hing zur Seite, die Gürtelschnallen zogen sich von der einstmaligen Hüfte über die Knochen der Schenkel, quer herüber.

Dies sind die zwei Heiden-Gräber, die noch nach Jahrhunderten oder selbst nach Jahrtausenden, unter dem Himmel und den Sternen bewahrt sind und dem forschenden Auge zugänglich bleiben, bis die Zeit den letzten Rest des einstmal Gewesenen morsch und ganz in Staub zerfallen macht, wie die Gewänder,

rosigen Wangen und Lippen, die leuchtenden Augen und glänzenden Haare dieser gewesenen, vergessenen, unnennbaren und namenlosen Menschen!

Kein Sternlein schimmerte durch die immer finsterner werdende Nacht.

Kein Ton des Lebens regte sich hier oben in unmittelbarer Nähe.

Die Heimchen zirpten nicht einmal; nichts rührte sich in dieser öden, einsamen Stille. Die Nadeln der Tannenhölzer rauschten nicht. Nur eine ferne, ferne Eule kreischte einmal auf, und ein aufgescheuchter Häher krächzte schlaftrunken, oder im Schlafe von seiner zankenden Genossin gestört, tief unten vom Walde empor.

Aber das Rauschen und ferne Schlagen des Sturzwassers auf die Felsen währte immerfort und ward dem in die Nacht Hinhorchenden wie das Blutrieseln durch das Herz der Schöpfung vernehmbar.

Martin setzte sich an einem der Gräber nieder und stützte sich auf den Stock zwischen seinen Knien.

Im Hause des Bergmeisters, im Rudolfsthurme, wurde endlich Licht angezündet, und ein Streifen rothen Lichtes drang in das grüne, nun schwarze Gras bei den Gräbern.

Martin horchte. Das war nicht Windesstreichen, was jetzt in sein Ohr drang. Das waren Schritte, welche durch das Gras in seiner Nähe strichen.

Er rührte sich nicht.

Man schlug dreimal mit dem Stecken an das Gestein eines Grabes. Dies war das Zeichen der Kameradschaft und des Einverständnisses. Martin erhob sich bald, um die Hand zu suchen, zu fassen und zu drücken.

Die Freunde kamen von den verschiedenen Seiten heran, sie waren da! Der Schmied, der Rüter, der Häuer und der schwarze Toni, der wilde Jäger.

„Seid Ihr Alle da?“ frug Martin.

„Alle!“ antworteten die Stimmen.

„So beginnen wir in Gottes und der guten Geister Namen! Wir haben heute diese Könige und Goldzeugen zu fragen, in welcher Richtung liegt das Gold? Ich habe die Wünschelruthe vom Haselstrauche am Kreuzwege gebrochen. Wir müssen an diesen Gräbern beten, und ich will daraus ein Knöchelchen zu mir nehmen und dann mit der Wünschelruthe, schweigend, ohne ein Wort zu reden, gehen. Wo sie sich neigt und wendet, dort wird das Gold zu finden sein, nach altem Bergmannsbrauch und Glauben!“

Im fernen Gebirge ward ein Rollen hörbar, der erste Donner löste sich aus dem düstern Wolkenschooße.

Helles Weißlicht flammte einen Augenblick über das Dunkel und ließ das steinerne Gebäude, die Bäume und den Wiesenplan, aus der Finsterniß heraus, klar erscheinen.

Die Männer schwiegen und bebten. Mancher darunter bekreuzte sich wohl und betete.

„Schmied öffne!“ sagte Martin. Der Schmied nahm einen kleinen aber festen Hammer aus der Brusttasche seiner Jacke heraus. Er stemmte den Hammerkopf zwischen den Holzbalken der Grabesthür und die Klammer des Schlosses. Das vom Wetter halb-morsche Holz ließ nach, das Schloß blieb uneröffnet an der Klammer hängen, aber diese war mit ihrer langen, früher eingerammten Spitze frei, und der Deckel des Grabes konnte erschlossen werden.

„Hebet!“ sagte Martin. Die Andern faßten den Deckel, hoben ihn und er drehte sich in seinen Angeln.

In dem düsteren Augenblicke zuckte ein Blitzstrahl auf, und zuckte aber und abermal nach, wie ein blinzendes Flammenauge. Im fernen Gebirge hörte man ein Rollen, und ein Schlag folgte, als hätte das Gewitter gerade in den nahen See hineingeschlagen! Die Bergwände um den See gaben den Schlag, wie eine Reihe von Donnerschlünden in der Schlacht, allmählig wieder.

Das rothe Licht, die weißgrünen und blauen Flammen beleuchteten das Grab und den grinsenden, zur Seite liegenden, sich selbst klammernden Häuptling.

Tiefe Angst bemächtigte sich der Männer, aber sie hielten fest an sich und schwiegen. Sie sahen Martin niederknien. Er betete heiß und brünstig, wie ein Mensch, vom tiefsten Wahn befangen, dem diese Welt zu enge ist und der in einer überirdischen schon eine faßbare Hilfe auf Erden sucht, eine Mitwirkung für diese erwartet.

Im Rudolphsturm wurde beim Bergmeister ein Licht gerückt. Ein Streif fiel jetzt auf die Männer am Grabe. Martin nahm nun aus einem Beutel ein kleines hölzernes Salzgefäß und stellte es in das Grab zu Häupten.

„So,“ flüsterte er, „sind einst unsere Väter, verfolgt und ohne Schutz, von allen Bergen des Landes in das Dientner Thal gestiegen, in eine Felsenschlucht daselbst, haben das Salz auf einen Steintisch gestellt, sind dann ringsum niedergekniet und haben den Herrgott um Schutz für ihr gutes Werk, um Kräftigung in ihrem Leide und in ihrem segensreichen Vorhaben gebeten! Wir wollen auch nur die Armen, Geplagten erlösen. Wir wollen Kinder recht schaffen, Weiber vor Gott getraut machen und uns selbst in Gottesfurcht einem erlösenden Leben hin geben! Wir wollen unse-

re Brüder erlösen aus Drangsal und Noth und ihnen helfen! Wir wollen Jedem von uns und dem armen wilden Jäger besonders beistehen, der sein Leben in Gefahr hat und dem jetzt seine Dirne geraubt und gestohlen ist, und wir wollen ihm helfen, sie zu finden, sich Leib und Leben zu retten! Das wollen wir als Gläubige und das Heidenthum bezwingen, damit wir selig werden da und dort! Wir werden zuerst ein kräftig Gebetlein still beten, dann die Hand in das Salz tauchen, den Finger zum Himmel heben und schwören: zu schweigen. Alsdann werden wir Salz aus diesem Grabe hier zum Munde bringen, zum gemeinsamen Himmels- und Erdenmahle, und sein ein Salzbund und Salzbrüder, wie es einst die bedrängten, vertriebenen Vorväter waren, auf daß wir sammeln die Schätze auf Erden und auch in dem Himmel!“

Er hob die Hände faltend und begann leise zu beten. Die Andern thaten desgleichen. Das ewige Gebet – Trost und Hilfe unzählbarer Millionen – diente dem kindlichen und gläubigen Herzen zum Aberglauben, zum Zerrbilde der Wahrheit und zum Wahne statt zur Klarheit!

Das weißblaue Flammen des Wetters leuchtete jetzt heller auf, zuckte verblassend und hob sich wieder, gespenstig klarer. – Kein Donner war hörbar dabei. –

Die Männer beteten fort, und die Beleuchtung zeigte ihre neben und über dem Grabe gebeugten Leiber, aus der Dunkelheit der Nacht heraustretend. Sie hoben im rothen Lichte, und nun beim Schlagen eines Gewitterstreiches, die Finger zum Munde, die sie in das Salzfaß, das im Grabe stand, getaucht.

Martin nahm jetzt ein Rüthchen, das er auf der Brust, nahe dem Herzen, nach altem Aberglauben trug, griff es mit der Faust der Rechten und klemmte den Daumen in die Gabel des Doppelzweigleins.

Er berührte damit die Rippen des Häuptlings im Grabe. Er eignete sich auch ein Knöchelchen des Skelettes an. Ein Hinabdrücken am Grabdeckel bedeutete den Männern: zu schließen. Sie ließen den Deckel leise hinab. Der Schmied drückte die Klammer mit dem uneröffneten Schlosse wieder ein.

Nun klammerte Martin beide Hände um die Wünschelruthe und ging, gebeugten Körpers, die zwei Zacken oder Spitzen der Ruthe nach der Erde haltend, fort. Die Andern schritten ihm schweigend nach.

Dem Toni hatte er zuvor gesagt, wohin die Wünschelruthe zeigen und sich drehen werde, welche Wendung er auch im Finstern spüren müsse, in jener Richtung werde auch Rosl richtig zu suchen und zu finden sein.



Und so schritt der Aermste der Armen, noch mehr suchend als Gold, gläubig und vertrauend in seinem düsteren und hoffnungsbewegten Elende.

Das Gewitterleuchten erhob sich zuweilen, und der Donner, von rothzackiger Flamme flüchtig be gleitet, grollte und tobte darein, mit vielhallendem Echo von den Bergwänden, im riesigen Umkreise! Da schlug plötzlich ein Streich hernieder und der Blitz zuckte vom flammenden Himmel bis in die Erde, nur zwanzig Schritte vor Martin!

Dieser schrie plötzlich auf:

„Um Heilands Christi willen! Ich bin geblendet! Ich sehe nichts! Wo seid Ihr?“

Er stand und streckte die Hände vor sich, die Ruthe war ihm entfallen.

Die Männer, welche selbst eine Weile wie geblendet standen, eilten bebend zu ihm. Er sank in ihre Arme – er stützte sich schwer auf sie.

Sie aber nahmen kühle feuchte Erde und legten sie ihm über die Augen, verbanden ihn darüber mit einem Tuche – und führten den Aechzenden, Tiefbekümmerten so hinab.

## **Der Bub und die Alten.**

Als Nickerl den Grafen im Echernthale, am Strubach und Schleierfalle getroffen, da hatte er ein Wörtlein gesagt, welches Egon einen Augenblick lange, gerade nach den trübseligsten Erfahrungen der kurzvorhergegangenen Zeit, beseligte. Aber dem himmelhochaufauchenden Worte folgte bald wieder der tiefste Ton der Trauer und des Leides.

Nickerl hatte nur Ahnungen und keine Bestimmtheit.

Der gute Junge hatte im ersten Augenblicke der erwachten Hoffnung und der Freude des Wiedersehens mehr gesagt, als er halten, mehr versprochen, als er ausführen konnte. Er hatte allerdings die Gräfin Kühns im fernen Gosauthale getroffen, am dunklen Gosausee, welchen die weißen Schneeefilde des Dachsteines und die daraus ragenden Thorsteine umkränzen. Der ungekannte und unbeachtete Junge glaubte auch da aus dem Gespräche, welches er erlauschte, mehr zu entnehmen, als in der That der Fall war.

Egon eilte seinen Vermuthungen nach. Aber schmerzvolle Enttäuschung war das Endergebniß des erwartungsreich begonnenen Suchens. In die weite

Ferne konnte das Mädchen trotzdem und nach allen Vermuthungen nicht geführt sein.

So sagte sich Egon. Die zu kluge und kräftige Dirne mußte eine kurze Zeit getäuscht, hingehalten, mit List und rasch endender Gewalt zu einem verbergenden Ziele geführt sein. Aber immerhin blieb sie seinen Blicken entzogen und den spätern, immer mehr drohenden Gefahren aufbewahrt.

Er setzte seine Fahrten und Wanderungen, sein Nachforschen und Suchen nach allen Richtungen fort.

Petermichel war zu gut belohnt und zu ängstlich, um sich nicht unsichtbar zu machen. Da sagte Nickerl zum alten Erlzauner:

„Vetter, mich braucht Ihr nit so viel auf der Alm und daheim. Wenn wir Beide auf Rosl warten, da sind wir lang‘ nit an! (nicht im Richtigen.) Wie thät es denn, wenn wir Beid‘ auf Wanderschaft aus gingen?“

„Ich und Du?“

„Wohl, Vetter! Ich kann nit allein überall hin, und da meinet ich, mit ein alten Mann könnt‘ ich‘s wohl! Ich kann auch nit in alle Häuser laufen und fragen: Ist da nit eine Dirn, die nit hergehört und die gern‘ fort möcht‘, wenn sie könnt‘? Aber wo ich nit hinein kann, da fliegt mein Seitelpfeiferl hin. Wenn ich auf dem Berg weit davon stehe und ein Liedl‘ blase, oder im Thal unten, und ein Haus ist in der Hörweiten, so

kennt Rosl mein Liedl, wie sie's vom Rosenkogel gekannt hat, hinab in die Alm oder vom Salzberg hinauf! Mir ziemt (mich dünkt), wenn sie mich pfeifen und singen hört, so singt sie mir entgegen! Und müßt ihre Stimme auch noch so weit tragen! Und ich kenn' sie, ich kenn' sie unter hundert Anderen, so weit man nur hören kann!“

Der Alte sah den Buben an. Die Alte mit ihren trüben Augen, die immer schlechter und jetzt von vielem Weinen und Kümmern gar so neblig sahen, die alte Erlzaunerin neigte sich vor, ging zu dem Buben, tastete ihm am dichthaarigen Haupte und streichelte ihn.

„Sein Vater war ein Musikant; ja, ja!“ sagte sie nach einem Zögern. „Und es ist schad' um ihn, er war ein gescheider Mann und könnt' noch leben, wenn er mit . . .“ Die unangenehmen Worte unter drückte sie.

„Bub,“ sagte endlich der Alte, „Du hast ein' herztausigen Gedanken. Schau, schau!“

„Ich war beim alten Martin und hab' schon mit ihm darüber geredt. Der sitzt, seit dem Blitzschlag, auf der Ofenbank, mit den kranken Augen und greift so vor sich herum. Er hat nach meiner Hand gesucht und sie genommen und gesagt, ich hätt' schon Recht. Er meint, wenn er nur den Tag schon ganz sehen thät', so ging er auch und mit uns oder allein. Er hofft, es wird

ihm besser werden. Aber wir möchten doch nit auf ihn warten!“ So sagte der Nickerl.

„Und was meinst,“ fragte der Erlzauner Seph seine Alte, „daß meine Füße noch stark genug, auf der Wanderschaft tragen werden?“

„Geh‘, geh‘ in Gottes Namen!“ sagte die Alte aus vollem Herzen. „Um mich darf‘st Dich nit kümmern. Ich sterb‘ nit und kann meine Augen nit zudrucken, bis Ihr nit wieder da seid. Du - mit Nickerl allein oder mit meiner Rosl dazu. Hilf und Beistand in allen Nöthen find‘ ich an guten Leuten in Ort, und der Herrgott wird mich daweil nit verlassen!“

Der Bub sah zu dem Alten auf. Dieser sagte kein Wort. Er nahm seinen ledernen Kost-Ranzen, der lange in Ruhe auf dem rostigen Nagel gehangen hatte, schob die Tischlade heraus, in welcher das Brod lag, nahm das hölzerne Salzbüchlein dazu und that Alles in den Ranzen.

„Nimm ein Bißl‘ Schmalz,“ sagte die Alte und trippelte darnach.

„Das brauchen wir Alles nit, Vetter. Wir müssen das Schäm-Hütl abthun und bei den großen Häusern betteln!“

„Betteln! betteln!“ rief der Alte. in meinen alten Tagen!“

„Aber beileib‘, Vetter! Erzählt ja doch die Mahm (Muhme) im Winter beim Federnschleißn auch von Prinzen, welche betteln gegangen sind! Und wir brauchen‘s ja nit, wir haben‘s ja gar nit nöthig. Wir thun nur so. Und das ist, damit wir überall besser hinzu können! Mich allein lassen sie nirgend ein und weisen so ein jungen Buben die Thür; er soll als Klein-Manner gehn und arbeiten. Aber Vetter, ein alter Mann . . .“

„Bub,“ sagte der Alte, „ich weiß nit, wo Du das her hast! Es muß wahr sein, die Kinder werden jetzt schon gescheider als die Alten. Aber er hat Rosl gar zu gern und hängt an ihr, mehr wie ein Brüder!“

„Ja, hat denn Rosl nix für mich gethan? Ich vergeß den Schuß auf den Jochgeier mein Lebtag nit. Und ich hab‘ seit der Zeit und die letzten Täg‘ gar Tag und Nacht gedenkt, wie ich ihr ein klein Bißl‘ abzahl‘! – Mich machet‘s glücklich!“

„Du bist ein brav‘s Bürschl! Meiner Seel!“ erwiderte der Alte. „Und ich wollt‘, Dir könnt auch gut gescheh‘n. – Weib, was sagst und denkst, Du armes Hascherl (Häscherchen) Du!“

„Mann!“ sprach sie, mit vor Rührung bebender Stimme, „geh‘, geh‘ in Gottes Namen und bring‘ mir mein Augenlicht mit Rosl wieder! – Und kommst nit mit ihr, so sterben wir bald alle Zwei, und da wird‘s

am besten mit uns sein, Alles gut aufgehoben im Himmel droben!“

„Juh!“ schrie Nickerl hell auf, „jetzt gehn wir schnurgerad‘ zu Rosl!“

„Schnurg‘rad‘?“ sagte der Erlzauner. – „Wo willst denn hin, dummer Bub!“ rief aus ihm jetzt, hofmeisternd, aber doch gutmüthig, das Alter heraus.

„Komm, wir wollen gehn!“ sagte er wieder weich.

„Wohin?“ rief die Erlzaunerin.

„Der Martin meint,“ sagte Nickerl, „es müßt‘ nach Salzburg zu sein, nach dem Wolfgangsee und dort hinaus. Er hab‘ seine geheimen Anzeichen und Merks!“

„Der hat immer Merks und merkt nix und find‘t nix!“ sagte die Alte. „Der Graf ist auf der andern Seit‘ hinaus. Und grad dorthin ist seine Mutter auch nit gangen. Das ist ein Wegezeig. Bub, wir gehen auf die Seite, die Du genennt hast!“

„So geht mit Gott und seiner Engelschaar!“ sagte die Alte. Die Thränen traten ihr in die Augen und rieselten über die gefurchte Wange hinab.

Nickerl schlüpfte in die Riemen des ledernen Beutels und hatte ihn auf dem Rücken, ehe der Alte ihn fassen konnte.

Erlzauner tappte nun, im Winkel hinter dem Ofen, nach seinem Stock und schloß ihn fest in die umklammernden Finger. Er wendete sich um und stand vor

seinem alten, schwachen Weibe. Diese streckte sich aus der Krümmung ihres gebeugten Leibes, und schlang die Arme um ihres Seps Hals, den sie lange, lange nicht so umschlungen hatte. – Das Alter geht fühlend, aber nicht Ausdruck gebend, nebeneinander her; am allerwenigsten im schlichten Bauernkittel.

Sie hielten sich lange und fest umschlungen, die Thränen perlten gegenseitig auf die Schulter und netzten die ärmlichen Gewänder.

Dem Nickerl rann es auch über die jungen, frischen Backen. Aber er wischte das mit dem Aermel hinweg, griff nach seinem Seitelpfeiferl und trillerte leise, die Finger spielen lassend, darauf herum. Diese Töne mahnten die Alten, weckten sie und stählten sie. Sie ließen von der Umarmung ab. Sie standen sich noch ein Weilchen gegenüber, dann murmelte Jedes wie halb verschämt einen Segen, und murmelnd wendete sich der alte Erlzauner zur Thüre.

Die Alte wendete sich ihm nach und schritt leise hinterher.

Nickerl nahm ihre runzelige Hand und küßte sie. Die Alte bog sich zu dem Jungen ganz hinab, legte ihre beiden, immer mehr zitternden Hände an seinen Kopf, drückte ihn sanft und küßte ihn. Der Junge nahm sein Hütchen, drehte es wie lustig in die Höhe, und



sagte mit gehobener Stimme, welche sich aus Thränen zwang, heiter zu sein:

„Bfhüt Gott, Frau Mahm! Bleibt recht gesund! Und wir sein bald mit Allem wieder lustig da!“

Der Alte sprach nichts und ging.

Nickerl ging nun hinterdrein.

Das Weib ging noch vor den Zaun hinaus und schritt ein Weilchen entlang daran. Wo er aufhörte, blieb sie stehen.

Der alte Erlzauner sah sich noch einmal um und nickte, Nickerl that desgleichen und schob sein Hütchen. Seine großen, hellen Augen glitten über das ganze Gesicht und die Gestalt der Alten. Eine Biegung des Weges machte die Beiden rasch verschwinden!

*Sechstes Capitel.*

## **Wandern und Erreichen.**

So zogen die Beiden nun dahin.

Auf dem See sahen sie noch zurück zu ihrem Oertlein, und jeder Ruderschlag des Fahrzeuges, auf dem sie fortzogen, schien dem Alten wie ein Herzschlag seines eigenen Lebens. Alle die da in Nachen fuhren, neidete er ihres Seins. Er hatte so viel Glanz in den Sommermonaten an sich vorübergehen gesehen, und nie fiel es ihm ein, irgend ein einzig Menscheng-

schöpf um alle Freude und Habe zu meiden. Er fühlte sich stets arm, aber in seinen Bergen heimisch, glücklich.

Was Jene zu sehen kamen, aus weiter Ferne, das hatte er seit der Kindheit. Jeden Steinzacken, jedes Wellenspiegeln nannte er fast sein. Und das macht alle Leute in dieser Heimath und Armuth zufrieden.

Aber alle Jene, welche nun da waren, befanden sich bei, wenigstens im Herzen mit den Ihren; doch keinem andern Wesen als ihm, war ein Liebes und Theures genommen; – da fühlte er sich unendlich unglücklich, da neidete er zum ersten Male. -

Die Tochter eines Nachbars fuhr mit einer hoch gehäuften Grasernte in einem Einbäumli, den sie selbst an der hinteren Spitze ruderte, vom jenseitigen Berge heimwärts. Sie grüßte. Erlzauner nickte stumm, und als er bald an's Ufer trat, mußte der Bub stark den gereichten Arm stützen.

Den ganzen Weg nach Ischl schritten sie fort, ohne rechts oder links abzuweichen. Da, auf den vielbefahrenen und begangenen Wegen konnte kein Haus sein, das die Gesuchte barg. Hinter dem Orte, den der Alte nun beinahe haßte und als den Unkrautgarten all seiner Leiden betrachtete, hielten sie auf der Straße, und da, nach vielen Wegstunden, brachen sie zum ersten

Male vom Brode. Als der Alte es mit Salzkrümmchen bestreute, da fiel ihm ein Thränlein darauf.

Er saß auf einem Steine, und es kam ihm der Gedanke an das, was Martin ihm so oft erzählte, wie einst in alter Zeit den Armen die Kinder genommen wurden und die Verfolgten den Salzbund stifteten. Er hätte mögen die Welt zum Bunde anrufen! Er war jedoch nur allein und verlassen im allgemeinen Glücke! Träumend und sinnend saß er.

Nickerl faßte ihn an der Hand und mahnte ihn zum Weitergehen. Der Abend und die Nacht brachen herein, nach dem ersten Halbtage der Wanderung. Bisher hatten sie nirgends am Wege an - noch gesprochen.

Sie baten in der Dämmerung einen Bauer am Wege um Nachtherberge, und dieser gewährte solche in der Scheuer. -

Beim Frühroth erhoben sie sich, wuschen an dem rinnenden Brunnen, im klaren Brunntroge, die brennenden Augen, und tranken dann von der frisch gemelkten Milch, welche die Dirne bot. Sie sagten ihr treuherzig „Gelt's Gott!“ und schritten weiter.

Die Nacht hatte auf den Alten den herbsten Eindruck gemacht, dem kleinen Nickerl kam er des Morgens wie doppelt gealtert vor. Die Bartstoppeln brachen über das ungeschorene Gesicht, die Haare waren

wirr, die Mühseligkeit des Weges beugte den alten Mann. Nickerl bot ihm die Hand. Der Erlzauner faßte diese treue, schwache, für ihn doch starke Hand und umklammerte sie mit seinen Fingern fest, während er mit der andern sich auf seinen Stock stützte.

Dem Buben vergingen die Worte und das Plaudern. Nur manchmal sah er dem Alten mit seinen hellen Augen ins Gesicht und versuchte zu lächeln. Eine stumme, wortlose, aber inhaltreiche Aufmunterung.

Nun war noch ein kleiner, letzter Rest im Ranzen, nun kamen die „einschichtigen“, in abseitigen Thälern zerstreuten Häuser.

Nun nahm Nickerl sein Flötchen heraus und blies es von den Brodkrümchen rein.

Nun mußten sie betteln. Bei dem ersten Hause, vor das sie kamen, waren die Fenster fast alle geöffnet. Unten war ein Hausgärtchen an den Fenstern, und innen an diesen saßen Mädchen.

Nickerl ließ die Hand des Alten los, rückte sein Hütchen und blies, blies ein schönes Liedlein. Er hoffte nicht, Rosl bei diesen Leuten zu finden.

Der Alte stand und horchte den Tönen und sah auf die Mädchen. Das eine hatte so helle Augen und gemahnte ihn an Rosl!

„Bist Du nicht auf der Alm, droben auf dem Ischler Berg gewesen?“ sagte eine schöne, junge Dame zu Nickerl.

Der Bub nickte mit dem Kopfe und sagte „ja!“

„Ach, das ist die Alpe, wo . . .“ sagte eine Andere, und sie flüsterten.

„Schonen Sie Gisela!“ rief eine ältere Frau.

Als der Junge sich ganz und der Alte beinahe erkannt sah, als das Flüstern begann, wendeten sie sich Beide. Da war ihr rechter Ort nicht. Dem Alten war es fast, als folge ihm ein Fluch nach.

Als sie sich gewendet und erst einige Schritte gethan hatten, da eilte ihnen ein Fräulein nach und drückte den Jungen ein Geldstück in die Hand.

Dieser gab es dem Alten, oder wollte es ihm reichen. Aber dieser zog bei der Berührung die Hand zurück, als wäre ihm eine Flamme nahe gebracht.

„Wirfs weg! wirf's weg!“ sagte er.

„Beilei!“ sagte Nickerl, „das war ja die Gräfin Gisela.“

„Die Braut?“ Der Bursche bejahte. - Der Erlzauner sagte kein Wort mehr.

Trübe sinnend schritten sie weiter. Wo sie ein einsam Haus sahen, kehrten sie zu. Nickerl blies und sang. Er that manchen Jauchzer, als käm' dieser aus heiterstem Herzen; er sang manches Lied, wie der

frischeste Bub, und war doch der trübste. Er stieg auf manchen Hügel und sah und rief hinaus – vergebens!

Und sie kamen auch vor das große, einsame Haus mit den grünen Jalousien und dem rothen Dache. Das stand so einsam, daß es dem Buben wie dem Alten beim Anblicke schier das Herz verstieß!

Nickerl klomm auf die abschüssige Bergwand zwischen dem Gesträuch hinauf, nahm sein Seitelpfeiferl heraus und stimmte sanft ein Liedlein an.

Rosl saß gerade trübe sinnend allein. Das Spiel des Glöckchens hatte ihr wieder den täuschenden Dienst geleistet. Da hörte sie plötzlich, durch die Stille, wie liebe, liebe Klänge, wie die einer feinen Menschenstimme, wachsend und wachsend die Töne, die ihr im Herzen lebten und ihr alles Gewohnte vor die Seele zauberten!

Sie täuschte sich doch nicht? Jetzt war's kräftig und voll – sie träumte doch nicht von ihrer Alm! – das waren wirkliche, wahrhaftige Töne! - Sie strich mit der Hand über die Stirne, die Augen und Haare. Ihr ward es so eigen! – Sie erhob sich, sie ging mit rasch schlagendem Herzen an's Fenster. Sie sah Niemanden.

Nickerl hatte sein Liedlein geblasen und horchte. Keine Seele rührte sich. Er that einen Juchschrei, fest und weit dahin!

Rosl erfaßte es wie mit Klammern am Herzen. Sie hätte entgegen schreien mögen. Aber sie hielt sich am Fensterbrette, ihre Glieder zitterten, ihre Stimme versagte ihr, es schnürte ihr die Kehle. Sie sang nur so halb dagegen, in der Weise, wie sie es gewohnt war.

Es war der Schrei einer Dirn' oder eines Knaben, dort draußen, er war ihr so bekannt, es heimelte sie so an! Ach, das glückliche Menschenkind sang im Freien, um seine Lust, sein Empfinden hinauszudrängen! sagte sie sich und gedachte des Gegentheils bei sich selbst.

Hatte Nickerl etwas, in dieser jeden Ton auffangenden Enge, von dem leisen Entgegensingen gehört? Sagte ihm eine innere Stimme, hier nicht abzulassen und Alles zu versuchen?

Er begann sein Liedlein:

Wenn's im Frühjahr so schön aper wird  
Und Laub und Gras sind geziert,  
Steig ich zur Alm hinauf,  
In die lustige Höh,  
Sperr mir mein Hüttl' auf,  
Bin frisch wie a Reh!

Rosl stiegen die Thränen empor. Sie kämpfte mit ihren fliegenden Busen, mit ihrem gepreßten Herzen – ihr versagte die Stimme. – Sie haschte nach Athem,

sie versuchte zu schluchzen – das Herz stockte und zuckte.

Da sang Nickerl weiter:

Ja ist's denn nit a Freud',  
Bei schönster Frühlingszeit,  
Ja, wenn der Hirsch im Wald  
So schön herumherwallt . . . .

Jetzt war Rosl Herrin ihrer selbst, sie that einen Schrei – lang hingedeht – und dann sang sie entgegen:

Die Vögerln stimmen ihre Liedl' an  
Und jed's rufet sein Gespann!  
„Juchhe! he - ih, he - iho!“

hat nie so laut noch zwischen den Bergen aus der Kehle des Burschen getönt, als jetzt.

Er sprang auf dem Fleckchen herum, welches er erstiegen hatte, er bog sich rückwärts und that mit vollem Leibe den Schrei! – das Echo gab ihn wieder!

Ja auf der Alm ist's nur a Leben,  
Kann nix mehr Schöner's geben!



sang's vorn Hause . . . aber da stockte Rosl's Stimme.

Und an aller Lieblichkeit  
Sich mein Herz erfreut,  
Ja wenn die junge Wachtel schrei't . . . .  
„Da ist's a Freud', da ist's a Freud' –  
da ist's schön!“

tönte es von beiden Seiten.

Der Alte stand hinter dem Burschen und zitterte und weinte und lachte vor Freude. Das war Rosl's, seiner Rosl Stimme! Er hätte mögen vom Felsen auf das Haus springen, er wünschte sich Flügel, um hinzukommen.

Nickerl lief höher und von einem Stein auf den andern, um die Fenster zu suchen. Endlich kroch er, mit Hilfe einer schiefhängenden Weißbuche, auf einen Fleck vorwärts, wo er die Rückenfronte des Hauses ganz übersehen konnte. – Da erblickte er Rosl, da streckte sie ihm, er ihr, die Arme entgegen! - Unten erblickten Beide die Hauswärterin kommen.

Sie sahen am Fenster, jenem der Frau Mallers, sich's regen.

Sie verständigten sich Beide rasch. Rosl legte den Finger auf den Mund, Nickerl duckte sich im Laubge-

sträuche und that desgleichen. Er kroch und sprang wieder den Weg zurück, den er geklimmt war. Er stürzte auf den Alten los, der vor Aufregung und Freude zitterte. Der Bursche zischelte ihm ein warnendes „pst!“ zu. Sie sprachen nichts, sie fühlten nur am Drucke ihrer Hände ihre Seligkeit und ihre Gedanken.

Sie gingen zum Haushore und Nickerl blies auf seinem Flötchen, als wär's ihm um die Gabe. - Der Alte stand. Das Weib kam heraus und reichte eine Gabe.

„Wart Ihr's,“ sagte sie, „die so gesungen und geju- chezt habt?“

„Ja,“ sagte der Bub.

„Habt Ihr ‚leicht ein‘ Dienstbot‘ im Haus, dies auch so kann? Oder war's mit da?“

„Ja, so eine alte Almdirn im Stall. Aber thut es nimmer und geht in Gottes Namen weiter. Wir können Alle das Geschrei nit leiden. Ich werd's ihr gleich sagen!“

Die Alte schloß das Thor wieder. Nickerl hätte ihr mögen seine kleine Faust unter das Gesicht strecken und das Thor mit dem Fuße einstampfen! Aber er hielt an sich, drückte den Alten nur bei der Hand, kicherte in sich, und enthielt sich, auf dem Pflastersteine vor dem Thore zu tanzen und zu springen. Er drückte fest das Geldstück in die Faust, wie eine Drangabe für

einen Schatz, wie einen Glückspfennig, und wendete sich und zog den Alten nach sich, der mehr wankte als ging.

„Vetter!“ flüsterte der Junge, „jetzt könnt‘ ich schreien wie ein wilder Geier, ich könnt‘ schier brüllen wie ein Stier im Wald! Gewonnen ist’s! Wir haben’s! Aber nur still, still um Gotteswillen!“ Sie gingen in das Waldholz hinein. Und als sie sich allein, ganz allein und unbelauscht wußten, da warfen sie Stöcke und Alles weg und umarmten sich. Sie hätten mögen die Bäume tanzen machen, wie sie selbst auf dem Grase und Moose des feuchten Waldes hüpfen.

Eine Amsel that ihnen den Gefallen und piffte recht lustig von einem nahen Baume. Ein Nußhäher lachte und kicherte dazu.

„Und was willst jetzt thun?“ frug der Meister den Buben, als ob er sich nicht selbst genug wäre.

„Rosl holen, wenn’s dunkel ist!“

„Wie? Wie?“ frugen sie sich Beide zugleich.

„Rosl ist da oben eingesperrt,“ sagte der geschwätzige Junge.

„Wir gehen nit und holen mit erst Andere!“ warf der Alte ein.

„Nein, ich mein’s auch nit. Keinen Menschen, und kein Stündl‘ länger brauchen wir. Wir schleichen in den Garten bei Nacht, und holen sie heraus!“

„Ja wie? Kannst ,nauf, wenn sie nit ,runter kann?“  
warf der Alte ein.

„Vetter! nur eine Leiter, nur ein Strick!“

„Was Leiter und Strick! Ein Baum!“

„Ja Vetter, einen Tannenbaum, denn brechen wir die Aest' zu Stumpen ab, das giebt Sprossen und Leiter, da hab ich die Vögel in dem Gewänd (Felswand) ausgenommen – das war auch mit dem Geier so. – Jetzt hol' ich die Rosl anstatt den Geier!“

„Jetzt legt sie keinen Stutzen an!“ sagte der Alte, wie kindisch.

„Jetzt schieß' ich den Vogel wie beim Vogel schießen herunter!“ sagte Nickerl lustig.

„Und will's Gott, sind wir morgen daheim über'n See, bei der Mutter, und mit Rosl glücklich! Jetzt nimmt sie kein Teufel und gewiß auch kein Herrgott mehr. Aber jetzt dank ihm und bet!“

Sie knieten Beide in's tiefe Moos des feuchten Waldes, entblößten ihre Häupter und beteten an dächtig.

*Siebentes Capitel.*

## **In der Mondnacht auf dem Hallstädter See.**

Die Nacht stieg herrlich mit mildem Mondenglanze herauf.

Die Mütter in den ländlichen Hütten, hielten Kindlein in den Armen, suchten sie zur Ruhe zu bringen und zeigten ihnen an den Fenstern den Schäfer am Himmel und die unzählbaren, silbernen und goldenen Schäflein, die über die Himmelsweide zerstreut waren. Die Kinder starrten und starrten, bis sie geblendet die Aeuglein wegwendeten und die Köpfchen in unnennbarer Sehnsucht sinken ließen.

Die Alten saßen an den Tischen, oder auf den Bänkchen am Fenster, oder an der Hausthüre, auf liegenden Bäumen, und sagten den Jungen das Märchen vom Lande da droben, das man nur in nächtlicher Zeit sehen kann. Das ist das Stern-Landl'. Da ist der Mond der Pfarrer, und die blinzenden Sterne seien die Großbauern und Kleinbauern, oder Häusler, mit ihren Weibsleuten und Ehalden (Dienstboten). Die Milchstraße, das sind die Schulkinder, die alle zusammen und durcheinander in die Schul', oder aus der Schul' in die große Wiese laufen. – Oder der Mond ist das

Pfarrhaus in der Blau Landl-Pfarr', alle Sterne sind die größeren und kleineren Anwesen im Pfarrdorfe.

Auch der Stern Feldbau wird dort oben betrieben, und die lichten plitzernden Sternlein sind nur eine Feldsaat, die am jüngsten Tag in lauter Licht aufgeht!

Alle wachen Herzen beschleicht eine unendliche Sehnsucht und Wehmuth.

Schauern die Blätter im leisen Winde zuweilen, so mahnt es, als ob ein Geist über die Erde und dicht in unserer Nähe schritte.

Die „Sommerleut“, wie das Landvolk in österreichischen Dörfern die Gäste der schönen Jahreszeit nennt, die Sommergäste der Ischler Gegend, schwärmen in einer solchen Nacht vom Hallstädter See, und wissen, daß man den mehrstündigen Weg nicht scheuen darf, um ihn zu sehen, in schauerlich majestätischer Erhabenheit, in todesbetäubender und himmelsselig stimmender Herrlichkeit. Sie forschen des Morgens und Mittags in den Himmel hinein, ob heute eine so bezaubernde Nacht dem Tage folgen werde, und pilgern zu Rosse, zu Fuße und zu Wagen dahin.

Sehnsüchtige Herzen, welche einmal die Schauer und Lieblichkeiten zwischen den schwarzen Bergen und leuchtenden Wellen hier genossen, streben immer wie der des Nachts hieher; es ist ein ungehörtes und

unhörbares Lied, das die Seejungfrauen unter und über den Wässern singen und das immer lockt:

„Komm herbei, komm wieder, wieder!“

Gisela's Herz umfing eine tiefe Erregtheit, und aus dem Dufte des bergesumzogenen leuchtenden Ischler Thales zog es sie hieher, zu dem schwarzen Gestein und der großen Thräne, welche unter der Braue der Wälder und Berge bei Hallstadt liegt. Das edle Herz wußte zu tragen, zu dulden und zu schweigen. Ja mehr als das, es vermochte dem Herzen Recht zu geben, das sich, in dieser Natur, von ihr und einer Andern zuwendete.

Ein echtes Weibesherz!

Wer je von der Mondnacht am See gehört, steigt in ein Schifflin, läßt einen Mann, der singen oder spielen kann, zu sich oder auf ein anderes Schifflin steigen – fährt hinaus – und läßt die Klänge zwischen den Felsen, über das Wasser hin ertönen! Fällt dann auch ein Schuß, so zieht ein mächtiger Aufruhr durch die ganze Natur und unzählige Donnerrollen nach, unabsehbar ferne Schützen antworten mit Schuß um Schuß in endloser Weite!

Gisela nahm ein Einbäuml', wie so mancher andere Gast, und sie ließ einen Spielmann, wie deren zuweilen am Ufer harren, auf ein Schiff steigen, um des Genusses der Nacht vollends theilhaftig zu werden.

Der Musikant richtete sich auf einem Schiffe mit Wilhelmine ein, zwei Ruderknechte lenkten den Kahn.

Gisela wollte in einem Nachen allein sein. Allein? Als sie eben vom Ufer stoßen wollte, stand Baron Humbert an ihrer Seite. Er grüßte, er selbst stemmte sich gegen den Schiffsschnabel, um ihn hinauszustoßen vom Lande, und als dieser flott hinauswenden sollte in den See, da sprang der junge Schelm in das Einbäumlf und hatte sofort auch ein Ruder. Er legte es ein, und Gisela hatte nur am Steuer zu sitzen und mit leichter Handbewegung dem schwimmenden Boden die gewünschte Richtung zu geben.

Fern und hoch stand der Mond, die Sterne zitterten im Blau. Die eine Seite der rings einschließenden Bergwände war tiefschwarz und dunkel, der See selbst schien ein Abgrund auf der schattigen Seite, und nur ein dunkles Blaugrün, das in den Lüften darüber schwebte, machte Wesen erkenntlich und gab ihnen, in der Nähe, einen märchenhaften Schein.

Auf der andern Seite schatteten die unteren Theile des Sarsteines auf den See schwarz und dunkel, aber die Luft darüber war noch mehr bläulich grünlich, und ganz oben glänzte die scharfe Schneide des lang hingestreckten Bergrückens hell und licht im Mondenscheine.



Todesstille herrschte. Nicht der Schrei eines verirrtten Vogels, nicht das Rauschen eines Laubes ward gehört.

Hallstadt lag in Dämmerniß, matt zeichneten sich weiße Hausmäuerchen und die Kirche am Ufer von der schroffen Berglehne ab, wie Schwalbennester an einem Gemäuer. Rothglühende Lichtlein blinzten dem eigenen Spiegelbilde im See zu. Drüben das tiefe Oertchen Lahn, das lange weiße Salzpflanzenhaus, traf ein weißer Streifen, und mitten im See leuchtete das Wasser, spiegelte, glitzerte, schimmerte und zitterte wie eine silberne Geisterbrücke, welche unter den sichtbaren Elfentritten leise bebt und schwankt.

Gisela's Kahn fuhr im Blau-Grün und Grau der Luft. Der Mond stand über und hinter dem Kripenstein, dieser und der Hierlatz warfen ihre Riesenschatten dem Himmelslichte in den Weg.

Wo der Mond das Berg- Gestein zwischen den schwarzen Tannenwäldern traf, da rieselte sein Licht wie ein Silberstrom von der Höhe zur Tiefe und goß diesen spiegelnden Silberquell auch tief und weit in den wonneschaurigzitternden See hinaus.

Humbert ruderte und schwieg. Hinter ihnen zog der andere Kahn nach! Und jetzt, in der märchenhaften Stille, hoben sich leise, leise wehmüthige, unaussprechlich schöne Klänge empor! Es gemahnten diese

Klänge an keine der gewohnten Iustrumente, sie waren nicht irgend welchen derselben vergleichbar.

Es tönte die Cither! Die Cither welche die Bergwichtlein, die Wald- und Baumgeister einem träumerischen, übergelücklichen Menschenkinde in die Arme gelegt, damit es die ganze Seligkeit, die sie selbst haben, mit der zitternden Hand herausholen und die ganze Herrlichkeit der Natur-Welt auf kurze Zeit sein nennen, in Tönen wieder schaffen könne!

Aus der Ferne sahen die Beiden im Schiffllein es geisterhaft streichen – ein lichter, bewegter Strich im See zeigte ihnen von einer Fahrt Anderer, und wie Sternlein aus der Tiefe sprühend, wie ein matt weißes Funkeln sahen sie es, in gleichen Takten, aus dem See sich heben und blitzen. Sie selbst zogen im Schatten.

Jetzt stießen sie aus dem Schatten in das Licht – das Auge ging ihnen förmlich auf!

Gisela im weißen Kleide war wie ein dahinziehendes Schwanenbild, wie ein Genius über dem märchenhaften Seespiegel, wie gefeiigter Mondenschein; und von ihren eigenen Rudern floß Silber, sprühten bei jedem Eintauchen und Heben unzählige Sternchen, Diamanten und leuchtende Splitter!

Humbert zog das Ruder ein und ließ den Kahn streichen, von selbst schwimmen. Der leise wogende See klopfte vorne an die geschwungene Brust des Kah-

nes, meldete sich, wie in Pausen sprechend, immer an, trat heran und trat zurück, wie ein schäkerndes Kind, das sein kleines Geschwisterchen wiegt, an die Wiege klopft und sie faßt und läßt! Es war ein unaussprechlich süßes Wogen.

Und die düstern schroffen Bergwände sahen schauerlich herüber. Nur auf der Höhe der einen Wand leuchtete noch das Gotteslicht über die scheinbar verlassene, tief versunkene und vergessene Urwelt.

Von rückwärts klang die Cither. Nein sie klang nicht von einer Seite, von einem bestimmten Orte – sie war eine schwebende Stimme, ein Geist in der Luft – umfangendes, unaussprechliches Etwas! Sehnsucht ohne Ausdruck, Verlangen ohne Worte umstrickt da das Herz; es möchte jauchzen und weinen, sich in den See und den Spiegel eintauchen für immer – Eines werden mit der Natur!

Wieviele sind, in solchen Mondennächten, gestürzt, gesunken und geschwunden, hinab, hinab; kein Stein erzählt von ihnen, kein Bildchen malt sie, wie die Unglücklichen, welche zuweilen der rasche Sturm auf diesen trügerischen Wellen erfaßt, von welchen sie dann verschlungen und begraben werden! Gisela hatte sich auf das Ende des Kahnes hin gesetzt und stützte das Haupt sinnend und träumend in die Hand.

Leise, sanft und lieblich, aber schwer müthig um-  
klang es sie. Die Steinwände und der stille Seespiegel  
waren ein Resonanzboden von wunderbarer Art.  
Der Mann im Kahne war erfahren und wußte gut sein  
Lied zu wählen. Er sang, in lange gezogenen, schwer-  
müthigen, melodischen Tönen:

Bfhüt Dih Gott, Du schöne Schwoagerin,  
Bfhüt Dih Gott, Du schöne Alm!  
Bfhüt Dih Gott, Du schöne Hüttelstatt,  
Du hast mir gfall'n!

Bfhüt Dih Gott, Wiedersehn,  
Ist ein schön's Wort;  
Aber bfhüt Gott, Nimmersehn,  
Das fällt gar hart!

Wenn Zweie von einander scheiden,  
Thut's Herzerl gar weh,  
Schwimmen die Aeugel'n im Wasser,  
Wie die Fischeln im See!

Wie die Fischel'n im See,  
Schwimmen hin, schwimmen he',  
Schwimmen auf und nieder,  
Schöner Schatz, ih komm nit wieder!

Und ih wünsch nur,  
ich hätt Dih Mein Lebtag nit g'sehn –  
So weiß ich wohl g'wiß,  
Daß mir leichter wär' g'schehn!

Das Ringel' ist zersprungen,  
Zu tausend Trümmer –  
Bist ein untreuer Schatz,  
Dih mag ih nimmer!

Zwei Fischerl im Weiher,  
Zwei Entel'n im See –  
Die Lieb', die geht unter,  
Kommt nimmer in d' Höh!  
- - - - nimmer, nimmer in d' Höh!

Die Thränen waren Gisela in die Augen gestiegen. Wie hatte dieses Lied, dieses einfache, schlichte ländliche Lied auf ihr Herz Eindruck gemacht? Was hatte es mit ihrem Gesichte zu thun? Und doch, wie wunderbar ergriff es sie!

„Bfhüt Dich Gott schöne Schwoagerin!“ und „Die Aeugerln im Wasser,“ und „Die Liebe, die untergeht im See und nimmer in die Höh“ – ach, sie selbst war doch in diesem Liede! sie lebte darin, und wie sie, auch

die Alpe, Egon, sein Mädchen von der Alpe – ihre Erlebnisse schritten auf Elfenfüßchen über den See, die goldene Elfenbrücke zitterte; – oder war es die Thräne in ihrem Auge?

Humbert hatte den Augenblick ersehen. Leise ging er von seinem Kahn-Ende zu ihr hinauf.

„Gisela! Gräfin Gisela – fühlen Sie, wie ich, das Heilige des Augenblickes und der Nacht? – Ich glaube, unsere Herzen müssen einander näher kommen!“

„Und Ihr Freund Egon?“ frug Gisela spitz und empfindsam, gleichsam zur Selbstpein, und auch, um ihrem eigenen Herzen, wie dem seinen, klarer zu werden.

„Egon hat . . . verzichtet! Verzichtet, wenn ich nicht Bezeichnenderes, Herberes sagen will. Er sucht jetzt seine Alpenrose. Und auch von den andern Blumen auf dem Wege, hat er vielleicht sein Auge nicht ganz abgewendet!“

„Wie? Was sagen Sie?“

Das Schiff mit dem Spielmann, war in das sogenannte „Winkel“ gekommen, wo das Echo so oft und so gut hallt. Der Mann endete mit dem Citherspiel, lautlos war die Nacht. - Einer der Schiffer stieß in eine Trompete.

„Trara! trarara!“ tönte der Trompetenstoß scharf und schrill hinaus. Ganz deutlich erwiederte der Berg

einmal, zwei mal, wie auf eine Anfrage, gleicherweise entgegen, dreimal und viermal und mehr! Eine ganze Reihe von endlosen Antworten, bis zur Unhörbarkeit pflanzte den immer gleichen und immer höhern und immer geisterhaftern Schall fort! Das waren die Stimmen des Sees und der Berge.

Der „Höchhall“ sagen die Leute hier. Lange lauschte alles Lebende und hatte alles Andere vergessen. Der greise Schiffer horcht mit demselben wonnigen Grausen in die Nacht hinaus, und sucht fast, auf der märchenhaft glänzenden Steinkante den huschenden Geist, welcher entgegnet. Die jüngste Schifferin und der Bub im Kahne, oder am Ufer, lächeln und bängen im erregten Herzen gleichzeitig!

Humbert kniete im Kahne.

„Gisela, nehmen Sie mein Herz, das Sie gefangen haben, für das seine, das Ihnen gerne entflohen!“

„Gerne? – Und wären Sie treuer?“

„O, ich könnte nimmer mein Auge auf Baronesse Halen wenden, wie er.“

„ . . . Egon? Nein, nein!“

Von einem Schiffe fiel nun der Schuß einer Pistole! Aufruhr wogte in der ganzen Natur! Die Berge wurden wach und donnerten, die ganze Luft war voll einer grausigen wilden Jagd, und immer ferner und immer

entsetzlicher knallte und donnerte und hallte es gespenstig darein!

Die Wogen schlugen stärker und begehrllicher an des Kahn's hallenden, zitternden Boden, der See gurgelte und röchelte und sprach.

„Nehmen Sie das Ruder Humbert!“ rief Gisela, wie geängstigt. „Wir treiben wieder in den Schatten. Weit hinaus ist es mir lieber. Ach, fahren wir von der Stelle!“

Der Unterbrochene hatte keine Antwort erlangt. Sie ruderten Beide, und die Funken sprühten, die Silbergüsse flossen wieder – die Rudernnden trieben hinaus. Der See sprach bei jedem Rucke geheimnißvoll an dem Vorderbuge des Schiffes.

Weitab, in unbestimmbarem Weißgrün und Blau, lag die unerkennbare Welt. Wie Schnee schillerte es auf einzelnen Spitzen unter dem Blau, und er war doch nur kahles Gestein.

„Fahren wir näher zum anderen Schiffe,“ sagte Gisela. „Mir ist so unendlich eigen, sehnsüchtig und schauernd im Innern. Ich möchte in der Nähe von Menschen sein. – Wilhelmine!“ rief sie leise, wie bangend.

Diese hörte es nicht. Ein Kahn ruderte von der entgegengesetzten Seite näher und näher. Er wurde rasch getrieben, und mehrere Menschen standen



darin. Ein Flötlein tönnte plötzlich aus dem Kahne und sang hinaus in die Mondnacht. Es sang so wehmüthig und dann wieder so wohlig, himmelhochjauchzend. – Endlich endete das Flötlein – die Stimme eines Knaben „juchezte;“ und hinter ihm drein, als die Berge noch den Jauchzer nicht zu Ende, viel stimmig wiedergegeben hatten, jauchzte, in den höchsten Tönen beginnend und abwärts gleitend, eine Mädchenstimme, noch schöner, kräftiger, vollrund und wie wonnig bebend, in die Lüfte und gegen die Berge, daß die ganze Natur schauerte!

„Was für ein Kahn ist das?“ sagte ein Schiffer zum andern, in jenem Schiffe, worin die Begleiter Gisela's fuhren, denen Diese nahe gekommen war.

„Das ist, mir scheint, der Nickerl-Bub, welcher so pfeiferln kann; und das ist sein Seitenpfeiferl.“

„Wie sollte der jetzt da herkommen und was haben die so spät auf?“

Der Kahn schlug immer näher seine Silberstreifen und Funken.

„Das ist ja der Erlzauner, und die bei ihm auf dem Schiff steht und rudert, das ist ja seine Rosl!“ „Ist die wieder da?“ „Juhu!“ schrie der Schiffer lange und gedehnt hinaus.

Vom Felsen tönnte es wieder.

„Grüß Gott! grüß Gott!“ tönte es von dem Erlzauer, dem Buben und Rosl, aus dem Kahne.

„Rosl wieder da!“ sagte Gisela in höchster Erregung. „Ob es Egon weiß? – Er soll es wissen, wenn durch Niemanden, so durch mich!“

„Schaut,“ sprach Rosl im Kahne laut herüber, „daß Ihr aus dem See kommt. Ueber dem Wetter winkel steht ein Wökl‘, ehe Ihr’s verseht, wird der „Windfall“ wieder da sein. Schaut, daß Ihr an’s Ufer kommt!“

„Meiner Seel‘!“ sagte ein Schiffer und hielt sein Gesicht hoch auf, als prüfe er den Luftstrich genauer. „Das Lüftl‘ kommt von der Seiten drüben. Leg‘ ein, Hies, daß wir n‘aus kommen, und wir müssen es ihr danken, daß sie’s bei Zeiten bemerkt.“

„Gnädiges Fräulein, mit Verlaub!“ rief ein Schiffer, streckte sich und erfaßte den Schiffsschnabel worin Gisela saß, zog ihn zu sich, sprang in den Kahn und ergriff das Ruder. Er stemmte sich, stehend, er schlug fest von Welle zu Welle ab. Der See sprach schärfer. Humbert setzte schweigend sein Ruder fest ein.

Der Mann im Schiffe stieß noch einmal in die Trompete, die eigenthümlich, aber nicht mehr, wie auf den erlesenen Plätzen wundervoll tönte. Der See wurde rauschend und sprach, der Kahn trieb mit Gewalt und wogend hindurch. Am Ufer schlugen die Wogen scharf und grollend, gischtzischend an. Der Mond

verschwand immer mehr und mehr, die Nacht breitete sich kühler. Bald grollte der See dumpfer und schlug, hallend, an die Steinwände, die Stimmen der Schiffer waren hohler, und auf dem festen Boden sprachen sie:

„Es war die höchste Zeit, wir können's der Dirn' danken, daß sie so scharf ausgeschaut und gespürt hat! Ja, der See ist tückisch, und wo es so schön klingt, wo das Kreuz steht, sind dreizehn Hochzeitsgäst auf einmal ertrunken!“

„Schön' gute Nacht!“ riefen sie den Fahrgästen von See nach.

*Achtes Capitel.*

## **Wohl besorgt.**

Doctor Parker saß in seiner fein eingerichteten Stube.

Das Grün des Hausgartens lächelte in die Fenster. Diese gewährten eine Fernsicht in die ragen den Berge und selbst nach dem weißen Firne des schneebedeckten Dachsteines, was im sommerlichen Strahle immer den genußreichsten Anblick bietet.

Doctor Parker saß in einem üppigen Lehnstuhle, vor einem zierlichen Schreibtische, und bereitete sich eben, einen Brief auf duftigem Papiere zu beginnen. Er

schrieb mit weißer, aber schwerer Hand, die den Emporkömmling kennzeichnet:

„Hochverehrte, erlauchte Frau Gräfin!

In meinem Eifer fortfahrend, Sie über die Begebenheiten immer in Kenntniß zu erhalten und alles Neue, Vorkommende, Ihnen getreulich zu berichten, habe die Ehre zu melden, daß meine lange und vorzüglichst geführte Unterredung mit Graf Egon nicht zu dem gewünschten Ziele führte. So sehr meine persönliche Empfindung bei dem Zusammentreffen schweigen und ich mir das Opfer schwerer Zurückhaltung auferlegen mußte, so that ich dies doch, in bekannter hochachtungsvoller Rücksicht auf das mir geschenkte, hochschätzbare Vertrauen, und aus Ergebenheit für Ew. Durchlaucht.

Graf Egon ist leider nicht erfüllt von den heißblütigen Phantasien eines Abenteuers. Wäre es blos dies, so ließe sich die Sache ordnen durch ein Austoben. Was jetzt dem abenteuernden Sinne von höchster Wichtigkeit und größtem Werthe erschiene, würde bald seine Bedeutung verlieren und selbst zu einer Geringfügigkeit hinabsinken, die keiner Anstrengung werth erscheint.

Das ist aber leider hier nicht der Fall. Bei Graf Egon scheint alle Phantasterei gewichen, und soll ich

es so sagen, die Sache ganz in den Charakter, ganz in das Gemüth eingekehrt zu sein.

Er ist blässer geworden, scheint aber nach Außen seine unerschütterte Festigkeit bewahren und sogar zeigen zu wollen. Nennen wir es Eigensinn, Caprice, was er als männliche Festigkeit bezeichnet; aber er scheint ganz durchdrungen von jener Eigenthümlichkeit, welche beharrlich ihr Augenmerk auf einen Punkt richtet und selbst durch Verzögerung und Zwischenfälle nicht von dem Hauptziele abzubringen ist. - Er will – wie er mit seinen festen durchdringenden Blicken sagte – welche die erhabenen Reize seiner Abkunft nie verbergen – ruhig warten, harren, in welcher Art sich die Ereignisse entwickeln werden.

„Sucht man das Mädchen mir zu entziehen, so kann dies nur ein Hinderniß sein, welches einige Zeit währt, und an mir ist es, zu ertragen, was ich fühle, zu ändern, was ich zu ändern vermag, und zu beweisen, daß ich stetiger bin, als das Hinderniß!“

So sprach er zu mir. Und in dieser Haltung, selbst in der Verirrung einer Neigung, zeigt sich die Noblesse Ihrer Erziehung, durchlauchtige Frau Gräfin!

Das Hinausdehnen schwebender Fragen ist an uns, respektive mir. Jedoch sicherer als jenes Einwerfen von Verzögerungsmitteln, deren Ausgang in der Hauptsache immerhin der Ungewißheit anheim gestellt bleibt,

erscheint mir jedoch ein anderes Mittel, welches selbst die Familiengeheimnisse zarter zu schonen geeignet wäre. Nicht auf die Ideen Graf Egon's darf unser Augenmerk gerichtet sein, sondern auf sein Herz. Frauengunst und Fraueneinwirkungen haben manchen Schein- und wirklichen Helden zum Falle gebracht.

Ich habe einen Vorschlag, einen Plan in petto. Und gerade die krankhafte Bewegtheit des Herzens, seine rege gewordene Empfindsamkeit, kann den Erfolg desto eher sichern.

Der Name des Banquiers Heim ist Ihnen wohl bekannt. Er hat eine sehr hübsche, eine mit allen Künsten der Coquetterie ausgerüstete, modern erzogene Tochter. Sein Vermögen ist so hoch und seine Eitelkeit so groß, daß er all dies nur dem Adel widmen möchte. Wir müssen trachten Leontine mit Graf Egon in Beziehung zu bringen, Beide in geeigneter Weise zusammentreffen zu lassen. Banquier Heim hat einen Orden und lechzt nach Verbindungen mit Chargen, Diplomaten und höherem Adel. Er selbst ist zu jedem Opfer bereit. Und die Tochter ist die neuere, weibliche Fortsetzung ihres emporgekommenen Vaters.

Von dieser Seite können wir uns aller Mitwirkung und Bereitwilligkeit versichert halten.

Gelingt die Coquetterie, welche zweifellos wohl angewendet wird, so haben die Folgen nur Gewinn.

Das Bauernmädchen ist endlich geopfert, Gleiches kann von dem einmal in Wandlungen begriffenen Herzen Graf Egon's auch in Rücksicht auf Leontine erwartet werden, und schließlich siegen Ihre mittlerweile immer rastlosen, mütterlichen Fürsorgen.

Oder auch, Graf Egon wird wirklich in den Netzen des Banquiers und seiner Tochter gefangen, erstere Beide erreichen ihr ersehntes Ziel, und wir, vielmehr Ihr hohes Haus hat die respektablen Millionen, welche heutzutage auch ihre Würdigung verdienen! Bei diesen Bestrebungen einerseits, darf auch ander . . .“

Der eintretende Diener des Doctors unterbrach ihn im Schreiben.

„Gnädiger Herr! der Führer, der Petermichel ist draußen. Soll ich ihn abweisen?“ -

„Nein, nein!“ sagte Dr. Parker wie erregt, als ob ihm diese Persönlichkeit gerade jetzt erwünscht wäre. „Laß ihn eintreten!“

Er legte die Feder aus der Hand und lehnte sich üppig, mit erhabener Miene, in den Lehnstuhl zurück.

„Nun, Petermichel,“ erwiderte er auf dessen Complimente und Kratzfüße, „was bringt Ihr?“

„Gnaden, Herr Doctor, mir geht's schlecht! recht schlecht!“

„So? Was giebt es denn?“

„Nun, ich steh‘ mir von den meinigen Kameraden, wohin ich nur komme, so viel aus! Sie thun alle mit ihrer Ehrlichkeit recht grob, sagen, daß die in der Welt bekannt ist; und das ist meiner Seel‘ wahr! Aber mich nennen sie einen schlechten Kerl, und wollen von mir nichts wissen!“

„Ja! Und was soll ich thun?“ sagte der Doctor kurzweg, indem er eine Cigarre vom zierlichen Behälter nahm und anzündete. „Soll ich eine Anred‘ an alle Führer und Sesselträger halten und den Petermichel vertheidigen?“

Petermichel erkannte das Heitere und Grausige dieses Humors. Letzteres mehr als das Andere. Er fuhr sich mit der Hand in die Haare und schwieg ein Weilchen. Er konnte mit seinen Gedanken noch nicht so recht heraus.

„Ich,“ nahm der Doctor wieder das Wort, „ich hab‘ den Petermichel nicht aufgerufen, ich habe ihm nichts aufgetragen, noch weniger habe ich oder Jemand vom gräflichen Hause ihn gezwungen. Was Du gethan hast, hast Du nur selbst gethan und gewollt!“

„Es ist schon recht,“ sagte Petermichel auf diese Kälte und Härte, welche immer gegen den geringern Betheiligten eintreten; „es ist schon recht. Aber ich verdien‘ jetzt weniger, und ich kann mich auch nit



länger halten da, ich möcht' bitten um den Dienst, der versprochen ist.“

„Mein lieber Petermichel! Das geht nicht so! Man lauft von einer Sach' nit, wie das Dirndl vom Tanz. Eine gekochte Suppe muß eingebrockt und gegessen werden!“

Der Doctor Parker konnte auch volksthümlich sein, wenn es noth that, und so fuhr er fort.

„Ja, das Stückl' hat noch mit ausgespielt. Man kann nun nicht andere Leut' nehmen, einweihen und dann auch so mit Dienstanstellungen belohnen. Der Petermichel ist da nothwendig, sehr nothwendig. Und wir werden ihn sogar als Zeugen in einem Prozesse bedürfen!“

„Zeugen, mich? Mit dem Erlzauner?“ Petermichel wechselte die Farbe.

„Uebrigens,“ sagte der Doctor, „wenn es sich blos um's Geld handelt – hier!“

Er nahm aus seiner Schreibtischlade eine Banknote und reichte sie dem Manne. Dieser nahm sie unter den größten Freuden und Dankbezeugungen.

„Vom Petermichel sind ja die guten Gedanken ausgegangen! Nun, Petermichel, weißt Du denn jetzt gar nix mehr?“

Der Ton war so schmeichelnd, so herablassend, und dabei stand der Doctor auf, trat nahe zu dem Manne und berührte seinen Arm.

„Ich wüßt schon was!“ sagte dieser mit gehobener Laune und indem er mit einer Hand seinen Hut zur Höhe drehte. Das Geld und die Schmeicheleien schienen auf den Schwachen, so breit und stark er war, Eindruck gemacht zu haben.

„Ich wüßt‘ schon! Ich thät‘ meinen, man müßt den Toni mitsammt der Rosl aus dem Landl‘ hinaus kriegen!“

„So? Wär‘ freilich nicht schlecht. meinst Du das?“

„Man müßt‘ den Deserteur, den Wilden im Stein, oder wilden Tonl, wie sie ihn heißen, aufsuchen und ihm ein ordentliches Geldl‘ anbieten, daß er weiter geht, vielleicht gar in’s Amerikanische. Und die Rosl hätt‘ jetzt Angst genug, daß sie mit ihm geht!“

„So?“ sagte der Doctor langgedehnt und nachdenkend. „Und wenn nicht?“ frug er, weiter forschend.

„Wenn nit, nun so weiß man einmal, wo der schwarze Tonl zu finden ist. Und da ging’s bei ihm hold mit der Angst! Ich meinet, man schreibt zu seinem Steckbrief noch ein paar hundert Gulden aus. Da findet sich doch vielleicht Einer!“

Er hielt wie in der Aufregung inne; dann fuhr er wieder fort.

„Um's Leben geht es ihm jetzt in der Friedens Zeit doch nit. Glaub' nit! – Und um das ist's auch nit,“ sagte er sich verbessernd, „sondern, wenn der Toni das merkt und sieht, so treibt die Angst ihn. Noch mehr kann man der Rosl Angst machen, daß man ihn ver-rath'! – Nur wenn sie mit ihm geht, dann . . .“

„Trefflich!“ sagte der Doctor. „Schau, was für ein Pfiff- und Spitzkopf Du bist!“ – Er ging zu seinem Schreibtische und nahm noch eine Banknote heraus.

„Da, vorläufig. Geh' jetzt, ich hab' noch zu thun, komm' morgen wieder.“

Die Gestalt complimentirte sich hinaus, und der Doctor that noch einen versichernden Zug an seiner Cigarre, ergriff die Feder und schrieb den unterbrochenen Brief weiter:

„Bei diesen Bestrebungen einerseits, darf ander-seits“ – las er als letzte Zeile – „nicht unterlassen werden,“ setzte er fort, „auf die übrigen Personen zu wirken, und zwar folgendermaßen:“

Nun setzte der Brief den rasch und neu acceptirten Plan auseinander. Mit all der feinen Ausführung und Begründung des Geschulten wurden die rohen Gedanken herausgearbeitet. Schließlich bestätigte der Schreiber den Empfang einer gesendeten Summe und endete mit den Versicherungen des Eifers und der Unterthänigkeit!

Doctor Parker bewegte die Glocke auf seinem Tische und übergab dem herbeigekommenen Diener den Brief, zur Besorgung auf die Post. Dann legte er sich in den Lehnstuhl zurück, wendete das üppige Möbel mit sachtem Leibesdrucke, auf den Rollen, ganz zur Aussicht, nach dem Fenster, und kreuzte behaglichtrüge die Beine. Er sah in das Grün des Gartens und die fernen Gebirgsreize hinein, die er sein, sein Erworbenes nannte, und sagte sich, indem er Rauchwolken kräuselte und die Cigarre zierlich drehte:

„Ich werde vorerst den Banquier avertiren. Eine solche Angelegenheit ist ihm von hohem Werthe, und solche Dinge lassen keine Sparsamkeit zu. – Er hat Baugründe hier. Ich unternehme selbst oder kaufe für Andere. Er escomptirt oder besser: wuchert, während seiner Anwesenheit hier. Selbst der ehrenvollste Adel schützt nicht vor augenblicklichen Geldverlegenheiten im Badeorte. Und Heim weiß seine Bauten, seine Ankäufe billig zu erzielen, ja seinen Sommer - Vergnügungs-Aufenthalt zu verwerthen. Unsere Interessen treffen sich. Ob er gewinnt, kann mir schließlich gleichgiltig sein, ich habe sicher meine Vortheile. Petermichel? Und die Andern? Das sind Kugeln im Rollen. Die gehen ihrer Wege, gleichgiltig wohin. Aber wie veranstalte ich, daß Heim und Leontine . . . Den Alten avertiren ist leicht. Seine Vorbereitung ist eine

Geringfügigkeit. Aber das Lenken und Ordnen des Zusammen . . . Graf Egon geht in keinen Salon. Auf öffentlichen Wegen will das auch nichts heißen. Hier,“ sagte er sich lächelnd, „wirkt die Natur zu Allem mit. Sie muß es! Die Einsamkeit der Thäler, des lauschigen Waldes, Bergparthien und Jagd . . .“

Er hielt bei diesen Worten an.

„Ja, ja, ich hab’s!“ rief er in sich.

„So geht es prächtig. Das stimmt mit den Neigungen und der Romantik trefflich zusammen. – Unsere Schule wäre nicht vollständig, lernten wir neben den Paragraphen nicht auch derlei aus dem Leben! Die Personen, welche ich zur Einwirkung auf Graf Egon bedarf, um ihn dahin zu bewegen, sind leicht bestimmt. Den guten Seelen vom Volke hier, ist leicht begreiflich zu machen, daß der trübe, arme Graf doch erheitert und zerstreut werden müsse!“

Der Doctor sah, gleichsam sich erinnernd, auf die Uhr. Die Cigarre war tief hinabgeglommen. Er erhob sich, eine Whistparthie im „Casino“ an der Traun wartete seiner.

*Neuntes Capitel.*

## **Jagdzug im nächtlichen Forst und zur Rettenbachalpe.**

Der Förster saß in seiner, förmlich zur Jagdhalle umgestalteten Stube.

Hirschgeweihe von außerordentlicher Größe und mit seltsamst verkrümmten Schaufeln und „Enden“ versehen, schmückten hoch oben die Wände. Dazwischen streckten sich, an zierlichem Halse, kluge Gemsköpfe mit schlanken „Krücken“ Hörnchen, als ob das Thier durch die Wand ins Zimmer langen würde. Der Anblick wäre fast lieblich geworden, hätte der kahlknochige Schädel des Steinbockes, mit seinen zackigen leeren Augenhöhlen, nicht den Tod grinsend gezeigt, welchen die mächtig gewundenen und wulsigen Hörner nur noch gespenstiger machten. Buntfarbige Vögel saßen auf schalen förmigen, braunweiß gestreiften Baumschwämmen, im grünen Moose, wie auf Nestern, andere hockten und kletterten auf Zweigen, Leben in der Starrheit lügend, gleich den Adlern und Geiern mit ausgestreckten Flügeln, Krallen und Schnäbeln, die mächtige Beutegier in der todten, herzleeren, ausgestopften Brust! – Der listig lachende rothe Fuchsschädel, mit den weißen Hauern in der schmalen schwarzen Schnauze und den gelbleuchtenden Augen,

war überlistet; er trug die ihm übergehängte Flinte, welche ihm den Tod gab!

Nur zwei Thier-Leben waren in diesem Todesbereich, eine kleine graue Lerche, die voll Unschuld im grünen Käfig sang, und der braune kräftige Hund, welcher neben dem Stuhle des Herrn saß und treuäugig, unverwandten Blickes, zu ihm empor sah, während derselbe in beschriebenen Papieren las und dabei sprach. Der Hund bewegte die braunen Ohrlappen, als verstände er die Worte und horchte genau auf deren Sinn.

„Du, Kilian,“ sagte der Förster zu einem an der Thüre respektvoll stehenden Forstgehilfen, „Du hast Deinen Stand an der Falkenwand, der Hans steht eine halbe Stunde weit, obenaus von Dir, bei dem Wechselstein. Du gehst von der Blitzföhre am Hochspitz aus, die Andern streichen von der drübern Seite, von der Ausseer herauf und riegeln die Gemen, wenn das Schußzeichen fällt.

Und Du, Du weisest die Herren an ihre Standplätz, wie ich Dir in der Austheilung aufgeschrieben hab’.

Es ist große Herrenjagd. Thut Alle Euer Bestes, daß eine respektirliche Zahl in die Schußliste kommt.

Den Grafen Kühns hast Du bereits auf Deinem Zettel. Geh’ zu ihm und gib ihn meinen Brief da, und sag’ ihm, ich laß ihn extra noch schön einladen zu der

Gemsjagd, und die hohen Herrschaften haben sich zu mir verlautet, sie werden sehr erfreut sein, ihn unter den Jägern zu sehen. Hörst Du? – Und jetzt gehe!“

„Sehr wohl!“ hatte der Jäger bereits auf die Frage geantwortet, und er ging auch schon, nach dem Befehle.

Egon sah bald den Jäger vor sich stehen. Es war derselbe, welcher um Rosl geworben. War es Trotz, Unmuth; war es herausgeforderte Mannhaftigkeit, die sich zeigen sollte; war es ein fester Halt in dem allgemeinen Unbestimmten – eine Lust zu vernichten – eine Sucht, in der Aufregung und Gier der Jagd seinen Unmuth zu stillen; – Egon nahm die Einladung zur Gemsjagd an, den Standplatz und die Austheilung, wie es in der ihm wohlbekanntem Jägerordnung hieß.

War doch auch Graf Fürstenburg und mancher vom Hofpersonale genannt, den seine Theilnahme freuen würde! Noch in der Nacht und vor dem Morgen der Jagd mußte aufgebrochen werden. Die Entfernung von mehreren Stunden und eine respectable Höhe mußten erreicht sein, ehe der erste Funken des Morgenrothes über eine Felsenrinne leuchtete und bevor das erwachende Wild, vom leisesten Geräusch geschreckt, die Flucht ins Unabsehbare zu ergreifen vermochte.



Nun, in der Nacht, lagen die kleinen Heerden und Familien in den moosreichen Felsklüften und Gräben gedeckt, verborgen. Nur erst der Strahl der Sonne konnte sie herauslocken, oder ein kühner, jedoch vorsichtig kletternder Jäger mußte sie heraus schrecken und in gewünschte Richtung treiben.

Egon's Weg ging über die Rettenbachwildniß, zur Rettenbach-Alpe hinan, wo er auch Nacht-Rast halten konnte, und von da in die Richtung der „hohen Schrott“ empor. Er schritt an den zerklüfteten, vielzackigen Felsgräben dahin, in deren Tiefe das herabkommende Wildwasser einer schmelzenden Schneefirne toset und über die Blöcke und Trümmer schäumend fortraset.

Durch den wilden, aufsteigenden Wald von Laub und Nadelholz schritt er hinan. Felsblöcke, von den nahen Berglehnen und Wänden abgestürzt, haben sich bis an den krümmungsreichen, von scharfkantigem Bröckelgestein bedeckten Weg gewälzt. Dieser geht zuweilen auch am steilen Abhange und Rande des tiefen Wildwassergrabens, oder ist mühsam aus dem überhängenden Berggestein herausgeschlagen.

Kalte Sturzbäche senden weithin ihren eisigen Hauch aus. Sie jagen breit und so wild über die Felsenstufen, daß sie förmlich zu Schnee zerstäuben, daß auch ihre Schaumbälle solcher zu sein scheinen. Sie

unterbrechen zuweilen den Weg und schießen jach unter einem schmalen Knüppelstege fort. Das donnert und plätschert und rauschet!

Egon wollte allein gehen, er kannte den Weg und vermochte zur rechten Zeit bei dem angegebenen Punkte sich einzufinden.

Die Rettenbachalpe, fast ein Dörflein von Alpenhütten, mit einem Kapellchen in der Nähe, war ihm zu reizend, um nicht ihre holde Lieblichkeit voll und ganz im Alleinsein zu genießen! Er wollte dort ausruhen, er wollte beiden Hütten, deren jede nur eine einzelne Sennerin birgt, sich in sein zerronnen Glück hineindenken, und Stärke, Muth und Vertrauen wieder auf diesem Volksboden erringen.

Immer dunkler und dunkler wurde der Wald, immer mehr hemmten Felsen und dicht geschlossene Bäume das Herniederscheinen des blassen Mondes. Das Vorwärtsschreiten ward mühsam.

Da sah Egon, bei einer Wendung, eine rothe Flamme aus der Finsterniß ihm entgegenleuchten. Er schritt darauf zu. Es waren zwei Holzknechte bei dem Feuer dort, welche unter einem offenen, an den Felsen gelehnten Laubdache ihren Heerd und ihre Wohnung hatten, für die Arbeitswoche oder mehrere Arbeitstage.

Egon grüßte die um das Feuer gelagerten, roth angeglühten Gesellen und fragte, ob ihn nicht einer begleiten wolle? Sofort erhob sich der nächste, nahm ein zurecht liegendes Kieferscheit, flammte es als Fackel an, versah sich mit einem zweiten, wie mit einem kräftigen Stocke, und schritt dem Jägersmanne voran. Tiefroth leckten die Zungen der knisternden Kienfackel empor, vom schwarzen, dichten Rauche überflogen. Wie die Lichter und Schatten über die Wipfel und braunen Tannenstämme flogen, war märchenhaft schön und unheimlich! Wenn ein Zweig an die Fackel schlug, fielen Kohlen und harzige Brände, stäubten Funken und zuckten von unten beleuchtend auf.

Das grüne Moos auf empor sich hebenden Steinblöcken war zu weilen gelblich und ganz blaßgrün, mit seinen einzelnen Fäserchen und dazwischen stehenden Zwergblättchen deutlich zu sehen. Die Wasserwellen zogen roth und weiß blitzend, wie ein fliegender Sternenhimmel dahin. Mancher große Vogel in den Zweigen, manche geblendete, auf Raub ausfliegende Eule kreischte und stöhnte mit röchelnder, hohler Stimme, entsetzenerregend auf. Der Holzknecht schritt immer gleichmüthig, auf dem steinigen Wege mit den schweren Schuhen knirschend, vorwärts und sprach nur bei einzelem Vogel kreischen aus, welches Thier das gewesen.

Ueber Egon's hübsches, männliches Gesicht flogen die rothen Lichter und zeigten seine Augen wiederflammend. Seine Järgestalt war recht kräftig! Er trug das Doppelgewehr unter dem Arme und schritt mit langem Steigstocke und eisenbenagelten Bergschuhen fest aus.

Als nach zwei Stunden die Lichtung des Waldes entgegblickte, im graublauen Mondenlichte, verabschiedete Egon den Holzknecht, der mit tausend Dank für die Gabe schied und nach seiner Lagerstätte zurückkehrte.

Egon trat aus dem Dunkel des Waldes hinaus auf die Hochwiesenmulde, welche die Rettenbachalpe bildet. Sie lehnt sich an einen kleinen Berg neben ihr, welcher von den gewaltigen Hochwänden dahinter geschieden ist. • Einige Alpenhütten lagen zerstreut im blassen Mondenlichte rings umher, ein weißes Jägerhaus blinkte dazwischen. Egon sollte Nachtruhe halten. Aber er wollte in der herrlichen Natur weilen und träumen.

Er warf Gewehr und Jagdtasche ab, entfaltete den Plaid, den er an diese geschnallt hatte, und machte sich's im weichen Grase bequem, nach dem Monde sehend, welcher die hohekahle Wand der Rettenalpe bleich beschien. Er mochte eine Weile träumend und sinnend gelegen haben, als er, durch die Stille, von

einer nahen Hütte her, Frauenstimmen sprechend vernahm. War nicht die eine Stimme – die seiner Mutter?

Er erhob sich, er schlich auf dem weichen Boden lautlos näher und horchte an der einen Hüttenwand.

Ja, es war seine Mutter! Und die mit ihr sprach – war dies nicht Gräfin Fürstenburg? Die Frauenherzen hatten sich gefunden, da es wirklich einen Sohn retten galt, in einer Gefahr, welche ihnen solche schien! Fast gleich weit von Aussee wie von Ischl liegt die Alpe, hier kann man sich, als an einen Mittelpunkte, von entgegengesetzten Seiten finden, und das Jägerhaus bietet auch noch angemessene Rast. Die Frauen hatten Egon wohl erwartet, daß er nämlich aus dem Walde, in Begleitung und mit Fackeln oder im Lichtscheine kommen werde. Daß er so allein daherwandeln würde, das hatten sie nicht vermuthet.

Und nun erhob sich, mitten in der Stille, ein Gesang, ein Frauengesang! Es waren nicht die kräftigen, jauchzenden und eigenthümlich sehnsuchtsreichen Klänge der Alpen, es waren die Töne einer Städterin, welche geschult eines der modernen Lieder sang.

Egon horchte. Er bedauerte in diesem Augenblicke, daß er nicht zu jauchzen vermochte! Ihm erschien dies weichliche gekünstelte Lied, wie ein Hohn auf die Natur, auf die Sennerinnen hier; diese sollten wohl geschulte Gesänge, statt der ihren, die aus dem

Volksherzen durch Jahrtausende herauswachsen, zum Tadel und zur bessern Lehre vernehmen!

Er hätte jetzt, gerade in Gegenwart seiner Mutter, eine hohe Summe, vielleicht ein Theilchen seines zu hoffenden Glückes, sogleich für die Wonne des Gegensatzes zu diesem Gesange gegeben, welche nur in Lieblichkeit rächend gewesen wäre!

„Sie hat Schule,“ sagte Gräfin Fürstenburg; „aber mir ist's, als wäre selbst in dieser Stimme noch etwas Aufdringliches. Ich meine, der wahre aristokratische Ton klinge selbst noch im Gesange durch!“

Die Gräfin stimmte ihr zu. Wem mochten die Worte gelten?

Da, im Sinnen und Träumen, hörte Egon jetzt plötzlich durch das leise Rauschen, welches ein sanfter Lufzug erregte, eine Stimme. Es war eine Männerstimme. Und in seiner Erfahrung merkte er sofort, daß es sich hier um das „Fensterln“ zweier Liebender handle, daß hier ein Bursche, seiner Dirne in der Hütte, seinen „Gasselreim“ singe. Er hätte viel darum gegeben, es dünkte ihn Seligkeit, wenn gerade jetzt die Dirne entgegen sänge und der herrliche Alpengesang sein Recht, in diesem Augenblicke hier, verlangt und erlangt hätte!

Halblaut tönte es:

Du herziger Schatz,  
Schöner Himmelsschlüssel –  
Komm' her da zum Fenster  
Nur ein klein winzig's Bißl'!

Du tausend-schön's Dirndl.  
Was denkst dir denn g'rad?  
Und steh' für mein Weg ih  
Noch immer in der Gnad?

So viel Stern' in der Höh',  
So viel' Tropfen im See,  
So oft grüß ihdih schön –  
Laß mih nur nit z'lang stehn!

Entgegen sang es:

Bur', was denkst dir denn,  
Kommst gar so weit herzu –  
Laßt dih denn die Lieb'  
Gar nimmer in Ruh?

Bur', bist mir denn treu,  
Und liegt dir viel d'ran?  
So wart nur ein Bißl',  
Ih zieh's Röckl' gleich an!

Steigst du über Berg und Thal,  
Kommst so weit her zu mir –  
So komm ih auch bei der Nacht,  
Gern hinaus zu dir!

So sang es leise entgegen. Die stille Nachtluft  
machte dies lauter und lieblicher. Der Bursche ließ  
nun einen Aufschrei ertönen!

Dem Egon lachte das Herz und feuchtete sich das  
Auge. Er horchte, als der Glückliche wieder begann:

Dirndl, du g'freust mih,  
Auf dihgiebih acht –  
Du liegst mir im Herzen,  
Bei Tag und bei Nacht!

Und ih weiß nit, wie mir ist,  
Daß du mir gar so lieb bist –  
Thät die Welt mir gehör'n,  
Für dih gab ih's so gern!



Ja, auf der Höh', in den Bergen  
Da ist ein schön's Leben –  
Bin dem Himmel viel näher,  
Als drunt' in der Eben!

Und nun „ludelte,“ jodelte es von der Hüttenthüre  
lauter her, in einer kräftigen Mädchenstimme. Der  
Bursche entgegnete kurz und stramm; dann aber war's  
plötzlich stille, war wohl Mund an Mund fest ge-  
schlossen, und zwei Selige umschlangen sich!

Von drüben, aus einiger Ferne, entgegnete aber  
auch eine johlende Stimme und zog geisterhaft lieb-  
lich durch die Nacht, und die Bergwände hallten sie  
wieder! Ein anderer Liebender war wohl bei seinem  
Mädchen, vor einer anderen Hütte, und so waltete das  
Liebe-Leben in der nächtlichen Alpenwelt.

Der fein-städtische Gesang aus einem der Fens-  
terchen war verstummt – hatte Scheu, sich in diesen  
Naturkreis zu drängen! Egon war es nun, als müßte er  
zu seiner Mutter stürzen und sie fragen, ob ihr Herz  
nicht bewegt, ihre Seele erregt und angezogen sei?

Aber er vermochte zu denken, was sie sagen, wel-  
chen Einfluß ihre Umgebung auf sie gewinnen wür-  
de! Er traf einen der Jägerknechte, welcher über den  
Wiesenplan, dem Forsthause zu ging, und er frug, was  
heute wohl so viele fremde Gäste, Frauen namentlich,

hier wollten? Der Jägerbursche sagte, es sei der Holzsturz von der nahen Jaglingsklause für morgen Frühe an gesagt. Es sei jedoch zu wenig Wasser hoch oben im Gebirge angeschossen und in der Klause gestaut, um die tausende von Holzklaftern und Stämmen über die riesighohe Felsenwand, in der Nähe von hier, herab zustürzen, und so müsse dies verschoben werden, die Gäste kämen zu frühe.

Egon glaubte nun vollends zu wissen, was die Gegenwart der Frauen zu bedeuten habe und wie sie ihn selbst zu einem Zwiegespräche drängen wollten. Er hütete sich zu den andern Jägern zu gehen, damit nicht seine Anwesenheit verrathen werde.

Er hüllte sich in sein Tuch und legte sich, seinen Doppelstutzen an der Seite, an eine geschützte Stelle, und sah in den Wald, auf die Felswand, in die Sterne und den Himmel hinein, an welchem sanfte durchsichtige Wölkchen leise dahinzogen.

Der Name Rosl schwebte auf seinen Lippen, aber mit einer Zuversicht, welche tiefe Wurzel in seinem Herzen gefaßt haben mochte!

Während Leontine in der Alpenhütte sang und harrte, war ein anderes Frauenherz, Gisela, daheim besorgt, den Grafen wissen zu lassen, Rosl sei zurückgekehrt. Ihre Botschaft kam zu spät. Die Jagd hatte Egon in die Ferne geführt.

*Zehntes Capitel.*

## **Genossen im Jagdgebiete.**

Im Schlummer lag die Welt, lagen die begehrenden und sorgenden Menschenherzen innerhalb des kleinen, friedlichen Kreises der Rettenbachalpe!

Einige Jäger, welche von hier aus ihren Stand plätzen zuzugehen hatten und in einer Jägerhütte um einen niedern Feuerherd gekauert oder gelagert waren, rüsteten sich nach Mitternacht zum Aufbruche.

Egon stand auf dem Wege, welcher der seine war, vollends bereit und rief den Jagdgehilfen an. Dieser grüßte, und sie schritten vorwärts, den Wald empor, welcher die erste Strecke einnahm. Der Jäger hatte für den nächtig-finstern Wald, welcher vom Schatten eines Felsens doppelt düster gemacht war, eine runde Laterne aus Papier bei sich, deren Falten sich verengern und verlängern lassen, und die er stets mit einem Kerzenstücke in dem Lederbeutel trug.

Letzten nöthigen Behelf hatte er immer an Achselbändern auf dem Rücken hängen. In diesen Beutel wird die erlegte Gemse gesteckt, zusammengebogen, daß nur ihre Läufe und ihr Kopf herausgucken, und so wird sie von den hohen Zinnen in's Thal gebracht.

Die ölgetränkte Papierlaterne leuchtete spärlich, aber doch genügend auf den, dem Jäger wohlbekannten Pfade.

Die Beiden konnten jetzt rüstig ausschreiten, es galt noch nicht auf engem Steige jedes Steinchen zu beachten, jedes Geräusch, das geringste Rollen und Knistern und Zweigbewegen zu vermeiden, denn das Wild lag weit entfernt, oben in dem Geklüfte der Grate.

Als die beiden Wandernden aus dem Walde austraten, auf eine freiere, lichtere Steinhöhe, welche schon einen Hinabblick in die kraus sich schlingenden Täler und auf die Zinnen der tiefer liegenden Berge gestattete, da sahen sie die Nacht zum erstenmale mit dem hereinbrechenden Morgen an kämpfen.

Ein kühler Wind hauchte leise durch die weihe volle Stille. – Der Himmel über dem höchsten Gesteine war nicht mehr blau, er wurde blaßgrün, und neben dem Blaßgrün lag, im Westen, ein Streifen, wie von mattem, ausgegossenem Blute, mit schwarzem und tief blauem Rande. Dies währte ein Weilchen, aber nicht lange.

Dies Alles kam bald in's Kämpfen, die Farben wechselten und verschwammen, breiteten sich in's Unabsehbare weiter und weiter aus. Dazu kam ein eigenthümliches Gelb und Gelbroth, welches gleich

Gold wogen hineinzuckte, und ehe dieses Kämpfen, dieses Hervortreten und Wallen, namentlich violetter Streifen und Wolken, noch bestimmt werden konnte, brach plötzlich ein breiter erhellender Streif mit scharfen, den Luftnebel schillernd machenden Kanten herein – das war die Sonne – noch einen Augenblick, und ihr äußerstes Randtheilchen zuckte hinter einer Felsenspitze auf!

Mit unendlich tiefer, blendender Gluth leuchtete dieser erste Funke der freudig erschreckten Welt in's rosig - angehauchte Antlitz! – Die Sonne und der Morgen waren da!

In Egon hob sich das Herz und es wogte die geschwellte Brust! Nun schied der Weg des Begleiters von dem seinen, er wollte auch gerne allein sein!

Er setzte das Griesbeil, den Steigstock, im Geröllsteine ein, aber vorsichtig, um nicht zu klappern und zu lärmern, er stieg schon, langsam, den steilen Weg empor. Unter sich sah er den dichten Nebel noch immer breit und schwer dahin streichen, in's Ballen gerathen. – Oben begann die Luft noch nicht wärmer zu werden, ja fast fröstelte es ihn im niederfallenden Thau.

Er stieg langsam, die Natur, die rosig, blau, gelb und violett beleuchteten Felsen betrachtend, er sah, daß er nicht Eile habe, denn bis die tieferen, dichterem

Schichten in's Aufwärtswallen gerathen, dann erst tragen sie den fein riechenden, überall hin sorgsam schnuppernden Gemen den Geruch eines Menschenleibes entgegen, und sie fliehen dann immer weiter empor, immer mehr zu unzugänglicheren und undurchdringlicheren Stellen.

Egon war auch endlich müde geworden. Er war einer der vordersten Posten und hatte noch einen Felsen zu umgehen, welcher in eine andere Thal Richtung des Gestein-Zuges führte, das eigentliche Jagdgebiet.

Er berechnete, daß er, so frühzeitig angelangt, noch Zeit habe. Der müde Leib und die Aufregung der Nacht forderten seine Ruhe, der Morgen forderte seine Bewunderung, und er setzte sich an ein plätscherndes Brunnlein, wusch in dem eiskalten Wasser die Augen, und sah hinab auf die tief unten liegende Welt der Einsamkeit und Ruhe. - Von unten auf sangen die Schwarzplättchen, Mönchlein genannt, lieblich und kräftig empor.

An den glatten Steingewänden begann der stählern schimmernde Berg-Specht emsig auf und abzuklettern und in die Ritze, mit seinem Dolchschnabel, nach einem Wurm oder Insekt zu schlagen.

Auch die braune Steindrossel zeigte sich mit ihrer stolz getragenen Rothbrust, schmetterte kurz und lustig, schlug mit dem Schwanze und machte ihre Bück-

linge auf und ab, indem sie mit großen klugen Augen und stolz um sich sah.

Dieses Leben, dieser Gesang, dieser Morgenhauch war kräftigend für ein armes Herz!

Egon war gewohnt, den Vogelgesang neben sich, über sich zu haben; das Singen der Vögel von unten auf, daß er wie über einen Meer von Wohllaut und Gezirpe schwamm, war ihm neu, wenigstens seltsam! - Eine halbe Stunde mochte er so gesessen, gelegen haben, immer träumender und sinnender, immer mehr sich mit der Natur wohlig und sehnsüchtig verschmelzend.

Wäre er weniger Mann gewesen, in der Brust dieses Jägers wäre ein Leid aufgetaucht über das Schicksal des Thieres, das hier, aus seiner Freiheit und unschuldigen Lust, in den Tod gerissen werden soll!

Da ward es ihm plötzlich, als höre er von unten herauf zahlreiche Fußstritte, als käme eine Gesellschaft mit schweren Schuhen und Tritten den steinigen Weg empor. Er sah hinab und um sich – er bemerkte nichts. Ein kleiner Wald hemmte den Ausblick.

Schon rüstete er sich zum Weiterschreiten, da sah er in der That, am tieferen Waldsaume, sich's regen. Zwei Menschengestalten schritten daraus hervor. Der Eine war in dem Kleide eines Jägers, die Andere – – –  
–?

War's ein Mann? Sonderbares Gemenge!

Die Schatten spielten – das Licht klärte endlich. – Wahrhaftig – die langen Falten gehörten nicht dem Plaid eines Jägers. – Es war eine Frauengestalt, welche kam!

Ein hoher Steigstock war in ihren Händen, ein rundes Hütchen saß ihr kühn auf dem Kopfe, und einen Stutzen hatte sie am grünen Riemen um die Schulter gehängt!

Wie ein Strahl zuckte ihm in der Brust die Erinnerung auf: an den Schuß nach dem Rosenkugel; und der Ausruf „Ros!“ wäre nahezu den Lippen entschwebt, welchen das Herz denselben zudrängte.

Wäre es Spuk, Spiegelbild? – Seine aufgeregten Sinne kämpften einen Augenblick, wie die Lichter und Nebel des Morgenrothes! Doch er ward sich bewußter über das Unmögliche, über das Trugbild der Sinne; und die herankommende Gestalt ward ihm immer klarer, als eine fremde, als die einer hübschen jungen Dame.

Seine Bildung und Sittenfeinheit forderten, daß er als Jagdgenosse stehen bleibe und harre, oder dann etwa den Vortritt gestatte, oder begehrte Hilfe und Weisung ertheile. Die Beiden stiegen immer näher heran. Egon stand.



Er wußte nun, was das Klopfen im Gestein bedeutet habe. Die Dame mußte sich von den Trägern heraufbringen lassen, und diese wurden bei dem Saume des Waldes verabschiedet. Eines wußte Egon jedoch noch nicht, daß sein Weg und sein Eintreffen dennoch zuletzt verrathen waren und ihm vorsichtig gefolgt ward.

Die Eine der Gestalten, der Jäger, welcher herantrat, war eine der sonderbarsten Erscheinungen. Die eingeknickten spitzen Knie, in den Kniehosen und mit den grünen Strümpfen unterhalb, höhnten förmlich den Gebirgsweg über seine Unbequemlichkeit. Die ländlichen Kleidungsstücke, bis auf den grünen Hosen träger und den rothen Brustfleck, waren vorhanden, saßen aber so sonderlich, gleichsam nirgends recht auf ihrem Platze; und der Kegelhut war auf das Hinterhaupt, in den Nacken hinabgerückt. Eine riesige Sammlung von Gernsbart, Edelweiß und allerlei Alpengewächsen beschwerte den Hut. Die Knöchel der grünen Beine wackelten förmlich in den Bundschuhen, und mit Lauf und Kolben des Stutzens wußte der Mann vollends nichts anzufangen. - Es war der Banquier Heim, welcher seine Tochter zu den Gemsen begleitete! -

„Guten Morgen, Herr Graf! Habe die ausgezeichnete Ehre, Sie zu begrüßen auf der Jagd. Bin Jagd-

genosse. Habe die Ehre aufzuführen meine Tochter Leontine!“

Die schwarzen großen Augen des Mädchens, voll südlicher Gluth, ruhten auf Egon. Die üppig geschwellten Lippen lächelten. Sie war eine hübsche Erscheinung, im wohlgewählten, landesüblich grauen, grün verbrämten, weiblichen Jägeranzuge.

Der Banquier hatte schon früher Gelegenheit gehabt, mit dem jungen Grafen in flüchtige Berührung zu kommen.

Egon grüßte mit aller Zierlichkeit und Aufmerksamkeit. Nachdem die ersten Förmlichkeiten des Vorstellens vorüber waren, bekam der „herrliche Morgen“ seine gebührlchen Worte von beiden Seiten.

Leontine bewunderte ihn in kräftigen, gewählten Ausdrücken und freute sich, an einem so herrlichen Morgen und Tage, auf die Jagd!

„Wir haben Jäger glück!“ rief sie, sich stolz aufwerfend.

Egon fühlte sich gedrungen das Wort zu nehmen.

„Wie? mein Fräulein – Sie lieben so sehr die Jagd? Sie suchen die Aufregung, dem Thiere im Hochgesteine nachzugehen, und scheuen die stundenweiten Wege, die Gefahren des Klimmens nicht, um . . .“

Leontine unterbrach ihn, indem sie eine wohlbezeichnete, energische Bewegung mit dem Rohre machte.

„Ja, ich liebe die Jagd, den Muth, die Gefahren, nichts ist mir schwer!“

„Um zu tödten?“ setzte Egon fort, das Wort „tödten“ scharf betonend.

Herrn Heim's sehr geröthetes und schweißperlenendes Gesicht wendete sich, unter dem emporgereckten Hutrande, unruhig hin und her zwischen den Beiden. Er holte förmlich mit den Augen die Worte von dem Munde Jenes und Dieser. Er erinnerte sich an einen Vorgang auf der Rainfalzalpe und begriff nicht, wie gerade Graf Egon zu solchen Worten und Gedanken komme? Fast hätte er dem Ganzen Ausdruck geben mögen. Aber er hielt an sich.

„Was ein Mann vermag, ich kann es auch!“ sagte trotzig Leontine, in ihrer Rolle fortfahrend. Sie hob ein an einer Schnur hängendes Jagdfernrohr und sah hindurch, nach einer Felsenspitze, als suche sie bereits dort die Thiere.

„Meine Tochter hat die feinste, modernste Erziehung genossen. Sie ist über einen Mann, ich versichere!“ drängte sich Banquier Heim ein.

„Was ein Mann vermag – mein Fräulein?“ Und in Egon regte sich gerade jetzt, gerade hier und in der

Sonderbarkeit der Hoffnungen und der Gegensätze, der Widerspruch.

„Ein Mann? Haben Sie, mein verehrtes Fräulein, das Vaterland zu beschützen? Sehen Sie in dem Gestähltwerden, durch die Mühen und Gefahren der Jagd, ein Stählen für die ernstesten Kämpfe um Menschenleben, für Blut um Blut, Leib und Leben, für Kaiser, Land und Freiheit? Sind wir so weit, der Frauen zu bedürfen? Haben diese keine andere Aufgabe zu erfüllen, in der friedlichen, wirthlichen Häuslichkeit, und ist das frisch rauchende rothe Blut des verendenden Thieres, ist sein brechendes Auge ein lieblicherer Anblick, als etwa die Frauen- und Kindergesichter, die friedlichen Bilder des Familienkreises?“

„Sie überraschen mich, Herr Graf!“ sagte Heim, sehr schwitzend und schlecht seinen Unmuth verhaltend. „Leontine, was sagst Du?“

Leontinen's Busen wogte, ihr Gesicht überflogen allerlei Farben, ihr Auge glühte und irrte umher.

„Die Jagd ist ein hohes Vergnügen!“ sagte Leontine mit unsicherem Tone. „Ein Vergnügen der hohen, der allerhöchsten Frauen vielleicht, die ihr Herz und Gemüth wappnen müssen, Jener, welche vielleicht herrschen müssen und deren Beruf ein außerordentlicher! Ein Anderes ist es auch mit dem Mädchen aus dem Volke, mit den Dirnen hier zu Lande, welche inmitten

der Jagd auf wachsen, denen eigene Gefahr zuweilen den wohlgezielten Schuß zur Rettung machen kann!“

Heim sendete einen scharfen, verständigenden Seitenblick nach seiner Tochter und zupfte sogleich von ihrem Kleide ein fliegend Stück Spinnengewebe, das sich dort angeheftet.

„Aber,“ fuhr Egon fort, „niemals werden die Mädchen hier aus Lust tödten, niemals werden sie dem Hirsch und der Gemse, in steigender Mordlust stundenweit nachgehen, sie aufsuchen und, triumphierend, ihnen das Todesblei in das Herz senden! Wenn sie zur Lust das Rohr knallen lassen und zielen, so geschieht dies nach der Scheibe hin, nach dem leblosen Ziele, und die Schärfe des Auges, die Sicherheit der Hand, die Unerschrockenheit soll dargethan werden! Tödten will keines all der Mädchen. Und das Weiberherz soll keinem Tod ohne Thränen in die Augen sehen!“

„Meine Tochter hat auch schon geweint!“ sagte Heim sehr ungeschickt.

Leontine stand, die Thräne war ihrem Auge näher, als sonst.

„Doch,“ sagte Egon sanft, als dies ihm nicht ganz unbemerkt blieb, „ich gehe selbst auf die Jagd, und komme da unvermuthet in eine abmahrende Jagdpredigt! Sie verzeihen, mein Fräulein! Es war ein Meinungsaustausch, der unverhaltene – vielleicht besser

verschwiegen gebliebene – Ausdruck meiner eigenen Empfindungen. Der Anblick der Weiblichkeit fordert mich aber immer heraus, das Edle im Weibe zu wahren und es zu schützen. Wie etwa, wenn ich an Ihrer Seite eine Muttergais mit ihren jungen Ziegen schieße, und diese stürzen sämtlich, vor Ihren Augen, jämmerlich von Stein zu Stein? Sie werden als Jägerin jauchzen?“

Leontine wendete sich und machte sich mit ihrem feinen Tuche zu schaffen. „Die Sonne scheint meinem Leontinchen gerade ins Auge!“ sagte Herr Heim.

„Sie sind ein geübter Schütze?“ frug Egon Herr Heim artig, dem Fräulein die Antwort zu ersparen suchend.

„Ich, ich, allerdings, hab‘ schon . . .“ Er hätte vom Jagen nach einer Kursdepesche sprechen sollen, oder vom Jagen nach Aehnlichem. „Was suchst Du, mein Kind Leontinchen?“ frug er.

Diese that, als hätte sie eine Nadel auf dem Wege verloren und suche sie. Hiedurch kam sie am besten vom Gespräche ab. „Herr Graf,“ sagte sie endlich, als sie sich gefaßt, „sind zu strenge, zu strenge. Ich kann unvorbereitet nicht bestehen vor Ihnen. Ich bin nicht grausam, glauben Sie mir!“

„Grausam ist sie nicht, wahrhaftig und gewiß nicht, mein Leontinchen!“ sagte Heim bekräftigend.

Der Steigstock entfiel dabei seiner Hand und er wäre bald über einen Abhang, in die Tiefe gerollt.

Alle machten Anstrengungen ihn zu erfassen. Die Pause des gegenseitig artigen Versuches zum Emporheben beschäftigte alle Drei, so daß das Gespräch abgebrochen war.

„Ich glaube,“ sagte der Banquier rasch nachher, „hier geht auch ein Weg um diesen Berg herum. Mein Kind, ich möchte nicht so rasch steigen, als der Herr Graf, Du mußt in Deiner Frische Rücksicht nehmen auf Deinen Vater. Nicht wahr, Herr Graf, Sie nehmen es nicht übel, wenn wir zurückbleiben, und langsamer gehen?“

„Gewiß nicht, gewiß nicht!“ sagte Egon. „Mein Fräulein! Obwohl ich Ihre Ansicht nicht teile - hat es mich doch gefreut, Sie gesehen zu haben. – Auf Weidmanns Glück!“ rief er mit einem lebhaften Blicke und hob den Hut.

„Habe die Ehre, habe die Ehre!“ drängte Heim heraus. „War mir ein großes Vergnügen, sehr gefreut!“

Egon wendete sich und schritt aufwärts. Lange Zeit war mit dem Gespräche vergangen; und der Jäger ließ die seltsamen Genossen, betrübter als getroffene Gemsen, zurück. Eine kleine Strecke stieg er, im Gestein und Grün, da begegnete ihm, im ärmlich geflickten Gewande, ein schwächlich Weib, das mühsam von ei-

nem Abhange herabzukommen suchte. Sie trug einen Lastkorb auf dem Rücken und einen Steigstock in der Hand. Egon half ihr.

„Grüß Gott! grüß Gott!“ rief sie und dankte vielmale. „Was macht denn die Frau da oben?“

„Ich weiß ein krank's Kindl' im Ort bei uns unten, und da bin ich heraufgestiegen und hab' das heilsam Kräutl' gesucht. Es ist ein garseltsam Kräutl' und schwer zu finden. Aber, mein Gott, ein' Wurzenweib därf nix zu schwer sein. Und es ist ja nit um die Kreuzer, es ist ja um die mühseligen Leut'! Das Kräutl' muß im Moringthaw (Morgenthau) gebrockt werden, und d'rum bin ich schon bei Nacht unten in einer Almhütte gewesen. Ja mein! unser Nachbarin, der alten Zenzl, wird auch der frische Thee gar heilsam sein. Sie hat ja gar Niemanden und ist so blutarm! – Und jetzund, dank schön für die Gnad'!“ sagte sie, nochmals für die Hülfe dankend, und wendete sich zum Gehen.

„Bfhüt Gott!“ „Bfhüt Gott!“ sagte Egon recht herzlich.

Er dachte unwillkürlich an Leontine und ihr am Gurte getragenes Feuerrohr, gegenüber diesem Weibe mit dem Kräuterkorbe. Die Arme, die Alte, im halbgrauen, wirren Haare, im geflickten Rocke, schweren schlechten Schuhen und mit knorrigen Händen, wollte ihm schöner scheinen. Er wendete sich nochmals um.



„Weiberl,“ sagte er laut. „Hört das Frauer!“ rief er stärker. „Hat Sie nichts für mich?“

„Nein, mein Kind!“ entgegnete sie unwillkürlich treuherzig, als sie stehen blieb. „Aber daheim hätt ich schon einen Enzianer!“

„Ja ja, den hol‘ ich mir nächstens, werd‘ die Frau schon drunten finden! Da, eine Draufgab‘! Bfhüt Gott, bfhüt Gott!“

Er drückte ihre rauhe Hand, warf etwas in ihren Korb und eilte, wie gekräftigt, wieder auf seinem Wege vorwärts.

*Elftes Capitel.*

## **Eine Gemsjagd und die Getroffenen.**

Die Schatten der einsamen, oder in kleinen Gruppen auf dem Geklüfte stehenden Bäume und Sträucher wurden immer kürzer und schärfer, die Sonne stieg höher und schien wärmer, die Farben nahmen sämtlich ein kräftigeres Aussehen an.

Zuweilen drängte ein kälterer Luftstrom, wahr scheinlich von einer Schneehöhe sich senkend, vorüber. In den Tiefen begannen die Nebel in’s Wallen und Steigen zu kommen, ein Wolkenmeer hob sich langsam und gewaltig von unten, wie zu einem zweiten Himmel empor.

Das waren die Nebel der Thäler, in welche jetzt der Sonnenschein drang, welche, schon über den Tiefen schwebend, noch mehr aufwärts wallten, erwärmt sich ausbreiten und in der Unendlichkeit sanft verfliegen.

Diese Nebel und aufsteigenden Dämpfe waren die gefährlichsten Zeichen für das Wild.

Egon schritt fest aus.

Jetzt kam ein abstürzendes Wasser, über dessen Gerinne er springen mußte. Er setzte, um nicht bis über den Knöchel durchwaten zu müssen, den Stock mit eiserner Spitze, zum Sprunge, fest ein, schwang sich daran empor, und wie im Fluge auf die entgegengesetzte Seite.

Bald gelangte er an einen Felsenrand. Nur ein schmales, abschüssiges Pfadchen hing daran und nebenhin zog sich der Abgrund, die klaffende Tiefe, in welcher nur einzelne Leckerstauden und verkrüppelte Holzgewächse, aus den Erdritzen heraus und über das Steingewände abwärts hingen.

Er mußte an steiler Stelle, welche glücklicher Weise einen emporragenden Felsblock gegenüber hatte, den Stock nach jenem andern Stein hinüberstemmen, um das Gleichgewicht richtig zu behalten und sich an die ihn drängende Wand zu schmiegen.

Das Vordringen ging aber nicht immer so empor, zur Höhe. Die mühsam erstiegene Felsenspitze diente

manchmal nur zu einem Uebergange, und wenn Egon auf der Höhe nach überstandener Gefahr und Mühsal hätte aufjauchzen mögen, als wäre er nahe einem Ziele, so zeigte ihm die Richtung, welche er zu nehmen hatte, daß er auf der entgegengesetzten Seite des Felsens wieder hinab müsse, um drüben weiter schreiten zu können. So mußte er nun auf steilem, abschüssigem Gesteine wieder abwärts. Einzelne emporstehende Zacken wollten umklettert, ja umkrochen sein, an anderen Stellen waren „Riesen,“ Geröll von Trümmern, welche sich in langgestreckten Mulden ansammeln und alles Stürzende, die von Sturm und Blitz, von Fluten und Lawinen gebrochenen Bäume, das Bröckelgestein und den Sand, abwärts gleiten lassen.

Da mußte er das Griesbeil weit vor sich hinsetzen, die Fersen fest zwischen die scharfen Steinstücke einbohren, und so, langsam hinab, ja sich mit dem ganzen Gerölle eine Strecke abwärts schieben lassen.

Mit den Mühen und Gefahren wuchs sein Muth, seine Sehnsucht, immer höher empor, in die Wildniß, in die seltsamste Welt zu gelangen! Je höher er stieg, je näher er dem eigentlichen Jagdgebiete kam, desto vorsichtiger mußte er schreiten und klimmen.

Jedes Geräusch war zu vermeiden, das Klopfen der Eisenspitze auf dem Gestein, das Knirschen der scharfen Eisennägel an seinen Schuhen auf dem Fel-

sengrunde, ja er mußte bereits Acht haben, die verkrümmten, in allen Windungen sich auf dem Boden hinziehenden Lecker-Stauden nicht zu sehr zu bewegen, daß ihr Schütteln und Rütteln dem wachhabenden Gemsbock auf einer Zinne nicht ein Zeichen der Gefahr sei, damit dieser dann nicht seinen leisen, heisern Pfiff ausstoße, und eine ganze Gemsheerde ins Fliehen bringe!

Egon sah einzelne Gemsen bereits fern, sehr fern, noch hoch von seinem Standpunkte, sich bewegen. – Er maß, daß sein Rohr noch nicht reiche, und stieg und kletterte!

Zuweilen mußte er dieß auf allen Vieren, den Stock fest im Arme, das Jagdrohr auf dem Rücken, oder wohlgewahrt an der Seite. Manche Stelle wäre unmöglich zu erklimmen gewesen, hinge nicht aus ihren Steinspalten eine Krüppel-Staude, zäher als das dickeste Tau, und wäre der Jäger nicht im Stande gewesen, sich daran empor zu ziehen, auf ihre Aeste wie auf Stufen zu steigen, und so, mühsam, Streckchen nach Streckchen, vorwärts zu kommen.

Wenn es in ihm sprechen wollte, er gehe zu weit, vielleicht fernab vom eigentlichen Jagdgebiete, so drängte ihn die in solchem Gebiete unwiderstehlich erfassende Lust am Vorhandenen, der Gedanke, Jagd-

gebiet sei hier überall, und er werde sich zu den Genossen schon finden, früher oder später!

Mit immer hartnäckigerer Lust nahm er so seinen Weg, legte sich, voll perlenden Schweißes, manch mal zurück auf seinen gestemmtten Stock, mit des ganzen Leibes Last, um nicht in die Tiefe zu rollen, kroch und schritt an drohenden Abgründen dahin.

Nur das Kreischen eines Geiers, noch unerreichbar hoch und fern von ihm, der auf ihn als auf eine spätere Beute lugte, unterbrach die lautlose Stille der ragenden Alpenwelt. Schnee glitzerte aus den hohen Runsen, den Steinmulden zwischen Zacken, im Sonnengolde, manchmal in den Spalten und Klüften an seiner Seite. Das Wasser tropfte und sickerte über Steinwände, und machte Wege glatt, schlüpfrig, gefahrvoll.

Jetzt schien es Egon, als hörte er das Wiederhallen eines Schusses! Ja, matt rollte es nach. – Ein zweiter aus unmeßbarer Ferne! – Er blickte um sich.

Auf jenem Gesteine regten sich schwarze Punkte, sie huschten dahin – es waren Gemen, Gemen im Fliehen, getriebene Gemen!

Er duckte sich hinter einem Strauche – er kniete mit einem Fuße hin und nahm festen Jäger-Stand, ohne sich weiter mit dem Oberkörper zu rühren! Das Rohr steckte er leise zwischen die Nadeln der Leckerstaude, daß das Eisen nicht blitze und gesehen werde!

Jetzt strich ein kleines Rudel drüben, über eine kahle Stelle, wie ein dunkler Blitz! Es verschwand allmählig in ein grünes, halbdurchsichtiges Stauden Gehölzchen – es war ganz verschwunden! – Es kam in dem Riß zwischen zwei Felsenblöcken wieder zum Vorschein – es kam ganz heraus, auf das Kahlgestein, es mußte emporklettern und, von der Spitze ab, wieder auf eine gegenüberliegende springen, um über den Spalt des Abgrundes zu gelangen!

Der Bock vorne kletterte empor, konnte gesehen werden, und verschwand hierauf. Jetzt jedoch war er oben angelangt und richtete sich. Seine vier schlanken, dünnen Beine waren unter dem langen Leibe zusammengerückt, vielleicht in den Umkreis einer Handfläche. – Er sah hinaus – Egon bereitete sich – ein Knall – ein Blitz!

Der Bock machte einen Sprung, er stürzte über, er rollte nach der Seite und abwärts! Noch hatten die Thiere nicht erkannt, wo die Gefahr lag, ein zweites kletterte hinauf und flog bereits kühn im Sprunge, – im Fliegen ereilte es das Blei aus dem zweiten Rohre der Jagdbüchse Egon's.

Er konnte sich nicht halten, er trat hinaus auf das überhängende Felsgestein, schwang fröhlich seinen Hut und jauchzte seine Freude hinaus!

Ob Jagdgenossen ihn sahen?

Die Bergwände antworteten ihm. Gemen kamen in's Fliehen. Jetzt aber galt es wieder schußfertig zu sein, jetzt galt es auch die Gefallenen zu suchen, oder wenigstens den Jägern auf den Standplätzen zu sagen, wo die Beute liege, damit diese, wenn auch mit Gefahren und nach Tagen, aus den Abgründen heraus geholt werden könne.

Ihr „Schweiß,“ ihr Blut, ihr dahin tropfendes Leben giebt die Spuren zum Suchen und Finden ab, oft hängen diese Spuren nur an einem Zweige, an einem Steinchen.

Egon mußte im Bogen, um einen Thalkessel herum gehen, damit er auf die gegenüberliegenden Felsen komme. Ihm schien es, als bewegten sich dort, etwas tiefer, die Stauden und Steine, als läge ein Thier und suche fortzukommen.

Es war ein steiler, ein beschwerlicher Weg um den Felsen, und Egon schritt ihn vorsichtig, fest auf seinen Stock entgegengestemmt. Da, als er um eine Kante bog, stand plötzlich, wie in einer Enge, aus welcher es keinen Ausweg gab, ein Mann! – Zwei schwarzglühende Augen und ein ausgestrecktes Rohr blitzten Egon entgegen.

„Halt!“ donnerte die Stimme ihm zu. „Wer bist Du und was suchst Du?“

Egon stand erschreckt, wie starr. Er wußte sich im Augenblicke nicht zu fassen. Noch wenige Minuten zuvor war er ein so kühner Jäger gewesen, jetzt schreckten und bannten ihn zwei Augen, zwei Menschenaugen, so unvorbereitet und in einsamer Alpenwildniß. Doch die Stimme war ihm nicht unbekannt; ihm war's, als sollte er sie, sollte er dieses Gesicht, diese Augen kennen!

„Bist Du – bist Du nicht der Toni?“

„Ja, der bin ich! Und Du kommst, mich zu verrathen, zu fangen, niederzuschießen?“ Er setzte das Rohr an, rufend:

„Leg' ab – oder die Kugel geht Dir in's Herz!“ „Leg' ab!“ schrie der Wildschütz noch einmal, als sich Egon besann. Diesem war es Schmach und Schande, so dazu stehen und gehorsam sich zu beugen, sich wehrlos zu machen und dem wilden Burschen zu übergeben.

„Leg' Du ab!“ rief er im Aufflammen des Zornes und Muthes entgegen.

„Ich nicht! Du! Und zum letztenmal: leg' ab oder ich schieß'!“ Das Rohr lag schußfertig – eine unwillige, unvorsichtige Bewegung des Zornes, und es knallte etwa dem vermeinten Verräther in's Herz, im Kampfe um Leben gegen Leben!



So jach ist jedoch der Mensch, so viel Stolz und Schauder lebt in der Brust des Muthigen, daß er selbst in der einsamen Wildniß sich vor sich selbst und einem Einsamen, ohne Zeugen, nicht erniedrigen mag!

Egon ersah den Augenblick, der zwischen Drohung und That lag, er duckte sich, er sprang mit einem gewaltigen Sprunge, wie ein angeschossener Tiger, unter Toni's Leib – und dessen Schußwaffe war ohne Ziel, von dem Augenblicke ungefährlich, als eben Leib an Leib war. - Aber auch Egon war ohne Waffe und sie umklammerten sich.

Wenn Einer den Andern nun nicht mehr allein halten, sondern mit ihm ringen und ihn werfen wollte, so konnte der Tod im Abgrunde, neben dem schmalen Felsensteige, sein Opferfest halten! Und nicht ein Leichnam, zweie rollten und schnellten vielleicht, fest aneinander geklammert, von Zacke zu Zacke, in die dunkle Tiefe, in die Schlucht, wo kaum ein Geier seine Aesung sucht, da er mit ausgebreiteten Flügeln nicht in die enge Klamme sich senken oder von dort wieder aufschwingen kann. Nur kriechendes und schleichendes Gewürm vermag da unten zu hausen und sich zu nähren.

Die Männer rangen Hüfte an Hüfte, drängten sich. Wilde Ausrufe wurden hörbar. Jeder wehrte sein Leben und verstand den Andern nicht. Toni war der

Geübtere, der fester Klammernde. Er bog Egon – dieser aber raffte sich noch einmal empor. –

Jetzt hatte derselbe den Gegner und konnte ihn werfen. Egon's Fuß strauchelte an der Staude, die am Rande wuchs – er knickte ein – er war verloren!

„Heiliger Gott! – was thust Du?“ schrie jetzt eine Stimme, von dorthier kommend, wo Toni gekommen war. „Er ist Dein Fleisch und Blut!“ Das war Martin's Stimme.

Toni hielt bebend, wie vom Blitze getroffen, ein – er fühlte im Augenblicke, daß sie Beide in's Rollen kommen und Beide, abwärts schießend, verloren wären! – Er machte, sich opfernd, einen Versuch – er ließ nach – er gab Egon, der schon im Rollen war, einen Stoß von sich, zurück an die Felsenwand, daß dieser prallte und strauchelte, – doch umsomehr sich selbst zurückneigte, da er – Egon – fühlte, daß sein Gegner nun stürzen und ihn mit in den Abgrund reißen müsse!

Toni stürzte auch – er fiel in die Staude hinein – diese wogte auf und ab noch einen Augenblick – es brach und knickte – und er verschwand, nachdem das Auge kaum zweimal gezuckt.

„Jesus, Maria und Joseph!“ schrie Martin, und Egon that einen ähnlichen Ausruf, im Abschiede für diesen armen Sünder!

Die Stimme dieses ward nicht mehr gehört. Sein Leib mußte bereits gefallen und verschwunden sein, nur einzelne Steine klapperten immer dumpfer und verhallender nach, in die Tiefe, sie rollten wohl über den Leichnam, sie erschlugen das letzte zuckende Leben!

Die schreckgelähmten Hände konnten sich kaum zum Ineinanderfalten heben. Doch Toni lebte! Er war nicht in der Tiefe, er hing über dem Abgrunde, er hing an der Leckerstauden mit beiden klammernden Fäusten, wie zwischen Himmel und Hölle, und suchte Stütze, streckte seine Füße um Boden. Jetzt erst rief er „Hülfe! Hier!“

Er mochte erst jetzt seiner selbst sicher sein. Er schwang sich wie einen Schwengel, über diesem tiefen todesgähnenden Abgrund hängend. Er suchte Stütze. Die Leckerstaudenzweige hielten, aber seine Fäuste und klammernden Kräfte konnten nicht ausharren. Er schwang sich noch einmal gegen die Wand, um die Füße dort zu stemmen. Es gelang ihm, und er seufzte tief auf, aus der gereckten, zum Tode bereit gewesenen Brust, in welcher das Herz mit furchtbaren Schlägen schlug.

Egon und Martin verständigten sich, mehr mit Blicken, als mit Worten – ihre Lippen waren bleich – ihre Augen flammend.

Wie auf ein verabredetes Zeichen legten und streckten sie sich Beide auf die Erde, krochen so weit es möglich war an den Rand vor und in die überhängende Staude. Sie erblickten die klammernden Fäuste, den Leib des über dem Abgrunde in Todesnöthen Schwebenden.

„Nur nicht loslassen! Um Gotteswillen nicht loslassen!“ riefen Martin und Egon zugleich hinab. Letzterer konnte seine Fußspitzen, wie in einer Steinrinne, am Felsen einklammern und gewann, liegend, desto kräftigern Halt. Er zog den Ast der Lecker staude mit beiden Fäusten und gestreckten Armen mehr zur Höhe.

Martin umklammerte einen Arm des Schwebenden, dieser konnte, erleichtert, einen seiner Füße wieder in eine höhere Klamme setzen. Mit Riesenkräften, unter ausbrechendem Schweiß, setzten die beiden helfenden Männer noch einmal zum Heben an – es gelang – Toni's Kopf ward sichtbar – er konnte ein Knie in die Knüppelbiegung der Staude stemmen – Martin drängte ihm einen Arm unter das Kinn und um den Hals – Toni konnte sich, halb gewürgt, doch noch besser stemmen – er kroch, er ließ sich, endlich um den Leib gefaßt, empor ziehen, er lag – er ward auf den harten Grund gewälzt – und die drei, dem Tode so nahe gewesenen Männer starrten sich, auf dem kahlen Grunde, entsetzt schweigend an!

„Nun danket Alle Gott!“ rief Martin, das erste Wort, Leben, in diese Todesstille bringend, und er kniete nieder. Seine feuchten Augen leuchteten aus dem blassen, abgehärmten Gesichte, das seit dem Blitzschlage noch leidender aussah, ganz eigenartig heraus.

Die Andern thaten wie er, ineinander. Ein heiliger, geweihter Augenblick folgte dem wilden, vom guten Geiste verlassenen.

Ihre Augen sahen zum blauen Himmel über ihnen empor – wie neugeboren fühlten sie sich – ihre Herzen schlugen, jetzt doppelt empfindend, was ihnen Leben und die Welt sei!

*Zwölftes Capitel.*

## **Der Wilde im Stein.**

Toni stand, der Erste von den Dreien, auf, und sein dunkles sonnverbranntes Gesicht nahm wieder den finstern Ausdruck von vorhin an. Seine Brust wogte noch.

„Was willst Du hier?“ frug er den Grafen. „Du hast mich aufsuchen und angeben wollen, oder das Schußgeld für meinen Kopf verdienen!“

„Ich? Weißt Du denn nicht, daß heute große Jagd ist?“ sagte Egon.

„Das weiß ich. Aber hier in diesem Gestein habt Ihr nichts zu thun. Die Jagd geht dem Gewänd' auf der andern Seite nach!“

„So hab' ich mich verirrt?“

„Oder Du hast mich ausspionirt. Ich bin Dir vielleicht verrathen! – Du hast das Geld verdienen oder die dreihundert Gulden ersparen wollen, die Ihr, ja die vielleicht Du auf meinen Kopf ausgesetzt hast!“

„Ein Preis auf Deinen Kopf?“ sagte Egon er staunt. Hast Du so viel Böses an Leib und Eigenthum gethan?“

„Ich will leben!“ rief Toni, seine Armuth und Nacktheit, sein einfachstes Begehren damit bezeichnend, so wie seine traurige Lage, Thränen waren ihm nahe.

„Der Martin ist eigens herauf und in diese Schlucht geklettert, so schwer es ihm jetzt fällt, um mich zu suchen und mir's zu sagen. Den neuen Steckbrief mir zu zeigen! Das Geld ist erlegt worden!“

„Und mich hältst Du für Den, der Dir an's Leben will?“

„Kennst Du ihn denn gar nicht?“ frug Martin mit seiner sanften Stimme den Toni, nach Egon deutend.

„Ich habe ihn nicht gleich gekannt. Aber dann ist's mir eingeschossen in's Hirn, das ist er, der Dir an's Leben will, die Rosl hat er Dir schon genommen!“

„Genommen?“ frug Egon.

„Genommen?“ frug auch Martin.

„Lassen sich die Dirnl' bei Euch so nehmen?“ sagte Egon. „Kannst Du Einem eine Andere nehmen?“ Er gewann seine ganze Festigkeit wieder und sprach die Worte mit solcher.

„Das Mäd'l will, oder will nicht!“ - „Aber Ihr seid mir in den Weg gekommen! Wärt Ihr nicht, so wär's anders!“

„Jawohl! Wärst Du nicht, so hätte ich Dir nicht in den Weg treten können; und wäre Rosl nicht, so hätte ich sie auch nicht gesehen!“ sagte Egon derb, einfach dem Einfachen die Sache deutlich machend.

„Und sag' mir,“ sprach Egon weiter, indem er sich ruhig auf einen Stein setzte und seinen Kopf in eine Hand stützte, „sag mir, war denn zwischen Euch Alles klar? Das Dirnl' hat Dich als frischen Burschen mögen. Aber den Desertirten, den verrufenen Wildschützen?“

Toni hatte sich an die Felsenwand gelehnt, er ließ sich auf einen vorspringenden Stein nieder und hob beide Hände über das Gesicht.

„Ja, ja,“ sagte er weich, mit unterdrückter Stimme, fast weinend, „Ihr habt Recht. Ich bin ein armer, elender Kerl! Warum soll mir ein Mäd'l gut sein?“

Was hab' ich? Wer bin ich? Ich hab' ein verlorenes, ein Thunichtgut-Leben!“

„Siehst, Bub,“ sagte Martin, „das Mäd'l hat sich mehr vor Dir gefürchtet! Was soll sie machen? Gekannt hat sie Dich, gerne gesehen hat sie Dich auch einmal. Jetzt bist gekommen und immer wieder gekommen. Sie hat Dir von ihrem Brod und von ihr Bißl Best's gegeben. Aber, armer Bub, das ist Mitleid und nit Lieb' mehr!“

Toni schüttelte stumm, wie bejahend und bedauernd, das wirrhaarige, schwarze Haupt.

„Und sie hat sich vielleicht erst recht vor Dir gefürchtet!“ sagte Egon.

„Die Lieb' darf nit fürchten!“ warf Martin ein.

„Du, mit Deinem immer geladenen Stutzen und Deiner Wildheit, konntest ihr ja auch in Deinem heillosen Zorn an's Leben gehn!“

„Heiliger Gott, das fürchtet sie, das fürchtet Ihr von mir?“ rief Toni.

„Denk an mich!“ sagte Egon bedeutungsvoll, und diese Erinnerung stieg dem wilden Burschen in diesem Augenblicke so ganz zu Herzen.

„Ja, ja!“ seufzte er, „das ist mein Unglück, daß ich so jach, so wild und unüberlegt bin. Ich mein's gar nit so. Aber der Teufel hat mich, wie der Blitz! Ich kann nix dafür – ich unglücklicher Bursch!“



„Und da willst Du Lieb?“ frug Martin. „Und,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „armer Bursch, jetzt geht es Dir noch ärger. Jede schlechte Handlung, alles Wildern und Schießen auf Jäger, alles Uebelthätige, das in der ganzen weiten Gegend ausgeübt wird, sagen sie auf den „Mann im Gebirg“, auf den „Wilden im Stein“, den „wilden Toni.“

„Und ich hab‘ des Fischers Kinder, die in einem Einbäuml‘ gespielt haben und die der Sturm in den See hinausgetrieben, mit Lebensgefahr hereingerudert. Kein Mensch hat sie gehört. Und ich hab‘ mich dem Fischer nit gezeigt und nit einmal gesagt, geh, gieb mir einen Bissen Brod! Wieso mannigem (manchem) Armen hab‘ ich das Wildpret vor die Thür gelegt und in’s Fenster gesteckt! – Wer hat den gestürzten Loidl aus dem halsbrecherischen Gestein herausgeholt und in der Nacht über den Berg heimgetragen? Wer Ander als der Wilde im Stein?“

„Ja, das Gute geht weit, aber das Böse tragen die Spitzbuben selber noch weiter!“

Toni stützte das Haupt in der Hand, es mußte ihm schwer sein, und er blieb so, stumm zur Erde sehend.

„Und das hören auch die Erlzauner und geht auch an die Rosl!“ brachte er endlich mit tiefem Seufzer hervor.

„Und da willst Du Lieb?“ sagte Martin wieder.

„Und wenn Du Lieb hättest und fändest,“ fuhr Egon wieder fort, „sag‘, was soll daraus werden? Hast Du kein Herz, oder so ein Herz, das ein Mädln an sich halten will, damit dasselbe all sein Leid und Unglück mitmachen muß, das ein Dirnl in sein Leid und Unglück gerad‘ mit hineinreißen will?“

„Das will ich nicht! das will ich nicht!“ rief Toni abwehrend.

„Ja, was hast Du auf der Rainfalz-Alm dann gesucht?“

„O mein Leichtsinn! mein Leichtsinn!“

„Denk‘,“ sagte Martin in seiner Ehrlichkeit, „das Mädln könnt ja Deinetwegen, wegen Einverständniß mit Dir, in’s Gericht und Gefängniß kommen!“

„Um’s Himmels willen nicht!“ rief Toni abwehrend.

„Dann mußst Du sie einmal lassen und Dich anders besinnen!“ sagte Martin.

„Weißt Du ihr was Gutes?“ - Toni saß, die Hände auf die Knie gestemmt, und sah zu Boden. In seiner Brust wogte der Kampf, man sah das Hemd vor dem klopfenden und zuckenden Herzen beben. - „Und ich will sie schützen! Ich will sie zu meinem Weibe machen!“ sagte Egon fest.

Toni hob den Kopf und sah ihm in die Augen.

„Wollt Ihr das?“ frug Martin. „Ehrlich und rechtschaffen?“

„Ehrlich und rechtschaffen!“ sagte Egon fest.

„Sie soll nit bos Eure Dirn sein, zum Scherz eine Weil‘, zum Zeitvertreib?“

„Bei meiner Ehre, nein!“ sagte Egon kräftig. Die andern Beiden schwiegen, sannen.

„Wohl, ich weiß Alles, was Ihr mir sagen und einwenden wollt,“ fuhr Egon fort. „Aber, Toni, hab‘ ich, wie Du, Noth an einem Mädln? Muß ich, wie Du, ihren Schutz, ihr Brod haben? Hab‘ ich nicht Alles und mehr als ich brauche? Wenn ich sie vor aller Welt mir suche, wenn ich allem Glück entsage, das mir aus meinem Stand erblühen kann – muß ich nicht lieben?“

Die Beiden sahen ihm ins Gesicht und Auge.

„Muß ich nicht mehr lieben, als Du?“ fuhr Egon fort. „Und hat Rosl nit mehr Ursach‘, mich zu lieben?“

„Meint Ihr wegen Geld und Titel?“ frug Martin.

Dem Toni wollten dieselben Worte nicht aus dem Munde heraus.

„Nicht deswegen und doch deswegen! Hat sie einen Beweis Deiner Lieb‘, Toni? Daß Du kommst und scherzest? Daß Du alle Möglichkeit verdorben hast, Dir in Deinem Leben Fried‘ und ihr Ruhe in der kleinsten stillen Hütte zu schaffen? – Ich hab‘ den Beweis gegeben, wie ich sie liebe, ich habe Opfer gebracht

für sie – ich steh‘ im Kampf gegen andere, mir theure und liebe Herzen, für sie! Ist das Lieb‘ und ist solche Lieb‘ nicht wieder Liebe werth?“

„Das ist sie! Das ist sie!“ rief Martin.

„Und Du willst sie zu Deinem Weib machen?“ frug Toni. -

„Ich kann‘ beschwören!“

„Schwör‘!“ rief Martin.

„Schwör‘!“ rief Toni feurig und wild auf. „Und ich stürz‘ mich vor Euren Augen da in‘ Gestein hinunter, ich will nimmer leben und geh‘ aus dem Weg, aus der Welt!“

„Das ist nicht nöthig! riefen Beide erschreckt.

„So schwör‘!“ rief Toni wild.

„Ich werd‘ mich Deiner annehmen und will sehen, was noch möglich ist!“

„Schwör‘ jetzt erst wegen der Rosl!“ sagte Toni fest und düster.

„So schwöre ich vor Euch und Gott, so wahr er mir helfen soll, daß ich Rosl zum Weib nehme und keine Andere!“ Er erhob die Finger zum Schwure, unter dem Himmel, auf der hochgehobenen Altarstufe des Berges.

Toni sah das, er drückte dann seine schwielige Hand über die Augen und murmelte:

„Ich hab‘ sie zu gern gehabt!“ - Dann nahm er die Rechte, reichte sie Egon, schüttelte dessen Hand und preßte stumm die Lippen ein.

„Es ist gut!“ sagte er. „Verzeiht mir!“

Er setzte sich nieder auf den Stein und schwieg.

„Martin!“ sagte er nach einer Weile, „Du hast mir zugerufen: Er ist Dein Fleisch und Blut! Meinst Du damit, weil er ein Menschenbruder ist und ich auf keinen schießen soll? Oder meinst Du was Anderes?“

Martin schwieg.

„Rede, rede!“ Du mehr?“

Martin schwieg noch immer.

„Ein eigenthümlich Räthsel liegt zwischen mir und Euch – ist noch zu lösen! Welche Verwandtschaftsgrade sind denkbar zwischen mir und Rosl? Sie wäre meine Schwester? Mein Vater müßte ein Kind der Liebe in diesen Bergen gelassen haben, oder – meine Mutter würde, was ich nicht zu denken vermag, mir verheimlichen, was Ihrem Herzen noch näher wäre? – Ich hab‘ mich vergebens bemüht, rechten Aufschluß zu erhalten. Die Erlzauner wollen nichts davon wissen. Rosl leidet in diesem Augenblicke noch darunter. Ich weiß nicht, wo sie ist. Aber wo sie von meiner Mutter auch verborgen wird, Leid‘s widerfährt ihr nicht, nur der Schmerz der Trennung, und das muß sich lösen!

Könnt Ihr mir helfen? – Martin!“ sagte Egon bittend,  
„weißt Du und verschweigst Du mehr?“

„Rede, rede!“ rief Toni bittend.

„Euer Vater, Graf, hat kein Kind in diesen Bergen  
zurückgelassen. Es ist todt.“

Egon horchte die Worte von seinem Munde ab und  
begleitete sie mit Hast und Neugier in den Geberden.

„Todt und hat gelebt? Wie weißt Du das?“

„Ich weiß es! Er hatte eine Schwester?“

„Die früh in ein Kloster ging und darin jung  
starb.“

„Nein, ich meine, die in keinem Kloster war und  
hier im Salzkammergute in einer Hütte am See lebte!“

Eine stille Pause folgte. „Ja weil sie verstoßen war  
und sich versündigte,“ fuhr Martin wieder fort.

„Petermichel muß mehr wissen!“

„Petermichel, der Führer?“

„Ja er!“ - „Und darum vielleicht ist er so eifrig in  
der Sache! – Und die Erlzauner und Rosl?“

„Graf – Rosl wird Euer Weib! Sorgt nicht, daß sie  
Euch wegprotestirt wird. Ich lebe und Petermichel  
muß gestehen, ich habe, wenn ich Alles sage, scharfen  
Verdacht auf ihn!“

„Er hat zu gestehen?“

„Rosl ist wieder da und daheim!“

„Rosl?“

„Sie ist zurück. Der Erlzauner und der Nikerl haben sie gefunden und heimgebracht.

„Rosl daheim!“ rief Egon und ihm war's, als müßte er über die Felsen stürzen, hinab, entgegen zu ihr!

„Es ist auch besser, Ihr kehrt um. Ich hab' mit dem Toni noch zu reden. Wir, Graf, dürfen nicht zusammen gesehen werden. Ich steige einen andern Weg, geht den Euren zurück!“

„Du weißt mich aber zu finden, Du suchst mich bald!“ drängte Egon.

„Bald!“ rief Martin.

„Da, da habt Ihr Zehrpfennige!“

Und Egon legte sein ganzes Geld in die Hände des Alten.

„Für den armen Wilderer!“ sagte Martin.

„Lebt wohl!“ sagte Egon eilig. Ich will bald von Euch wieder wissen. Jetzt muß ich zurück!“

„Bfhüt Dich Gott, Graf!“ sagte Toni bewegt, und sein schwarzes, gluthiges Auge flehte Mitleid und Vergebung.

Er streckte die Hand hin. Die beiden dem Tode nahe Gewesenen, die Todfeinde sahen sich versöhnt in's Auge. Der Eine hatte durch seinen Opfermuth ein Anrecht auf Vergebung. „Bfhüt Dich Gott!“ sagte Egon „Ich will Dir nur Gutes gedenken und Schlimmes vergeben.“

„Wir sehen uns vielleicht im Leben nimmer!“ sagte Toni.

„Glaub‘ es nicht! Bedenk‘, es kann noch Alles gut werden!“

Toni schwieg und sah zu Boden. Egon drückte die Hand fest und hielt sie eine Weile. Er wendete sich dann stumm, er konnte nichts mehr sagen, er setzte seinen Stock ein und kehrte den Jagdweg zurück. Die Gemen lagen wohl todt und verendet – in Egons Herzen blühte und pochte neues Leben!

*Dreizehntes Capitel.*

## **Auf der Höhe und unter der Erde.**

Ueber die Rainfalzalpe breitete sich ein fröhlicher, sonniger Tag!

„Sternl“, die Ziege, und „Sennerl“, das Böcklein, sprangen so freudig an einem Mädchen empor, als hätten sie lange keine Nahrung gehabt und witterten jetzt in dessen Hand das Leckerste. Die weidenden Thiere hoben die schweren Köpfe in die Höhe und sahen mit den großen Augen über eine Mädchengestalt, die sie wohl kennen und lieben mußten, denn eine freudige Erregtheit ging bald durch sie, daß bei dem darauffolgen den Rütteln und Schütteln und Näher-



kommen die Glocken doppelt so laut und harmonisch zusammenklagen.

Rosl war da! Sie ließ sich daheim nimmer halten. Sie entkräftete alle Einwürfe. Sie mußte hinauf auf ihre Alpe, in ihre frisch-duftige Luft, und von hoch-oben, auf dem freien Berge, hinabsehen in die engen Thäler voll Sünd' und Trübsal und Schwermuth! Sie fühlte sich für so lange noch nicht selbst ständig, noch nicht ganz ihr eigen, bis sie nicht in ihrem alten Bereiche, auf ihrer lieben, liebsten Stätte war!

Kaum jemals war sie den beschwerlichen Weg so hinaufgeflogen, so hinaufgehastet. Und wenn ihr Busen jetzt flog, ihre Wangen tief glühten, so hinderte sie dies nicht vom rüstigen, ununterbrochenen Vorwärtssdringen.

Kaum war sie oben und erblickte ihre Hütte, die blühende Wiese, den Wald und die Steinwände, und die Thiere und die Fernsicht, da konnte sie sich - nicht enthalten, einen so kräftigen Aufschrei auszutönen, als wäre sie noch das in Leiden unerfahrene Mädchen von früher, als wäre sie noch allein, ungesehen, und hätte ihr etwa ein Bursch vom Rosenkogel her, oder eine Mädchenstimme von der Hüttenecker Alm drüben, zu antworten!

Auf den Alpen droben  
Giebt's schöne Hütten oben,  
Da ist's ein lustig Leben,  
Da will ih sein!

Und in aller Früh'  
Geh' ih zum Wald dahin –  
Das allerschönste Leben  
Ist hold a Sennerin!

So sang sie ihr Lieblingsliedchen. Der Aufschrei und diese Töne waren es, welche die Thiere stutzen machten, welche ihnen wie wohlbekannt vorkamen, und sie bewegten, daß sie allmählig näher traten, freudig brüllten, blökten, sprangen und im Zusammenklingen lassen der Glocken, ihrer Pflegerin und Freundin einen feierlichen Willkomm' in die Lüfte läuteten.

Rosl ging zu jedem Thiere und brach ihm Brod und Salz aus der Tasche, in der sie dies mitgenommen. Sie hatte jedem etwas zu sagen und nannte seinen Namen, kraute und hätschelte es. Die Thiere hatten förmlich den Tag der freudigen Ausfahrt zum zweiten Male!

Die Ziege und das Böcklein waren ohnehin zeither immer in die Winkelchen der Felsen, suchend, gestiegen, hatten sich an die Ränder mit den schlanken

Füßchen hinausgestellt, weitaus und weitab gesehen und fragend und rufend gemeckert, um die ihnen so liebe Gestalt!

Die Heimdirne hatte ihre arge Noth mit den unruhigen Thieren!

Nun schien der Rosl Alles, Alles gut und sie keinen Groll im Herzen zu haben. Alles mochte sie vergessen und vergeben, nur schwelgend in ihrem früheren freien Leben und Sein!

Sie trat in die Hütte und fand Alles wie es gewesen. Und an ihrem Lieblingsplatze, unter dem Muttergottesbilde, sah sie ein frisches Sträußlein von Alpenblumen.

Das hatte der Nickerl hin gesteckt. Der kleine, frische Bursche hatte auch schon das Zugthier an den Schlitten gespannt und fuhr wieder mit diesem über die Alpenwiese, in den Wald, um Holz zu holen und frische Späne zu schneiden. Hui! wie das fröhlich dahin ging! Wohl sah Rosl nach all diesem; aber auch nach einem Wege, woher Jemand in anderen Tagen oft kam.

Jedoch sie wußte nun nicht, ob er noch kommen wolle oder könne?

Und er kam!

Nachdem er in allen Orten am See, im Thalgrunde am Fuße der Berge, in der Hütte gefragt und mit Miß-

trauen und halben Worten empfangen wurde, kam er endlich hieher.

Plötzlich hob sich sein Kopf von dem schiefen Grunde ab und empor – und plötzlich stand er ganz vor Rosl!

Tiefe, tiefe Gluth übergieß sie! Sie schlug die Augen nieder und bebte. Das züchtige Bild rührte Egon. Die Freude dieses Anblickes, des Wiedersehens, hob ihn, wie aus einem Abgrunde der Schmerzen, auf den Giebel der Seligkeit.

Er stürzte auf sie zu und umarmte sie und preßte sie an sich. Sie hatte keinen Aufschrei, wie beim Wiedersehen der Alpe, die Kehle war ihr geschnürt – sie weinte!

Sie ward sich da erst recht klar, wie sie ihn liebe; dennoch zuvor konnte sie über alles Liebe jauchzen und lachen; jetzt aber hatte sie nichts als Thränen – sie mußte ihn wohl lieber haben als Alles!

Und sie setzten sich in's schwellende Gras unter dem blauen, wolkenlosen Himmel, und die Bergeszinnen sahen auf ihre Freude. Die kleinen Thiere umhüpften sie.

Sie hatten sich endlos, endlos zu erzählen! Sie pflückte Blumen rings umher und band sie für Egon zum Strauße, sie spannte, kosend, lange Grashalme um seinen Arm, umschlang damit abwechselnd seine

Hand, seine Finger. Sie war sich kaum bewußt, wie es ihr Herz, im Liebesspiele mit dem frischen lebendigen Grün, drängte nach der Andeutung der vereinenden Fessel, der Ringe des verknüpfenden festen Bandes.

Tage vergingen so, in denen Egon kam und ging, voll Seligkeit, in welcher die Hütte, die Alpe wieder Herzen und Menschenleben voll Seligkeit umschloß!

Wer nur Rosl kannte, kam und drückte ihr die Hand und gab ihr mit Freuden Willkommen!

Der Bauer, dem die Alm gehörte, kam und sagte: „Siehst, ich hab‘ immer gesagt, aus meiner Rosl wird noch was. Sie schaut ja auch gar zu gut d‘rein, sie ist ja gar ein fein’s Dirndl!

Mir war immer lieber, sie war im Sommer draußen, als daheim, ich hab‘ ihr gar nichts gern geschafft (befohlen). Mir ist gerad‘ immer, wenn ich ihr was zu sagen hab‘, als sollt‘ ich’s gleich lieber selber thun!

Und ich hab‘ ihr auch gern den Nickerl, den Buben, herauf gegeben, daß sie eine Ansprach‘ hat und daß wer da ist, vor dem allerlei Ab- und Zugang ein Genir‘ hat! Mir ist’s wohl auch lieber, ich hab‘ so ein frisches Gesicht und helllichte Augen vor mir, wenn ich nachschauen komm‘, als es kommt mir eine recht brummige, zuwidere Dirn‘ entgegen.

Und da hab‘ ich auf die Rosl immer gehalten und halt noch! – Ja, wir Alten sein auch mit von Stein!“

sagte er schelmisch zu einem Nachbar, der im Walde einen Baum „angezeichnet“ bekam, damit er ihn abstocke und als Hausholz heimführe.

„Ich mein, immer, sie thut nit recht, daß sie sich wehrt, was Ordentlich's zu sein. Wenn sie mich – meinewegen zu einem Prinzen erklären thäten, mir wär's alles Eins, ich machte mir gar nix d'raus und thät' mich nit weigern! Ich ging alle Tag auf meine großen und weiten Felder hinaus und ließ mir kochen auf was ich Lust hätt'! Thät auch imrigsmal (manch mal) ein oder zween schöne Rößl einspannen, und sie sollten Hafer haben, daß es eine Lust ist, wie sie gangen! – Aber Jedes ist mit so gescheid und denkt nit gescheid!

Freilich kommt's auch, daß Einem die Leut' das Körnl' erst abmähen, wie einen Acker und dann liegen lassen mit Gestein und Unkraut. Freilich wohl. Und ist's auch gut und fein, daß das Dirnl' nit so drein geht, wie das Rothköpfl' in die Schlingen! Ei, ei, sie ist gescheid! Und gut ist sie auch. Schön ist sie wohl. Wo kann's dem Dirnl' fehlen? Sie verwirft sich auf kein Fall. Es wird wohl noch was Rechtsschaffen's aus ihr! Därf mih nit kümmern. Gewiß, gewiß. Sie verdient's, und mir ist's Recht, mich soll's sogar recht von Herzen gefreu'n! Bei mir hat sie immer ein Unterstand und ein Löffel für die Schüssel. Meine Alte mag sie so gut lei-

den wie ich, und wir haben sie gern, wie unser Kind. Hätten wir nur so ein's –wären recht gut an und stolz.

Der Erlzauner kann auch zufrieden sein, und der Alte verdient's. Daß sie eine Weil' weg gewesen ist, na, das ist zum Erleiden. Wenn sie mir krank geworden wär' und ich hätt' sie heim nehmen müssen? Aber sie ist frisch und gesund, und mir ist's recht gut dabei!“

So sagte der Bauer von der Alm, als er nachsehen gekommen war. Dem Nickerl brachte er sogar frisch gesohlte Schuhe mit, so zufrieden war er!

Martin mußte ja ohnehin als Wasserhutmann den Weg zu allerlei Quellen und Gerinne hier vorbei nehmen, er sprach daher vor und verhielt sich eine Weile.

Die Dirnen von der Hüttenecker Alm kamen abwechselnd auf ein Weilchen, und es gab Wechselgesänge und Freuden, und Jauchzen von hüben und drüben der Steinwände! War's doch ein lustiges Alpenleben im diesjährigen Sommer. War doch keiner Alpe ein Thier „abgewalingt“ (abgestürzt), war somit kein jahrelang vergossener Schweiß und mühsam abgesparter Schatz verloren; mußte also keine einzige Dirn still und weheleidig ohne ein einzig Liedlein dahin gehen, und mußten sie alle nicht in Trauer schweigen und jeden Gesang verstummen lassen!

Nein, sie brachten Alles, Alles wieder heim, und sogar noch mehr als sie berauf gebracht!

Manch' junges Thierlein sprang neben seiner Mutter, mit schlanken Beinen, dem glänzenden Leibe, buntscheckig, ließ seine Stimme kräftig in die Weite hören und sah mit großen, hellen Augen darein. Das Glöcklein mußte ihm der Bauer herbeischaffen, und je mehr Geläut', desto mehr Stolz und Freud'!

Das sollte auch eine lustige, lustige Abfahrt werden! Der Sommer hatte sein größt' Theil über dauert. Die Dirnen begannen ihre gesparten Kreuzer für Rauschgold zu verwenden, und daran zu denken, um in aller Pracht mit den kränze - und flittergold geschmückten Thieren heimkehren zu können, unter Gesang und Jubel, selbst mit dem Schall und Klang ein und des andern Musikinstrumentes! –

Ja, auch der kostbare Zucker wollte wohl berechnet und bedacht werden, damit die „Strauben“ ohne Spärlichkeit unter die Starrenden und Harrenden ausgeworfen werden können, und die Mädl dann mit Stolz und Freude zu hören bekommen:

„Ja, die von der Dirn' so und so, die waren gar gut!“

Und man hält etwas auf die noch kommenden Tage und sieht sich die Hütte und jedes Stücklein wohl an. Denn dann kann man von unten nimmer herauf sehen, oder man kann es und sieht oben, um die verlassene Hütte, die dicken Wolken ziehen, die Schnee



flocken wirbeln, den Schnee immer höher steigen an die Hüttenwände empor zum Dach, bis nur dies mehr emporragt, bis dann die Hütte darunter begraben, tief, tief, und das ganze grüne Sommerthälchen in dem riesigen Schneefelde aufgegangen, das sich weit hinzieht, den bekannten Berg fast nimmer erkennen läßt, und nur die höchsten schmalen Felsen und die Riesensäulen die Stelle errathen lassen. Ja, da hat man seine Sommeralm, seinen „Bleam-b’such“ recht, recht vom Herzen lieb, denkt daran und genießt hier still.

Dann giebt’s ja auch zuweilen ein Tänzchen dazwischen und einen Heimbesuch, wie deren in langen Winter-Sonntagen beim Wirth genug!

So lebt man und so schafft und sinnet man auf der Alpe. Und so hielt es und wirkte Rosl auch.

Sie war ja auch gar nimmer allein. Egon gedachte ernstlich der verrinnenden Tage und in der Freude auch der Zukunft, welche seiner ganz bedurfte, zur Lösung der Fragen für das Leben!

Er that so manchen Schritt, um die ernsten Dinge ihren Weg gehen zu machen, welcher ein gewundener geworden, den man einmal nicht mehr rasch durchheilen konnte. Seine seligsten Stunden waren mit Rosl. Sie wollte noch hier sein und sich zeigen, damit Niemand etwa sagen könne, sie sei wegen Schlechtem fort und müßte wegen Unrechtschaffenem wegbleiben.

„Die Ehr‘ ist heilig!“

Sie fürchtete nimmer, von hier genommen werden zu können. Sie war fürerst nicht allein. Und zudem verließ sie sich auf ihre Kraft, auf die Unmöglichkeit nochmals getäuscht zu werden!

So saß Egon wieder, an einem lieblich sonnigen Tage, droben in der duftigen, blumigen Wiese. Scherz und ernste Worte machten die Zeit unbemerkt verrinnen. Und als sie so saßen selig im Blumenland‘, unter dem die Welt lag – da sah Rosl zuerst im Walde, auf nicht üblichem Wege, sich‘ s regen und von dorthier scharf glitzern. Es schien ihr, als käme ein Jäger von dort, doch nein, es mußten Mehrere sein!

Und ihr Herz, an Angst und Zaghaftigkeit doch nun viel mehr gewöhnt, als früher, ja jetzt in steter kluger Wachsamkeit, sagte ihr plötzlich, das Ungeöhnliche der dreifachen Erscheinung habe Ungeöhnliches zu bedeuten!

Gang und Gesichter der rasch am Saume Erscheinenden waren ihr fremd. Sie sprang empor und stand. Im Augenblicke der Wendung ersah sie auch Petermichel, welcher sich noch hinter den Bäumen duckte.

Martin schritt hastig von einer andern Seite heran, aus dem Quellengestein oben, und zuckte und winkte mit seinen eigenthümlichen Augen in dem blassen Gesichte!

Egon sprang empor.

„Was wollen die Männer und warum erscheinst Du?“

Egon trat sofort einige Schritte vor und den Männern entgegen.

„Sucht Ihr etwas Ungewöhnliches hier? Etwa mich?“

„Nein, Herr Graf!“ sagte einer der Jäger respectvoll. „Der Deserteur und Wilderer, der Toni wird gesucht, und die Almdirn‘ hier ist mit ihm im Einverständniß, giebt ihm Versteck!“

„Welche von Beiden?“ frug der Graf.

Jetzt vom Gerichte geschickt, waren ja Zweie hier. Die fremden Jäger, kannten das Mädchen nicht und hatten keine Antwort. An diesem Zwischenfalle, an diesem rechten Worte zu rechter Zeit, schien ein wohl vorbereiteter Anschlag zu scheitern.

Da trat Petermichel, der sich nimmer bergen konnte, hervor, zeigte nach Rosl und sagte: „

Die ist’s!“

„Und Ihr wollt sie verhaften?“ frug Egon erstaunt und trotzig.

„Ja!“ Im selben Augenblicke war Martin bei Rosl, faßte sie an der Hand, flüsterte ihr ein Wort zu, und eilte mit ihr fort, abwärts!

„Zu mir,-Graf!“ rief er. Und er eilte, drängte, schob noch die Flüchtige; er stürzte mehr als er ging, in der Flucht mit dem Mädchen, über den schiefen Wiesenplan, dann über einen Theil des Treppenweges hinab. Und indem er rechts einbog – war er den Blicken der Verfolgenden entzogen.

Da mündet der Bogen vom höchsten Stollen des Salzbergwerkes, des ältesten und ersten, und in diesen eilte Martin hinein! Er kannte den schmalen Weg im Dunkeln, sein geübtes Bergmanns-Auge bedurfte kein Licht und fand ihn, während die Andern, nacheilend, vor der starrenden Schlucht wie Geblendete standen und keinen Schritt vorwärts konnten.

Martin floh durch eine große Salzstube oder Kammer, er griff von dort das Grubenlicht eines die Wassergänge verstreichenden Arbeiters auf und eilte unaufhaltsam mit Rosl vorwärts, an eine Stelle, wo die Rutschbäume in die Tiefe führen.

Diese Wege, in abwärts sich streckenden, engen Höhlungen, bestehen aus einer steil zur Tiefe gestreckten Holz-Bahn, auf welcher nur ein Mensch rittlings, wie zu Pferde, sitzen und sich so hinabgleiten, hinabjagen lassen kann. Indem er seine Schenkel fest an die Seiten des glatten, etwas gehöhlten Rutschbaumes schließt, verhindert er sein Abstürzen und regelt so sein fast blitzschnelles Abwärtsgleiten.

„Rosl setz' Dich hinter mir! Schnell, schnell!“

Diese kannte derlei Wege des Bergwerkes, sie hatte es bereits befahren, wie so manche Besucher desselben im Sommer pflegen. Sie setzte sich hinter Martin, umschloß mit ihren Armen seinen Leib – und er trug sie so im Fluge abwärts, wie der Adler sein Junges!

So schossen sie pfeilschnell hinab durch die dunkeln Schlünde und kamen in eine zweite, tiefere Kammer, oder große, ihres Salzes entleerte „Sulzstube. So suchte Martin an den ihm bekannten Stellen abermals den schrägen Durchschlag, und so fuhren sie von da wieder auf der Rutschbahn, welche durch den ganzen Berg, von der Spitze bis zur Tiefe, alle Erd- und Steinschichten hindurch, die so riesig hoch übereinander befindlichen Kammern oder Schachte vereinet und den Bergleuten die Verbindung, die Ausfahrt aus dem tiefsten Schachte, am Fuße des Bergwerkes, ermöglicht, zu dem sie sonst stundenlange wandern müßten, ja stundenlange selbst nur aus einem Stollen oder Schachte zur Tageslichtung!

Die Stein- und Salzwände flogen glitzernd an Rosl's Augen vorüber, von dem rothen Lichte der Berglampe überblitzt!

So gingen, flogen und sausten sie einen Weg, auf welchem nachzukommen den Verfolgern unmöglich war!

Endlich kam Martin – alle Schichten hindurch, zu dem letzten Stollen und zur Tagesfahrt. Von der Riesenkammer bis zum Aeußeren des Berges ist noch ein mehr als halbstündig langer Weg. Martin aber eilte zu dem Grubenkarren, auf welchem man ebenfalls nur wie auf der Rutschbahn zu sitzen und zu gleiten vermag.

Er wendete den querüber stehenden Räder-Karren nach außen, auf dem Doppelgeleise der Gestängebahn. Er setzte sich, und Rosl klammerte sich hinter ihn fest. Er gab dem Rollkarren einen Stoß auf der abschüssigen Bahn – und dahin schossen sie – wie fliegend auf einem abgeschnehten Pfeile – abwärts und doch zu Tage!

Tiefschwarz war es vorneaus und nach rückwärts, woher sie kamen. Der Stollen ist nur wie ein größeres Rohr, so enge und nieder, daß weder der Elbogen ausgestemmt, noch ein Fuß ausgestreckt werden kann – auch ein Erheben von dem Sitze, in nächtigen Stollen, den Tod mit zertrümmertem Kopfe brächte!

Der Mensch fühlt sich, so, gleichsam sein eigenes, längeres Grab durchfahrend! Gleich dumpfem Grabeshauche weht ihm die gedrängte, im blitzschnellen Fahren vorwärts getriebene und doch nach rückwärts strömende Luft entgegen.

Wie ein Erdgeist schien Martin der Rosl, wie ein Erdgeist, von dem ihr die Mutter und Großmutter erzählt, welcher mit seinem Finger und Lichtlein die dichten Felsen vor ihm spaltet und diese engen schwarzen Felsenklüfte blitzesrasch durchsautet!

Ja, so öffneten sich die schwarzen Tiefen vor dem Grubenlichte Martin's. Die Felsen, die glitzernden Tropfen und rinnen den Wässer schossen an ihnen funkelnd und blitzend vorbei! Kaum gedacht und gesehen – schon verschwunden!

Eine lange Weile von fast zehn Minuten waren sie so dahingesaust und geflogen, der Grubenkarren donnerte, rasselte, grollte unheimlich in den dumpf wiederhallenden engen Felsenwänden – da erbleichte das im Fliegen noch kleinere Grubenlicht vor einem Sterne, welcher, wie an dem tiefstfernen Bogen-Ende einer Himmelsferne, in die Nacht mächtig herein blitzte!

Der Stern war erst roth, dann blau und grün, dann immer weißer uns heller, mit zackigen Strahlen, und er wird im Entgegenfliegen immer größer und leuchtender und blendender! Der Stern war der Tag von Außen – und der Tag brach endlich immer näher herein! Der Stern ward zum weißen Monde, zur großen Scheibe, zum fast runden Thore, zum Ausgange – zum Lichte selbst, unter Gottes freiem, blauem, sonnigem

Himmel, auf friedlich ragenden grünen Bergen und Bergthälern!

So war Rosl gerettet – vom Gefängnisse gerettet, das ihr ein Verräther bereitet – und ihre gepreßte, bange Brust holte tief Athem, füllte sich mit dem frischen Hauche unter dem freien Himmel, wie erstanden aus dem Grabe, wie erlöst von einem Banne und Halte unter der Erde!

Bergwerkbesucher genießen zum Zeitvertreibe solches Grausen und aufregend' Abenteuer.

Martin eilte mit Rosl fort – sie waren Beide weiter Ferne von den Verfolgern und in Sicherheit !

*Vierzehntes Capitel.*

## **Gut gezielt!**

In dem rastlos arbeitenden Gehirne Petermichels gewann sein eigener Plan immer mehr Festigkeit und Hartnäckigkeit. Die zur Belohnung für den Fang ausgesetzte Summe wuchs vor seiner innern Vorstellung immer größer und größer empor! Sie schien ihm Bedeutung für sein ganzes Leben zu gewinnen. Die Ausführung einer That nahm sein Denken ein, und ihm war's, als habe er nichts mehr zu verlieren, nur zu gewinnen!



Ja, ein Ruhm schien ihm aus dem Verrathe entgegen zu locken. Seine Genußsucht, sein Sinn für Lustigkeit ohne Arbeit, hatten ihm ein Ziel vorgeblendet.

Erst war von ihm der Geldbetrag nur so hingestellt, wie ein Nebelbild, wie ein möglicherweise zu erreichendes, aber fernab liegendes Ziel. Jetzt rückte er selbst ihm immer näher; jetzt war er allmählig vor das aufflackernde Irrlicht gelangt, das im Nebel wogte; jetzt wollte er es auch erhaschen und an der Flamme sein eigenes, warmes Herdfeuer anzünden!

Der erste offene Schritt war jener zu Rosl, auf die Almhütte, die Leute vom Gerichte führend und anweisend. Er hatte die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, den Toni dort zu finden, welcher Nachricht von Allem, was hier vorging, haben mußte! Er hatte sich getäuscht.

Ja, noch mehr, Rosl, durch welche er vielleicht auf Toni wirken, durch welche er bequemer zu ihm gelangen zu können vermeinte, war ihm entgangen. Sie war geflohen, auf eine merkwürdige, ungeahnte Weise, durch Martin's Hilfe, und sie war, wie dieser, seinen Händen entzogen.

Den Grafen hatte er auch auf der Alpe getroffen, wider Vermuthen und gegen seine Zeitberechnung.

Jetzt war sein Name verloren, war der letzte Schein der Redlichkeit gewichen, jetzt tauchte in ihm der

Widerstand, die drängende, rechthaberische Lust am einmal Begonnenen auf.

Jetzt wollte er den Festen, Unbeugsamen und Trotzig in ihm selbst zeigen!

Jetzt wollte er für sich und zu seinem Besten wirken, unbekümmert um alle Andere! Sie sämmtlich konnten ihn verlassen jeden Augenblick, und er mußte sich selbst versorgen, auf sich selbst zurückstützen und nach seiner Art betten!

Keine Zeit war zu verlieren.

Jetzt wußte er Alle mit Rosl beschäftigt.

Jetzt mußte er mit den Jägern den Wilden im Stein, Toni, aufsuchen.

Jetzt mußte er zu ihm dringen, ehe dieser eine Nachricht, eine Ahnung von dem Vorgefallenen erhalten konnte.

Er wußte die Richtung jenes Schlupfwinkels. Die Landleute hielten von jeher nicht so strenge gegen einen von Ihresgleichen mit Andeutungen über das Geheimniß zurück, aber keiner mochte von jeher einen armen Burschen im Berge verrathen. Petermichel umschlich das Geheimniß. Er drängte sich ein.

Hatte er doch früher selbst manch' feisten Braten des von Toni geschossenen Wildes gekostet und sich wohlschmecken lassen! War er doch auch einmal mit Toni zusammen im „Höllensloche,“ in der Höhle des

Höllnbauer-Gutes hinter Lauffen, wo Martin seine Getreuen um sich versammelt hatte, sie beim Grubenlichte um den Schatz beteten und schürften.

Jetzt besprach Petermichel mit den Jägern, welche unter seiner Führung und zu seinem Schutze vom Amte ausgesendet waren: sofort auf die Spur Toni's zu gehen und mit ihm zu eilen! Keine Zeit war zu verlieren. Wenn man den Wilden im Stein haben wolle, dürfe man nicht zögern! Man müsse sofort gehen, ehe Einer den Weg zu ihm zu machen und ihm Auskunft zu bringen im Stande wäre!

Petermichel sprach eindringend, überzeugend, und es ging um gutes Fanggeld! Am nächsten Frühmorgen waren die Jäger und Petermichel auf dem Wege, in anderer Richtung vom Thale ab, nach der Rettenbachalpe und der „hohen Schrot“ entgegen.

Aber sie gingen bessere Steige als sie Egon gewandert war, sie gingen auch mehr gedeckt und schlichen zerstreut, von mehreren Seiten, um nicht gesehen zu werden. - Petermichel fand noch geschälte Stäbe und wußte demzufolge auch Kreuzlein zu finden, wie einst Martin im Walde.

Er schritt auf sicheren Spuren. Er hatte Mundvorrath mitgenommen, als wollte er Toni Gutes thun, als käme er von Rosl und brächte ihm Nachricht und Kost. Er hatte auch ein Fläschchen mit sich, welches

Feuer in die Adern Toni's gießen und ihn vielleicht in seiner Kraft unsicher machen sollte.

Petermichel verabredete, daß die Jäger immer näher und näher seiner Richtung nachschleichen sollten. Falls aber der Wilderer und Deserteur fliehen sollte – dies berechnete er sorglich – so mußte ja der Fliehende sich einem oder dem anderen Jäger frei auf einem Steine zeigen!

Entweder er stürzt sich dann in die unerreichbare Tiefe, und Mühe und Belohnung sind verloren, oder er entflieht, und das ist noch ärger, ja bedroht die Jäger und den Führer selbst am Leben!

Petermichel war daher beim Auftauchen dieser Frage ganz der Ansicht, man müsse in einem solchen bedrohenden Falle schießen – und dem Sichtbar werdenden auf den Leib kommen! - Die Entschlüsse waren somit gefaßt.

Der Entschlossene wandelte demnach, klimmte, kroch und stieg immer höher und höher in die Wildniß. Stundenweite Wege waren so zurückgelegt. Manchmal setzte er sich müde nieder, und es war ihm doch, als müßte er umkehren. Er sagte auch derlei, halb zögernd, halb eine Ausrede gebrauchend. Aber eine begonnene Sache läßt sich nicht so leicht enden!

Die Jäger waren so weit, und sie hatten Recht weiter gehen zu wollen und ihn zu ermuntern. Er zog

die für Toni gar so freundlich mitgenommene Flasche heraus und begann selbst einen Schluck zu trinken. Er reichte auch sorglich den Andern und hielt sie nur knapp. Aber was abgeknappt war, das gönnte er sich doch wieder. Ein Schluck rann ihm förmlich wie brennendes Feuer hinunter und er schüttelte sich schauernd.

„So,“ sagte er, halb im Scherz, halb im Ernst: „jetzt ist mir der Wilde im Stein über’s Grab gelaufen!“

Die Jäger lachten. „Ja,“ sprach Einer, „wenn Du Dir da vielleicht eines mit Deinem Taschenmesser ins Gestein einhauen willst, dann könntest eins haben!“

„Vergönnt hat er uns den Bissen und den Schluck nicht; das schon!“ sagte der Andere.

Zum Aufbruche aber mahnten sie und es wurde wieder vorwärts gestiegen. Das wärmende Getränk that seinen Dienst und machte Feuer hinter allem Begehren. Es wurde fest angegangen. Mit den überwundenen Anstrengungen wuchs Petermichel’s Zuversicht, in der lautlosen, einsamen Wildniß.

Da – auf einem engen Felsensteige, wo kein Weg für Zweie, ein eisiges Wasserlein aus einem Rinnsale schoß, das von Staudengebüsch überhängt war, hörte Petermichel etwas plötzlich rauschen und brechen! Er sah dahin – ein alter, starker Gemsbock stürzte aus dem Gestein und Gestäude hervor. Und das Thier

rannte nicht in einer Richtung, die Petermichel ungefährlich war, hinweg von den Menschen, nein, es wendete sich mit glühenden Augen gegen den Mann!

Es war ein angeschossener Bock, einer von denen, welche Egon getroffen. Das wunde und wild gewordene Thier hatte sich eben am rieselnden Wasser die brennende Wunde gekühlt. Wüthig und im Kampfe um das Leben, rannte das aufgescheuchte Thier mit blutunterlaufenen Augen gegen den Menschen an – dieser war in Gefahr hinabgestoßen zu werden, von dem engen Steige in den Abgrund!

Er lief zurück, er lief, bis er an eine Stelle kam, wo er ausweichen und auf ein anrainendes Felsenstück springen konnte. Er sprang, geflügelt von der Angst, hinauf und stand ganz frei, nach unten sichtbar.

Im selben Augenblicke fiel ihm das Zeichen der Gefahr ein, das er den Jägern bestimmt, wenn nemlich eine Gestalt hier im Gesteine sichtbar werden sollte, welche fliehend sich zeigt. – Es brach ihm der helle Schweiß aus, und er griff nach dem Hute, um ihn, winkend, zu schwenken. – Da krachten von unten Schüsse!

Die Jäger hatten einen Fliehenden gesehen! Und die gutgezielten Kugeln gingen dem Einen in die Brust, welcher mit einem furchtbaren Schrei niederstürzte, der rings schauerlich wiederhallte! –

*Fünfzehntes Capitel.*

## **Der Sturz der Jaglingklause.**

Die rastlos Leben schaffende Sonne hatte starre Schneefelder der Höhen zum Schmelzen gebracht, hatte segentragende Wolken, an Regen reich, über die Hochgebirge entleert, und die Wasser schossen, stürzten sich von allen Seiten den Klausen zu, welche bestimmt sind, die Fluthen zum künstlichen See anzusammeln, zurückzuhalten und sie endlich, mit einem Walde beladen, von den Bergeszinnen in das tiefe Land rasen zu lassen.

Auf der Jaglingsklause oben im Rettenbachgebirge war ein reges Leben!

Die Knechte standen und sahen mit Stolz und Freude über die Tausende von Klaftern, welche ihr Schaffen aufgespeichert, seitdem sie mit der letzten Sturzfluth, nach dem Frühlingsthauen, Tausende von Klaftern bereits in's Thal gesendet!

Da lagen Wälder übereinander gehäuft, welche von noch weit höhern Zinnen als die, worauf die Jaglingsklause liegt, nur über den eisig gefrorenen Schnee, wie auf einer Bahn, herabgejagt werden konnten.

Da lagen Wälder, von denen jeder einzelne Baum den Fällenden im Stürzen Tod drohte, Wälder, welche mit Lebensgefahr in die Steinrunsen gebracht, über

Hunderte von Klaftern Höhe geschleudert werden mußten und von da noch Stunden Weges, im Wasser, zur Klause zu durchwandern hatten.

Da lagen Wälder, für die es die Zeit eines Menschenlebens bedurfte, um sie nur zugänglich und nutzbar zu machen, aus denen Riesenmaste kamen, die nun stolz auf Meeresschiffen ragen und Welttheile durch segeln! – Wie mancher arme Kerl lag im Grunde, der abstürzte bei der Arbeit, Runsen, Gerinne in den steilen Felsen anzubringen und einzuhausen!

Welcher redliche Schweiß, welche lange Mühe verkörperte sich in den tausenden Klaftern, die in runden Stammblocken, zu „Dreilingen“ (zweimal drei Schuh lange) gesägt, dalagen!

Hinter ihnen tosete und schäumte der See, welcher durch die Ritzen der Klausthore herausdrängte und mit mächtigen Springstrahlen schäumte!

Nach der Mittagsstunde, wenn das Brod und die arme Kost gegessen war, ferne jedes Haushaltes, welchen die Holzknechte zuweilen wochenlang nicht kannten und sahen – dann sollte der Schuß ertönen, welcher das Zeichen gibt, und die Klause sollte geschlagen, das riesige Wasser- Thor den furchtbaren und erhabenen Schauspiele geöffnet werden!

Die Gäste von Ischl wußten um dasselbe wohl. Wiederholt war es angesagt, wiederholt hatten Fluthen



und Regen nicht genügende Wassermenge geboten, jetzt war sie da!

Die Holzknechte hatten, neben ihrer Freude über die vollbrachte Arbeit, auch noch die Hoffnung auf einen fröhlichen Feierabend, von den Gaben der Gäste unten, auf der achthundert Fuß tieferen und stundenlang entfernten Rettenbachalpe.

Auf der Höhe dieses Berges hier unten, noch über der Hochwiese, woran sich die Rettenbachalpe lehnt, befanden sich die Gäste und sahen auf den tiefen Einschnitt, welchen der Rettenbach in Erde und zackiges Felsgeklüfte gerissen, starrten hinüber auf die schroffe blaßgraue Felsenwand, deren vorderste Schneide sich noch vierhundert Fuß hoch, von ihrem Standpunkte, mit Riesengewalt emporstreckt. Indem sie sich auch noch rechts wendet, giebt sie, im Winkel, dem Sturzbache einen Weg, welchen er rastlos herabjagt.

Aber jetzt geht er noch seinen gewöhnlichen Weg. Er ist nur das überrieselnde Wasser der Klause und einiger tieferen Güsse. In stets gleicher Weise schüttet er sich im Bogen über die oberste Felsenkante, springt von Stufe zu Stufe, schäumt schneeweiß auf, plätschert und zischt und grollt über das Gestein hinweg, bis in die geradehin, abschüssig liegende Bahn zwischen dem Felsgeklüfte.

Die Gäste hatten sich die gegenüberliegende Berglehne zur förmlichen Arena gemacht.

Die Lehnen des Gesteines, das Wurzelwerk bildeten Stufen, auf denen, wie in einem wunderbaren Schauspielhause der Natur, die Gäste, mit bunten Kleidern, im grünen Moos und zwischen Bäumen und Gesträuchen saßen. Ein hübsches Bild!

Die Holzknechte hatten auch „Tannengrasset,“ Tannenzweige als Sitzteppiche rings ausgebreitet.

Einzelne Gäste und darunter besonders Frauen hatten sich auf vorragende, fast überhängende Stellen gewagt, um das Schauspiel besser zu sehen. Dies gab recht hübsche, bewegte, abwechslungsreiche Ansicht und ließ mancher Gestalt, manch' jungem Gesichte gar so gut! Und nicht nur die städtischen Gäste, auch das Volk, Buben und Mägde und Alte kamen herbei, den beschwerlichsten Weg, denn sie lieben ihre Natur und hängen an deren Großartigkeit, an deren Reizen, mit ewig frischer Freude!

Ein Herz war unter den Zuschauern, welches mit diesem Feste und eigenartig erhebenden Schauspiele Abschied nahm von dieser Natur, seiner Freiheit, vielleicht seinem Leben!

Der Toni war herabgekommen. Verwildert, wie er geworden, bärtig und den Hut über die Stirne gedrückt, konnte er erwarten, daß ihn Niemand kenne,

bevor er sich an der rechten Stelle nicht selbst zu erkennen geben werde.

Er hatte den Pfarrer hieher bestellt und ihn bitten lassen, auf einen armen Sünder zu harren, welcher sein Gewissen erleichtern wolle und sich ihm am weißen Jägerhause zu erkennen geben werde, wenn die Leute heimgingen.

Der Toni stand hinter einem Baume, nahe dem Absturze und dem Rinnsale im Felsen, und harrete mit Herzpochen.

Die versammelten Gäste sahen nach den Uhren und sagten sich es gegenseitig:

„Jetzt ist die Zeit!“

Feierliche Stille herrschte mit jedem Augenblicke mehr – das Geräusch, das lebhaftes Schwätzen und Plaudern verstummte, die Menge schwieg und sah empor zu dem immer schäumenden, stürzenden Bach.

Da ertönte, von dem Wachtposten hier unten, der Schuß!

Einzelne schrien erschreckt auf. Das Lachen ward fast ängstlich unterbrochen. Höher reckten sich die Häuse – aller Augen waren nach einem Punkte gerichtet. Die Herzen schlugen voll Erwartung.

In den Bergen oben tönte und wiederhallte ein entgegenger Schuß! Noch änderte sich nichts an dem immer gleichen Bache.

Und ein dritter Schuß folgte! Athemlos harrte die Menge. Von der Höhe kam erst ein Hauch, ein kalter, immer stärkerer, eisiger Druck der Luft, als wäre diese vorwärts getrieben. Ein Harzduften machte sich immer stärker und stärker bemerkbar.

Die Klause oben war geschlagen, die Schleusen waren geöffnet! Die in's Rollen gerathenen Stämme, welche noch immer unsichtbar blieben, trieben und schlugen sich im Treiben die Splinte, die Rinde, ab und splitterten hoch und ferne im Gebirge! Leises Donnern ward von ferneher vernommen. Nicht vom Himmel kam's, die rollenden Stämme sendeten Gruß weitaus und herab! Näher und näher, stärker und rascher donnerte es. Der Sturzbach trübte sich vom Weißen immer mehr in's Braune und Tiefbraune, er riß den Sand, das Bröckelgestein, die Splitter vor sich her, für sein Riesenbeet, und schwoll und schwoll.

Kaum athmete die bange Menge! Jetzt plötzlich kam ein Block auf der höchsten Höhe, über die Kante, im weiten Bogen, geschossen und verschwand im braunen Gischt! Ein Aufschrei geht durch die bange Menge, wie aus einem Munde: „Es kommt – Ah!“ Ein zweites, drittes, viertes Stamm-Scheit springt hoch auf, kreiset wie eine Walze in der Luft, überschlägt sich wie ein Rad und begräbt sich in die immer stärker schwelende schäumende Fluth.

Jetzt sind die Donnerkeile da, sichtbar! Zu Bergen angehäuft, stürzen sie in die Wasserberge. Wolken von Wasserschaum und Staub fliegen auf, die Berge und der Boden beben vom Schlagen und Stürzen auf Felsen.

Das Auge sieht nur eine wilde, untergehende Welt – man möchte sich an dem Nächsten, an dem festgewurzelten Baume und Felsen klammern, um nicht mit hingerrissen zu werden! Die Luft ist erfüllt vom Harzdufte und dem Nebel, welchen das stäubende braune Wasser ausbreitet.

Kalter Schauer rieselt, trotz Sonnenschein, durch die Glieder, und der blitzesrasch vorübereilende Anblick verkehrt sich, allmähig, dem starrenden Blicke wunderbar! Nicht mehr ist es dem Auge, als ob die gelb glänzenden, nackt abgeschlagenen Stämme zur Tiefe kämen; nein, das schäumige, wallende, erdfarbige Riesenwasser nimmt eine Stetigkeit an, es scheint aufwärts zu ragen, es besteht aus erdfahlen, dampfwallenden Vulkanen, die sich überragen; sie werfen die Blöcke aus sich heraus, schleudern sie empor, daß sie sich mehrfach in der Luft überstürzen, daß sie klingen wie Glas an den Felsen und brummen wie Riesensaiten und grollen wie Donner!

Vergebens bestreben sich die in der Luft fliegenden Rundbalken, von den dampfenden Vulkangiebeln

hinwegzukommen, sie fallen immer wieder in den Krater zurück und werden unsichtbar –bis ein Rest ausgestoßener, nacktgelber Baumleiber unten in den Wildfluthen jagt und woget und wallet und fortrollet und forttönet!

An den Ufern, auf den Felsstücken liegen ausge-  
rungene, regungslose, gestrandete Baumleiber! Die  
braunen Rauchwolken der Vulkane wallen schein-  
bar von Berg zu Bergstufe, immer zur Höhe, die Luft  
ist mit verstäubendem Nebel und Rauch erfüllt! So  
wird das Auge vom Bilde getäuscht, denn das riesige,  
schäumende Sturzwasser und die donnern den Hölzer  
kommen von oben, aus den Felsen!

Mitten in dem bewunderten Schauspiele und der  
lautlosen Stille der Menge, ertönte plötzlich ein Auf-  
schrei! – Frauen, welche an einem hervorragenden  
Punkte gestanden hatten, kamen in's Gleiten, ein Erd-  
und Steinstück rollte unter ihnen ab – zwei der Frauen  
blieben auf dem Rasen zurück, klammerten sich, die  
Eine kam dem Holze und dem Sturzbache nahe – er  
riß sie hinab und hinein – ein allgemeiner Entsetzen-  
saufschrei gellte von den Stimmen der Menge in die  
Luft!

Die Kräfte schienen erstarrt.

Keiner rührte sich noch vom Flecke! Die gesunke-  
ne unglückliche Frau batte einen Schrei ausgestoßen,

sie trieb fort in den sie überrollenden Blöcken! Da stürzte Toni von seinem Standorte sich in den reißenden Bach, in die Wellen und das Gehölze.

Er erfaßte die Frau, umklammerte sie und stemmte sich gegen einen Felsenzacken, hielt sich mit Riesenkräften zwischen den Stämmen!

Ein aus der Luft, im Bogen herabstürzender, wie im Radschlage sich drehender Block, traf ihn im Nacken – er stürzte, er sank!

Andere Landleute, Holzknechte, hatten Muth bekommen – sie waren hinzu geeilt, und sie hielten bereits die Ringenden, sie holten beide Menschen heraus.

Die Frau war – Gräfin Kühns – sie lebte und lag mit geschlossenen Augen, in Ohnmacht. Toni's brechendes Ange starrte offen, aus dem gesunkenen Kiefer stöhnte schwer ein röchelnder Athem.

*Sechzehntes Capitel.*

## **Elternleute.**

Im Schweiß gebadet, war Egon im Schachte zurückgeblieben. Im Augenblicke der Flucht Martin's mit Rosl, war er diesen, von der Alpe in den Schacht nachgeeilt, um sie in Noth, selbst mit aller Gefahr zu vertheidigen und ihre Flucht jetzt zu schützen!

Finsterniß deckte auch ihn ringsum. Die eisige Luft der Bergkammern, der tropfenden Wände und des unter der Gestängbahn rinnenden Wassers wehte ihn an – er fühlte im heftigen und schweren Athem plötzlich, wie es ihn schauerte!

Die durchwachten Nächte, die rastlosen Wege über Berge und Thäler, vollends das Messen der Kraft mit Toni, das Ringen um Leben und in naher Todesgefahr, hatte ihn erschöpft, und er fühlte immer mehr sein Zusammenbrechen.

Schauernd, fieberisch zuckend bis ins Mark, kehrte er um, aus dem Schachte hinaus, dem Tageslichte entgegen. Und mit Noth schleppte er die immer matteren, bleiernen und schmerzhaft sich streckenden Glieder den Berg abwärts, bis er heimgefahren werden konnte.

Da nützte der brennende heiße Aufguß auf Kräuter nichts, Egon lag, war matt und siech. Allmähig nahm die allgemeine Abspannung der Kräfte mehr und mehr zu, die Farbe der Wangen wich, der Ausdruck des Auges – es war ein Leiden am ganzen Sein und Wesen – ein schleichendes umfangendes Uebel – es zehrte am Leben!

Der Mutter ließ Egon zuvor kein Wörtlein sagen. Sie weilte bald in Aussee, bald in Gmunden am schönen See, den der Traunstein so majestätisch überragt und wo die reizenden Landhäuser am Ufer stehen,



oder bald in der Gosau, das herrlichst denkbare Thal, in das die Donnerzacken ragen.

Die Gräfin Mutter hatte die Absicht und wohl Recht, nahe und doch nicht immer zugänglich und ihrem Sohne Rede stehend zu sein.

Doch der Unfall in der Nähe der Rettenbachalpe, im Wildwasser, brachte sie in ihr Landhaus. Sie lag zu Bette, und die herbeigeeilten Aerzte erklärten bald daß, zum Glück, keine starken Verletzungen stattgefunden hätten und die Erschöpfte allmählig, bald, in der Ruhe genesen werde.

Vor Egon wurde das Trübe verschwiegen. Er, der Sieche, sowohl siech im Gemüthe als am Leibe, mußte geschont und nicht erschüttert werden. Die Gräfin saß bereits im Lehnstuhle. Das blasse Gesicht sah tief, tief leidend aus, umgeben von dem Blau der schwellenden Lehnen. Die braunen, feinen Augenlider der Frau waren halb über das Auge gesenkt, das nur zuweilen in das frische Grün des Gartens hinaussah.

Sie war auf dem Rollstuhle bereits an dem Bette ihres Sohnes gewesen, und die mütterliche Liebe gab ihr Kraft im Leide, um es mehr zu verbergen, als sie es fühlte. Egon war stille, blaß, ein träumerisches Etwas war über sein ganzes Wesen gekommen, als läutere oder begrenze sich sein Geist, als wäre er reinerem,

höheren Leben näher, als diesem schweren, irischen Jammer!

Gisela saß zuweilen an der Seite der Frau und lehnte ihre Stirn liebevoll an dem Arme der Mutter Egon's. Gräfin Kühns saß in ihrem Lehnstuhle. Manches, das sie gerne zum Stillestehen bringen mochte, war wie ein Rädlein im Rollen und nicht mehr zu erlangen. Sie saß und träumte und sorgte so vor sich hin.

Da wurde ihr ein Bauernpaar angemeldet. Sie hatte strenge aufgetragen, ihr jeden Kommenden zu melden. Sie ließ die Leute ein. -

Der Erlzauner und die Erlzaunerin waren es, die kamen.

Die Gräfin nickte, hob die Augen und frug mit stummer Miene nach ihrem Begehren. Die Alten sagten erst ihr „Grüß Gott!“ dann nahm der Alte sich ein Herz und sagte:

„Frau Gräfin, wir haben wohl gehört, daß Ihr recht krank wart und daß es Euer Herr Sohn noch ist, aber daß es Euch schon kräftigt, und da sind wir gekommen, vom Herzen zu reden, wie wir schon lang gegen Euch und wegen Eurem Herrn Sohn möchten. Verzeiht, wir sind gekommen, Euch als alte Leut', die nimmer lang zu leben haben, ein Wörtl' in Ernst und Redlichkeit zu sagen! Meint ja nit, Frau Gräfin, daß wir es gern sehen, wenn Euer Herr Sohn unser ar-

mes Dirndl heirath‘! Was soll das uns, die wir mit so hohen Leuten nit umgehen können? Und wenn Ihr, Frau Gräfin, das ganze Salzkammergut voll Schätzen habt, wie kann das uns aufwiegen, daß Ihr Rosl von uns nehmt und sie in die weite Welt führt? Haben wir einen Augenblick Ruhe und Freude noch gehabt, seitdem Euer Herr Sohn in die Hütte zu unserer Tochter getreten ist! Haben wir nit Jammer und Trübsal erlebt? Sind wir nit gebrochen an Leib und Seel‘ und müssen wir nit kämpfen um das, was der Aermste hat!“

Die Alte seufzte und hob die Hände.

„Frau Gräfin!“ sagte Erlzauner. „Nix für ungut; aber wenn der ärmste Bursch mein Eim (Eidam) werden will, so kommt er, mich bitten, und wir haben einen Sohn und Schwieger und Schwäher dazu! Was ist’s mit Euch? Wir sind verstoßen, verworfen! Nein, nein, Frau Gräfin, mein‘t nit, daß wir dafür sind! Und wir sagen Euch: lieber ein Stück von unserem Leib und Leben, als die Rosl! Lasset die Rosl, lasset sie uns – ja wir bitten Euch, um des Himmels willen, haltet Euren Sohn ab, sie zu begehren.

Nix für ungut! Ich, der alte Erlzauner, bin zu stolz, um eine Schwieger zu haben, die mein Weib bei ihrer Ehre antastet, die mein Kind mir verläugnen, die mein Weib beschuldigen will! Verzeiht, Frau Gräfin, die Red‘ von gemeinen Leuten. Aber nit als Gräfin, mit

wenn Ihr Fürsten, Kaiser und König wäret, möchtet  
Ihr mir lieb sein als Schwäher!

Nix für ungut!

Bitten muß man um mein Kind, und wenn man  
eine Krone hat auf dem Kopf, als wie der Traunstein  
so hoch und breit!“

„Nix für ungut!“ setzte er hinzu und wollte sich  
wenden.

„Nir für ungut!“ sagte die Erlzaunerin weich.  
„Aber wir können Alle bald sterben, Ihr so gut wie  
wir, und da soll Keins von Erden weg in den Himmel  
hinaufgehen mit einem falschen Glauben! Und jetzt ist  
Euer Sohn krank und Ihr könnt bald sehen, daß Ihr  
ihn fortbringet. Wir thäten Euch bitten darum, recht  
schön bitten! Aus den Augen, aus dem Sinn, wird es  
bald bei ihm heißen!“

„Nix für ungut! Aber ehrlich gesagt, Frau Gräfin,“  
sprach wieder der Erlzauner, „Ihr wißt ja so gut um-  
zugehen damit, die Leut‘ fortzubringen – thut’s, thut’s  
mit Eurem Sohn! Ein armer Vater bittet nun für seine  
Rosl darum! Wir werden dann Ruhe haben, und die  
letzten wenigen Täg‘, die noch zum Leben unser sind,  
in Frieden wie bislang beschließen! Das haben wir sa-  
gen wollen vor Euch, damit Ihr wißt, wie es zwischen  
uns steht, wie es uns um’s Herz ist und wir es meinen!

Aber nix für ungut!“

Die Gräfin hörte stumm, ihr Herz pochte, ihr Stolz war gedemüthigt vor solchen Leuten. Die schlichte Wahrheit hatte gesprochen. Ehe sie sich Worte zu-rechtgelegt, Worte, nach denen sie zu suchen hatte, trat der Diener ein und meldete:

„Der geistliche Herr!“ Die Gräfin winkte, ihn ein-treten zu lassen.

*Siebzehntes Capitel.*

## **Kranke und Gesunde.**

Gisela hatte die Gräfin Mutter gesprochen. Sie hatte auch den, aus der Ferne zu Egon sorglich herbei-gerufenen Hausarzt um ein vertrautes Wort gebeten – und dieser sprach von Gefahren, deren Ernst er nim-mer verschweigen dürfe! Seine Medicinflaschen, seine Pulver, seine alte Praxis wollen nicht mehr helfen, sie seien zu Ende!

Er erhalte den Patienten noch künstlich, in der sorgfältigen Bewahrung geschlossener Räume, in gemäßigter Luft und halbem gedämpftem Lichte, wie eine kostbare Treibhauspflanze! Der Kranke könne vergehen, sich verzehren am Eigenen wie eine Kerze und verlöschen! Möglich, daß hiezu noch ein Leid beitrage, für das die Kunst kein Mittel gefunden – das Herz!

Und Gräfin Gisela nahm die Zuflucht zu dem, was die Frauen immer tröstend besitzen, zu Thränen. Sie weinte vorerst ihr betrübtes Herz aus. Sie wußte, daß hier kein Schwächling gebrochen war und zusammensank; sie wußte, daß ein starker Geist, ein kräftiger Leib dem Wirken, den Mühen gegen Gefahren, gegen innere Kämpfe erlag! Männern gegenüber hätte der Mann stehen gekonnt; sein geliebtes Wesen vermochte er hoch zu halten und zu retten; aber was konnte der kühnste, der gestähltteste Mann gegen – seine Mutter?

Ehrfurcht und Zorn, Grimm und liebevoller Dank lagen im Streite. Sie hatten an einem Herzen genagt, das sich ihrer wehrte, an den Fäden eines Gehirns gezerrt, das genug duldete und aushielt!

Ueber den kräftigen Mannesleib war nun das Siechthum gekommen, die Krankheit, geholt im eisigen Bergschachte – und da erst brachen alle Kräfte zusammen, da erst fachten die inneren Stürme die düstere Flamme des Siechthumes an, daß sie den Bau durchwüthete und ausbrannte – vielleicht ganz in Asche legte! Gisela weinte so recht schmerzhaft, aus tiefstem Herzen, und aus dem Meere der Thränen schien das Morgenroth des Hoffens und der Tröstung sich emporzuheben.

Sie war nicht mehr die Braut Egon's, sie konnte aber, in wahren Adel, seine Freundin bleiben!

Nachdem sie ihre Thränen getrocknet, die sie in einer stillen Laube des Gartens geweint, wollte sie zu einem der Badesärzte eilen. Die Gräfin Mutter saß nahe dem Gartengitter und sah und grüßte der lieben Gisela nach.

Als diese aus dem laubumrankten Gitter heraus trat und die Pforte hinter sich ins Schloß fallen ließ, da erhob sich vom Ecksteine an derselben, ein altes Weib. Es hatte einen leichten Tragkorb auf dem Rücken und trug ein Büschlein seltsamer grüner Kräuter in Händen.

Gisela glaubte eine Bettlerin vor sich zu haben und suchte nach einem Geldstücke.

„Beilei‘! vergelt‘s Gott!“ sagte die Alte, indem sie sich mit der freien Hand auf den Stock stützte, und indem sie die andere mit den Kräutern abwehrend zurückzog.

„Beilei‘ nit! – Aber, mit Verlaub, bist Du das Weib oder die Schwester von dem jungen Herrn, welcher da drin krank ist?“

„Und was wollt Ihr?“

„Mich dauert der arme junge Mensch so, und wenn er auch wer hoher ist, wie mir Einer gesagt hat, das schad‘t nix, es werden ihm meine Kräutl‘ doch gut thun! Siehst, er hat mich einmal im Gebirg getroffen, und da hat er mir so recht lieb und gutherzig auf den

Weg geholfen, da hat er mich so beschenkt, daß ich ihm wieder gern ein Gut's gethan hätt. Aber ich hab's nit können. Ich hab' ihn da herein, in das Gitter gehen gesehen, und hab' dann gehört, daß da Einer recht krank ist. Er könnt's wohl sein; und wenn er's ist und es steckt ihm was in den Gliedern, so soll er nur das nehmen, und er wird so gesund wie der Hirsch im Wald. Geh', ich bitt' Dich schön's Frauerl, gib ihm das! Ich bitt' Dich, recht schön!“ sagte sie rührend und aus zischelndem Munde.

„Und glaub' ja nit, ich möcht' was dafür, und greif' nur mit in die Taschen, um mir was zu geben, beilei, ich darf's ja nit nehmen, denn das Kräutl' hilft nur um ein ,gelt's Gott! und den darfst sagen! – Geh', nimm's; und wenn ihm damit geholfen wird, so hab ich wieder ein Glück, wie beim kleinen Enkel-Buben von der blinden Dorl, und ich hab doch ein Dank gegeben für das Gute, das er mir gar so lieb gethan!“

Gisela sah ihr in die treuherzig-alten grauen Augen, und indem sie einen Blick über das Gitter warf, hinter welchem ein stolzes Frauenherz die Worte gehört haben mußte, feuchteten sich ihr die eigenen Augen recht stark.

„Bist Du das Frauerl, oder die Schwester?“ frug die Alte nochmals.



Gisela antwortete auf diese Frage nicht, sie sagte nur: „Geb‘ mir die Frau das Kräutl‘, und ich will schon gut dafür sorgen!“

„Willst das?“

„Gelt’s Gott!“ fügte Gisela, des kindlich frommen Begehrens gedenk‘, mit innigem Ausdrücke hinzu,

„G’segen’s Gott! Tausend schön‘ Dank! Bleib nur recht gesund, und wenn Dir einmal was sein sollt‘, so frag‘ nur um die Wurzgraber-List und sie werden Dich schon zu mir führen. Bfhüt‘ Dich Gott, und grüß‘ und bedank‘ mir schön den jungen Herrn. Er kriegt dann auch noch einen Enzianer von mir. Recht gut bekomm’s ihm!“

Damit ging das alte Weib, gebeugt unter seiner Bürde vorwärts, glücklich, eine Dankesschuld abgetragen und doch noch ein Gutes in seiner Kümmerlichkeit gethan zu haben.

Gisela eilte einige Schritte zurück in den Garten. Sie legte das Kräuterbündlein in den Schooß der Mutter, mit wehmüthig lächelnder Geberde und indem sie ihr in die Augen sah – dann eilte sie, ohne ein Wort zu sprechen wieder hinweg.

Der fromme, kindliche Sinn der Wurzelgräberin konnte allein nicht helfen.

Gisela begab sich, dem Hausarzte mißtrauend, welcher alle Luft, alles Licht, alle Kräftigung von Egon’s

Krankenlager ausschloß, zu einem Badearzte. Und dieser meinte, wohlbedacht: die alte Schule und die neue seien im Streite – die Hausärzte und die Badeärzte seien es immer.

Eine ganz entgegen gesetzte Behandlung, Wagnisse bedürfen Vertrauen, und das Vertrauen sei eine Gabe, wie der Glaube, der im Herzen wohnen müsse!

Jenes und dieser, beide rechnen auch mit unsichtbaren Mächten!

Die Worte waren nur zu sehr wahr. Und Gisela sah betrübt, daß sie nicht nach eigener Eingebung handeln dürfe.

Das schlichte, arme Weib aus dem Volke mit seinen Kräutern, seinem festen Vertrauen und seiner Hilfswilligkeit, hielt sich immer vor ihrem geistigen Blicke gegenwärtig. Gräfin Gisela sann rastlos nach. Dann reifte der Gedanke zum Entschluß, dann fuhr sie an den See, ging in die Hütte des Erlzauner und bat und frug, ob denn nicht Rosl zu finden wäre? Vielleicht könnte ein Trostwort von ihr, ein heimliches Hinzutreten an das Bett des Kranken, ihn erfrischen, ihn aufrichten. Vielleicht, daß die Liebesflamme noch einmal aufleuchte; vielleicht sei die Liebe auch noch Arzt – das wunderbarste Heilmittel, und ein sieches Herz würde im verkümmern Leibe genesen!

Aber die Alten waren unerbittlich und wollten von nichts hören! Ihre Sorge schloß das Mißtrauen an eine angelegte Falle nicht aus.

„Und,“ sagte der Erlzauner frei aus, so wie er's verstand, „die Rosl ist keine Wurzgraberin, kein Kräuterweib und kann nit helfen!“

Doch Rosl wußte und dachte mehr. Sie hatte gehört, daß Egon krank sei. Und als er sie nicht suchte, da sagte es ihr das Herz, da deutete es ihr Sinnen, daß er recht, recht krank sein müsse! Sie fand nicht Ruhe und nicht Frieden. Aus ihrem sichern Versteck kam sie mit Martin hervor, und sie wanderten weite Strecken, damit Rosl über den Gartenzaun steigen und an's beleuchtete Fenster, nächtlich, treten, hineinsehen, lauschen, Egon's leise Stimme hören und draußen in ihr Busentuch heiße bittere Thränen weinen könne!

Der Martin schlich auch abwechselnd hinzu und sah sich den Patienten an, und schüttelte das Haupt. Dachte er an Tod, an Genesen und Auferstehen? Er erinnerte sich an manch' heilsam Kräutlein, das die Wurzelgräber suchten und brachten, aber auch an eine Person, welcher nichts mehr helfen wollte, weil das Herz nicht mithalf, der man alle Kräuter und Tränke der „wissendsten“ Männer und Weiber in der ganzen Gegend gegeben, und die doch mehr an Leiden des Gemüthes starb, als an denen des Leibes.

Und er erinnerte sich auch gehört zu haben, daß gerade, je kräftiger der Leib, desto herber derselbe erfaßt werde! Und die Beiden besprachen sich, flüsternd, hinter dem Zaune. Und einen der nächsten Abende, als es still und lauschig rings um das Landhaus war, als die Heimchen im Grase zirpten und die Sternlein aus dem blauen Himmel blitzten, der ganze breite Weg der Sternlein am Himmel auch so hell war, daß man fast jeden einzelnen der kleinsten zählen konnte – da pochte Rosl, mit sanftem Finger, leise an eine Scheibe und streckte ihr Gesicht hin.

Und sie drückte und versuchte, ob der Fensterahmen nicht nachgebe. Das war richtig so – und sie schlug die Fenster auseinander und sie sah hinein, in die Dämmerlichte. Wie ein Traumbild schien es dem Siechen!

Er wußte nicht, ob er wache, und ob dieser paradiesische duftige Hauch, den er plötzlich athmete, von der wunderbaren Erscheinung ausströme! Er athmete hoch auf, in dem Strome frisch würziger Luft, in dem wunderbaren Hause der Freude und jenem, welchen er fast von der wunderlieben Erscheinung ausgehend wähnte. Er fuhr mit den Händen unwillkürlich über Augen, Stirne und wogende Brust. Ehe er sich fassen konnte, da war die kräftige Dirne über das Fenster gesprungen, kniete an seinen Bette und verdeckte mit

ihren schließenden Lippen den Mund, welcher vielleicht einen Freudenaufschrei erheben wollte!

Egon schlang seine Arme um sie, und ihm war's, als legte sich ihm die ganze frische, selige Alpenwelt, der blaue Himmel selbst an seine Brust – er leuchtete ja aus ihren Augen! Sie aber erhob sich wieder, legte einen Finger an ihre schwellende und kühn gespitzte Lippe, als drücke sie das Siegel auf ein Geheimniß. Dann schlang sie die Decke fest um ihn, um fing ihn mit ihren Armen, und mit ungewöhnlicher Kraft hob sie ihn empor.

Er hing an ihrem Halse!

Wenn es gegolten hätte, unter seiner Last zu sterben – sie hätte von dem Versuche nicht abgelassen, ihn zu tragen!

Egon flüsterte: „Dort, dort!“ Sie wendete sich zu einer Tapetenthüre, die sie erblickte, sie schritt noch durch einen kleinen Vorsaal, die Helle der Nacht zeigte ihr, durch den Bogen desselben, den Weg – da standen die Flügelthüren offen – und sie schritt mit ihrer süßen Last hinaus in den Garten.

Da kam Martin entgegen, und sie ließ sich die Last, welche Martin stützte, nicht rauben bis an den Zaun.

Dort war eine Sänfte aufgestellt – diese war im Nu geöffnet und geschlossen – und fort ging es, fort! Der Alte stieg schwerer, aber dennoch – die Bürde ward

ihm zur Freude. Die Junge hätte jauchzen mögen, daß die Berge zur Mitfreude kämen! Jetzt hatte sie sich ihr Liebstes entführt!

Und hinauf ging es noch zur Rainfalzalpe. – Wenn Egon sterben sollte – so doch in ihren Armen und dort auf ihrer Alpe! Dort gab es auch Gestein genug, zum Hinabstürzen in den Tod! Und so erreichten sie, allen Mühen trotzend, die Alpe – und ein frisches, schneeweißes Bett harrte in der Hütte, mit Tannenreisig und Alpenrosen, Enzian und Speik ganz umlaubt und verdeckt!

Was hier die Natur dem liebenden Sinne eingab – das hatte einst einem berühmten Arzte das Denken, Ueben und Forschen gebracht. Er ließ für einen rettungslos gehaltenen Greis die Wände sinken, frisches Grün um das Siechen-Bette lauben und ein pflegend Weib an das Lager treten. Der Verlorengegläubte genas in frischer Kraft! Rosl war Arzt und Pflegerin zugleich. Egon athmete Leben – frisches Leben und Gesundheit.

–

Der Morgenstrahl, welcher über die Alpe herein brach, schien üppige Kraft in jedem Sonnenstäubchen zu wiegen und zu tragen!

Die Wände erstickten ihn daheim, der Himmelsbogen hier ließ seine Brust sich weiten. Aus den Au-

gen, drunten, las er den Tod – aus denen, hier oben, nur Leben, frisches Leben!

Und im warmen Sonnenscheine lag der Genesende, auf dem blumigen Wiesenplane, und sah hinab auf das Thal, auf die fernen, fernen Berge und eilenden glitzernden Fluthen in der Tiefe, wie einst, als er zum erstenmale kam! Gesänge schallten von hüben und drüben zu weilen, es klang so wohligh von Glocken – ein Flötlein war auch nicht immer träge!

*Achtzehntes Capitel.*

## **Rechte Naturheilkraft.**

Lange schien der kranke Graf im Landhause heute zu schlafen.

Der Diener wartete vergeblich auf die Glocke, welche das Morgenzeichen zum Eintreten geben sollte. Eine Stunde nach der andern verrann. Auf leisen Sohlen schlich der Diener endlich, nachdem er die Zeit erschöpft meinte, heran – und er sah und staunte!

Die geöffnete Thüre des Nebenzimmers gab keine bessere Auskunft. Der Diener eilte von Zimmer zu Zimmer, durch suchte das ganze Haus in allen Räumen, nach dem Vermißten – vergeblich! Eine Weile schritt er im Garten auf und ab und forschte an allen

Ruheplätzchen, selbst hinter jedem Busche. – Die letzte Hoffnung war verschwunden!

Es blieb kein anderes Mittel, als die Gräfin Mutter zu benachrichtigen. Sie war erschreckt von dem betrübten Aussehen des Dieners, den irrenden Augen, den stotternden, fast unverständlichen Worten. Alle bösen, bitterbösen Gedanken durchzuckten zuerst das getroffene, das sorgende Herz der Mutter.

Aber es giebt keinen Schmerz, der nicht, wie der ärmste Baum, doch ein Blüthlein des Trostes für sich hätte. Dann mußte die Mutter im Leide doch lächeln, mir ein Wörtl' verzeihen. konnte sie ja doch ihren Sohn, um süß zu wännen, daß er noch leben und nur verborgen sein müsse! Sie gedachte seufzend, was sie den Erlzauner's gethan.

Und Gisela schritt durch den Garten herbei, um zu fragen, wie es im Hause gehe!

Als sie hörte, was vorgefallen, da staunte sie wohl. Aber ihr Staunen war keinen Augenblick schmerzhaft. Das Herz, welches geliebt, ahnet die Liebe! Sie lächelte und versprach die Mutter zu führen, dorthin, wo der Sohn sei.

„Und wär' ich Rosl,“ sagte sie, „ich hätte ihn auf die Alpe getragen! – Wir wollen sehen, ob er nicht zu finden, erblühend wieder, bei der Alpenrose!“



Wie das Frauenherz gesprochen, so war es auch. Welch' ein Wiedersehen! Egon hatte sich bereits in das Gewand eines Mannes dieser Heimath-Gegend geworfen, das ihm Martin aus des Bergschaffers Hause brachte, und er saß, auf einen Stock gestützt, gekräftigter, als er es in Wochen, vielleicht je, unten geworden wäre!

Er streckte seine Hände der Mutter entgegen, die allein kam. Gisela hatte – nahe der Alpe, einen andern Weg in den Wald genommen. Beschämt erglühend stand Rosl. Aber trotzdem war sie gefaßt, zu vertheidigen und etwa einer Gefahr abermals zu widerstehen!

Doch die Gräfin, nachdem sich das Mutterherz vollends befriedigt, ließ den Arm mit dem Tuche von den thränenfeuchten Augen sinken – sie breitete beide Arme – sie stürzte dem Alpenmädchen entgegen und rief:

„Rosl, liebe, liebe Rosl!“ Diese sank demüthig auf die Knie, zu den Füßen der Mutter, in den blühenden Grund, und empfing gesenkten Hauptes den Kuß auf die Stirne. Sie weinte auf die Mutterhände, die sie küßte. Die beiden so verschiedenen Frauengestalten hatten jetzt viel, viel mit einander zu sprechen, und ihre Gedanken, ihre Worte betrafen nur eine und dieselbe Sorge.

Sie dachten so verschiedenartig, und doch fanden sich die Gedanken, von den fremdartigsten Wegen, auf dem einen Punkte getreulich zusammen.

In den nächsten Tagen saßen sie beieinander, an der Hütte. Würde und Schlichtheit im schönsten Gegensatze. Egon schlummerte in den Blüten.

„Schau,“ sagte Rosl, „hohe Frau, Du mußt Es liegt mir schon lange auf der Seel‘ und ich hab‘ Dir’s nie sagen können. Jetzt bist Du da, hohe Frau, und Du nimmst’s gerad‘ so gut. Nit wahr? – Nun verzeih mir, wenn ich Dir’s sage, und der Herrgott sieht mir ins Herz, daß ich Dir nur Wahres sage! – Siehst, Du könntest meinen, ich möcht nur Deinen Sohn und hab‘ ihn gern, weil er etwas in der Welt, gar ein Graf ist! Und ich hätte mein Lebtag‘ nit geglaubt, nur zu einem gewöhnlichen Stadtherrn aufsehen zu dürfen. Wenn ich ein Leid hab‘, so ist’s nur darum, weil er ein so hoher Herr ist! Sag, schadt ihm das nit und bringt ihn doch zuletzt um sein Ansehen, wenn er mit einem so gemeinen Dirndl, wie ich bin, umgeht und eine ernstliche Liebschaft hat?“

Die Gräfin schwieg und sah das schöne Mädchen, dessen Wangen erglühten, an.

„Rede nur weiter,“ sagte sie endlich. „Ich hab‘ mir schon gewünscht, daß es heraus käm‘, ich wäre etwas Besseres. Aber wenn ich’s eine Weil‘ überlegt‘, so war’s

mir wieder, als verlier' ich mein Mütterl' und mein Vaterl, und es ging' gar nit in rechten Ehren, und das hätt' ich nit mögen, nit um die Welt! Nein, nein! Aber sieh, Gräfin, wenn Du mir sagst, das macht meinen Sohn in seinem ganzen Leben nimmer glücklich, so kriegt er mich nit, von mir allein aus, und wenn er mich wie der holen ließ' durch alle Jäger im Land! Du weißt ja, wie's mir schon so ein Bißl' gegangen ist. – Ich hab' ihn jetzt gesund gemacht und beim Leben erhalten, das ist für meine Lieb' genug, so lang' ich nur ein Aug' offen haben werde! Eine Dirn', die Sommer lang in einer Alpenhütte allein leben kann, die kann schon etwas und kann für sich allein in der Welt stehen, ohne Alles! Ohne Alles!“ sagte sie mit Nachdruck und schwieg ein Weilchen.

Dann begann sie wieder:

„Sieh', wenn ich mir so denk', Du möchtest mich nit und wirst Dich immer schämen wegen meiner vor den Andern, da möcht' ich von Dir und Deinem Sohn davonlaufen, wie vor einem bösen Blick, so weit ich nur kann! Denk' nix Schlechtes dabei. Aber sag' mir, ist's nit so? Wird es Dir nit eine Unehr' sein, mit mir unter einem Dach zu leben und vielleicht gar zu sagen: Das ist meine Tochter? O mein Gott! ich weiß, ich könnt' Dir die Füße küssen und Dich auf Händen tragen, wie den Egon, aus Dank für Deine Liebe! Aber

ich weiß ja, Du magst mich nit! Und Du hast Recht, ganz Recht, ich verübel's Dir nit. Glaub' ja nit, ich wär' Dir böß allwegen dem, was Du an mir gethan. Hast Du's doch wegen Deinem Kind gethan und mit aus bösem Herzen. Der Herrgott verzeiht Dir's, wie ich! – Aber sag', ist's wahr, Du kannst mich küssen und mich so lieb bei meinem Namen nennen, weil ich nichts Schlechtes und vielleicht ein wenigl' Gutes gethan? – Aber das ist nit genug und macht die ganze Welt mit anders! Du mußt mit der andern Welt leben, Du bist eine gar hohe Frau, und nit mit mir! Sag' es nur grad' aus, ich thät' ganz wohl und dem Egon einen rechten Gefallen, wenn ich sag': Ich will nit! Meine nit, ich hätt' das gleich thun können; aber jetzt erst bin ich's inne worden; ich mein' nämlich, ich hab' den Egon noch nit so gern gehabt wie jetzt, und grad', weil ich ihn so zum Sterben gern hab', d'rum kann ich jetzt Alles für ihn thun, wenn ich auch leben bleiben und dabei zu Grunde gehen muß! - Sag' mir das rechte Wörtl'! Ich weiß wohl, daß ich und der Egon, wir Beid', mitsamm' schon auskämen und Niemand brauchen thäten, auch nit fragen, ob's ihm recht oder unrecht ist. Aber weil ich jetzt weiß, daß Du jetzt nit als Gräfin reden kannst und unter'm Himmel vor Gott reden darfst, jetzt frag ich Dich, und Du leg' die Hand recht auf's Herz und sag' mir's! Was meinst?“

Ein natürlich Weibesherz hatte zu dem Weibe und der Mutter gesprochen. Ein Weilchen zögerte diese, dann traten ihr die hellen Thränen in die Augen, und während diese über die Wangen schossen, sagte sie:

„Frage nur meinen Sohn und nicht mich – ich bin seine Mutter!“

„Nur seine?“ Ihre Hand zitterte, indem sie ihr eigen Kleid berührte.

„Deine! auch Deine, meine Rosl!“

Die Gräfin fiel ihr um den Hals. Rosl preßte den ersten Kuß auf ihre Lippen und legte dann ihr Haupt weinend in ihren Schooß, wie ein Kind. –

*Neunzehntes Capitel.*

## **Alte Blüten und Blätter.**

Die Mittheilungen, welche der hochwürdige Herr der Frau Gräfin brachte, als die Erlzauner sich entfernt hatten, waren wichtige, bewegende.

Er erzählte von jenem Manne, welchen die Schüsse der Jäger trafen.

Petermichel lag sterbend im Gestein. Einer der herbeigeeilten Jäger kniete neben ihn hin, zog den Hirschfänger aus der Scheide, dessen Griff, Schild und Klinge ein Kreuz bildeten, hielt ihm dieses entgegen und sprach ihm die Worte des Vaterunsers vor.

Doch Petermichel starb nicht sogleich. Er beehrte den Geistlichen, und dieser wurde herbeigeholt, so rasch als Menschenkräfte eilen konnten.

Schon aus der Tiefe des Gesteines hob ihm der Tröster das letzte hohe Gut entgegen, damit er nicht sterbe, bevor er es gesehen, und sprach den Segen. Die Glocke des Meißbuben klang mit zitternden Schlägen ins Gestein empor. Doch rüstig aufwärts strebend, ereilte der Priester noch den Sterbenden.

Dieser verzieh den Jägern, die auf ihn geschossen und bekannte sich als den Schuldtragenden. Was er ferner eröffnete, in stammelnden abgebrochenen Worten, um sein Gewissen zu erleichtern, hatte sich nun der Seelenhirt ergänzt, theils aus eigenen Erinnerungen und theils aus gepflogenen Erhebungen.

Vor einundzwanzig Jahren kam eine junge fein gartete Frau in diese Gegend. Der Erlzauner führte sie die Wege. Sie wollte hier bleiben und unter den Leuten verborgen leben. Der Erlzauner konnte sie in seiner kleinen Hütte nicht aufnehmen, sein Weib mußte Mutter werden.

Die Fremde suchte weiter, und kam an die ferne Hütte Petermichel's, welcher allein war. Hier fand sie Obdach und ein Schmerzenslager, auf dem sie nach Geburt eines Kindes verschied. Petermichel eignete sich ihre Habe an und schaffte den armen Wurm

heimlich in das Haus der verlassenen Kindlein, nach Linz.

Auf die Erlzauner wiesen die letzten bekannten Spuren, welche aufzusuchen einst Graf Kühns, der Vater, erschien. Erlzauner konnte mit redlichem Herzen alle Schuld, alles Wissen von sich weisen. Graf Kühns suchte vergebens.

Er begrub seinen Schmerz in sich und vermied, wenn er von Neuem vergeblich gesucht, immer Jahre-lange die Gegend, welche ihm so schmerzhaft geworden sein mußte!

Als Erlzauner und Martin, welche zusammen aufwuchsen und innige Freunde blieben, nach Jahren wieder den jungen Grafen Kühns erscheinen sahen, erschrakten sie!

Sie meinten fast, den alten Grafen in verjüngter Gestalt wieder zu sehen, wie sie ihn auch einst mit jener Frau gesehen, und sie fürchteten neue Forschungen. Niemand dachte an solche.

Der alte Graf war nun todt.

In seinen vergilbten Papieren fanden sich Namen und Andeutungen.

Im Zusammenhange mit den Ereignissen erinnerte sich die Gräfin deren zuerst. Sie glaubte Anfangs, das Ungelöste benützen zu können, dann aber immer ernstlicher, mit Recht fürchten zu müssen!

Die Erlzauner trugen tiefes, tiefes Leid. – Petermichel war ein blindes Werkzeug zu seinem eigenen Verderben geworden. Das Ende seines Spielens und Trinkens waren zwei Kugeln und der Guß des eigenen Blutes, in welchem sein letzter Athemzug plötzlich schloß!

Von dem Weibe, das ungekannt und ungenannt in ärmlicher Hütte verschied, wußte die Gräfin mehr. Martin und Erlzauner hielten sie für die Schwester des Grafen, die aus einem Kloster gekommen war, denn sie hatten das Wort Kloster wiederholt nennen gehört.

Die Gräfin wußte mehr. Die erste Jugendliebe ihres Gatten! Diese aber hatte ihn verschmäht für einen Andern, der sie verrieth, verließ! Hier, im Oberlande Oesterreichs, auf dessen höchster Höhe, dem viel erstiegenen Schafberge, welcher inmitten von Seen ragt, trafen sich die einst Verbundenen zum letztenmale! Sie nannte als ihr letztes, einziges Ziel das vielgekannte stille Frauenkloster am Chiemsee in Baiern. Sie brach eine Alpenrose, zeigte in die Ferne, wo am letzten Ende des die Erde berührenden Horizontes, im reinen Aether, ein Streif erglänzte, der Chiemsee in Baiern.

Er nahm und bewahrte die Alpenrose. Er sah dann hinab ins Land, sah die Schifflin fahren – dahin! – dahin!



In der Nacht seines Lebens strahlte ihm wieder ein Stern mit mildem Glanze auf – seine eben bürtige Gattin! Er kehrte mit dieser und seinem Knaben an der Hand, wieder in das schöne Land zurück. Liebe Stellen auf Erden leuchten, wie die untergegangenen Himmels-Sterne, noch ein Leben lang, wenn auch der Stern verschwunden!

Er begegnete plötzlich einer herzerschütternden Erscheinung!

Jenes Weib war an der Klosterpforte umgekehrt und irrte! Er suchte sie – sie drängte sich in die Verborgtheit. Sie war gesunken, versunken!

Nie sprach der feinfühlende Gatte zu seiner Gattin darüber. Selbst der Alte, fand noch im vertrocknenden Leibe stets die Thräne! Er schied aus dem Leben. Der Rest der geborgenen Gedanken von Seite der Gattin, deren Erziehung zu schweigen gelehrt, bedurfte seines Tagebuches, das sich in den alten Papieren fand, um ganz zu verblassen, zu vergehen.

Egon fand die Worte seines ersten Entzückens im Lande – seine Alpenrose!

## **Geschichten von Leuten.**

Ein elternloser kleiner Bub', welchen arme Hüttler am See in Pflege nahmen, aus dem Hause in Linz, hatte den Erlzauner immer so mit schwarzen, eigenartig gluthigen Augen angesehen, daß er ihn manchesmal fürchtete, manchesmal liebte, wie eine alte dunkle Erinnerung – und er that ihm Gutes, bis auf den Tag, wo er und sein Weib den großgewachsenen Buben, den Toni, hinweg geleiteten, daß er wieder in's Militär einrücke, aus dem er so wild unbesonnen desertirt war!

Toni und die Rosl waren nachbarlich aufgewachsen. Er hatte immer seine Eigenart und sein jähes Aufzucken, gleich Flammen!

Er lag nach dem Begebnisse an der Jaglingsklause, im Spitale, mit wundem Haupte. Als er erkannt war, wußte auch der Pfarrer, wer der arme Sünder gewesen, welcher ihn gebeten zu kommen, und wer sich freiwillig dem Gerichte stellen wollte.

Toni nahm ihn auch zu Zeugen, vor Allen, daß er nicht gefangen wurde, sondern selbst gekommen sei!

Der Pfarrer versprach ihm, beim Kaiser um Gnade zu bitten. Die Gnade war rasch erwirkt – der Kaiser war in Ischl.

Toni lebte, wochenlange besuchten ihn die Gräfin, Egon, Rosl und alle die Seinen. Er war geliebt von Allen, wie ein Bruder, wie ein Kind – er ward glücklich, um noch im Glücke und erlöset zu sterben!

Martin saß neben seinem Bette und las ihm fromme Lieder und Gebete vor. Er tröstete ihn mit den Worten seines unvergeßbaren Bauer-Exulanten, Josef Schaitberger:

„Ein Pilgrim bin ich hold nun mehr,  
Muß reisen fremde Straßen,  
Doch bitt ich dich, mein Gott und Herr,  
Du wirst mich nicht verlassen!  
Muß ich auch gleich im Elend fort,  
Will ich mich doch mit wehren,  
So hoff ich doch, Gott wird mir dort  
Auch gute Freund‘ bescheren!“

So hatte Martin mit seinem frommen Sinne doch Trost im Leiden beschert, wenn er auch auf Abwegen war. Martin mußte dem Toni versprechen, für ihn ein „Marterl,“ ein Votivbildchen, aufrichten zu lassen. Das that er und drückte ihm die Augen zu. Die Schützen und Veteranen in Ischl begruben ihn, wie einen Soldaten, mit wehender Fahne, klingendem Spiele und

Schüssen über dem Grabe, als wäre er in der Schlacht gewesen!

Grüne Kränze und solche von Alpenrosen, Edelweiß und allen Blüten und Blättern der Alpenwelt, zierten Sarg und Grab.

Auf dem Wege nach Aussee steht auf einem Berge und ist für Wandernde zu sehen, ein Gedenktäfelchen, in frommer Einfalt und Sitte, worauf das Bild eines knieenden Mannes mit dem Kreuzlein über dem Kopfe, und der sich neigende Pfarrer vor ihm. Darunter stehet:

„Zur schuldigen Danksagung gegen Gott und zum ewigen Angedenken für die glückliche Befreiung von der Todesstrafe, durch den hochwürdigen Herrn\*\*, hat der Toni Seehüttler dieses Bild errichten lassen, und im Jahre \*\*\* hat es der Martin Obertrauner wieder neu hergestellt.“

Der Martin hatte seit dem Blitzschlage die Gedanken an die Wünschelruthe und Schatzgräberei aufgegeben. Er sah ein, daß solche Dinge sich mit wahrer Offenheit und frommem Sinne nicht vereinen. Er gab der Erde wieder, was der Erde war. Nur wenn er von gefundenen Gerippen und Werkzeugen in den Schachten hört, da horcht er besonders auf, und man sieht ihm an, was er nieder zukämpfen hat. Er meint immer, gescheidere und glücklichere Leute als er und

die Knechte, werden noch einmal mehr finden und erleben! Er liest fleißig in seinem Büchlein und ist ein stiller Mann, der den Bergleuten, die ihn besuchen, nachdem er in die Gnadenlöhnung gekommen, die alten Geschichten erzählt und allerlei Gutmeinung giebt.

Der Erlzauner kann schon etwas für den Alten thun, welcher seit jenem Gewitter nicht mehr ganz gesund war. Der Erlzauner bekommt auch den Auftrag, für ihn etwas zu leisten, und sie sind viel beisammen.

„Siehst,“ sagte ihm der Erlzauner, „es ist recht gut gethan und wohl gescheid von Dir, daß Du von Deiner frühern Art und Weis‘ so viel abgegangen bist. Ich mein‘, Dein Sinnen und Sagen. Es hat schon seinen Grund und ist gewiß nit verachtbar, wenn man an die alten Zeiten und an die alten Leiden denkt. Aber, ich mein‘, es ist nit gut, wenn man immer und immer an das Alte denkt, um sich ganz abzukränken, als wär‘ s heut und gestern geschehn! – Da muß man wohl im Leiden die Kraft suchen und nur stark werden, wie die Alten einmal stark waren. Das ist recht! Aber das Reden und Jammern ist verfehlt! – Siehst, zwei Kirchen stehen und schauen in den See. Wir fragen Ein’s das Andere nit, wo hinein gehst? Das ist recht. Und so wie die Thürm‘ gleicherweis‘ sich zum Himmel strecken, so wollen wir’s auch mit unsern Herzen halten,

wir schauen hold Beide, daß wir da oben hinauf kommen!“

Der Martin lächelte, ihm unter Schmerz, in das alte, gute Gesicht. Er schwieg. Dann sagte er:

„Ist wahr, aber, Alter – daß es noch eine Weil‘ dauert bis wir dort sind!“

„Aus ists! Ja wohl!“ und sie drückten sich warm die Hände.

Am Allerseelentage schmücken sie sämmtlich, mit zitternden Händen, ein Grab auf dem Friedhofe in Ischl, dort, wo die schönen Landhäuser stehen und man zum Salzwerke emporgehet, auch zur Rainfalzalpe.

Doctor Parker hat nach der merkwürdig großen ausbezahlten Rechnung keinen Grund von Heim gekauft. Er ist mit keiner Köchin und mit keinem Kochkünstler der Welt zufrieden.

Auch die Wirthe von ganz Ischl kennen ihn und erschrecken, wenn er kommt. Es schmeckt ihm nichts! Und das verdammte Zipperlein, so viel er es einsalzt und eindampft und einweicht – es will „nit gar werden!“

Der Rüster, der Schmied und der Häuer arbeiten fleißiger und fester, denn je. Sie wissen, daß man mit Schaffen und nicht mit Träumen etwas vorwärts bringt.

*Einundzwanzigstes Capitel.*

## **Die Alpenrose von Ischl.**

Die Alpe hatte dem Körper das Leben wieder gegeben, das Herz hatte sein Höchstes gefunden, dunkle Fragen hatten sich gehellt, wie ein Bergesgiebel im Sonnenschein, und klar und ruhig lag das Leben vor Glücklichen, wie die Spiegel der Seen zwischen diesen Bergen!

Egon wollte die ganze Natur Zeuge sein lassen, seines Glückes; er wollte sie mit einem Blicke so ganz umkreisen; er mochte sie fast als ein Vereintes in sein Herz fassen! Von ihm ging der Gedanke aus, auf dem höchsten Punkte dieser Berge seine Hochzeit zu feiern.

Das gebührte dem aus des Volkesgrunde zur Standes und Glückeshöhe emporgehobenen Mädchen!

Egon wollte dem Himmel zuhöchst nahe sein, und den reinsten Gottesodem, welcher zu finden, hier erlangen und einathmen. Eine frische Alpenrose ward sein und diese sollte auf der höchsten Zinne prangen.

Das Hochzeitsmahl ward in dem Hause auf der Pyramide des Schafäuberges bestellt, wo Gäste beherbergt und gepflegt werden. Der herrliche Zug, geleitet von zahlreichen mit Alpenblumen geschmückten Führern, schwamm auf Kähnen über den prächtigen

Wolfgangsee und bewegte sich dann theils zu Fuße, theils auf Tragsesseln und Maulthieren empor.

Alpenhütten stehen und grüßen, aus stundenweiten Entfernungen, herbei.

Nickerl war gar schmuck und heiter, als jüngster der Jungesellen!

Bei dem Hochzeitsmahle empfing Egon ein Briefchen:

„Wenn Etwas noch zu Ihrem Glücke beitragen kann, nehmen Sie zu meinem freundschaftlichsten Glückwunsche die Nachricht, daß ich – mit Baron Humbert – mich heute verlobt. Gisela.

Egon zeigte das Brieflein der Mutter. Ihre gerührten Blicke verstanden sich und sie sagten sich, diese edle Seele ist der höchsten Freundschaft werth, und doppelt glücklich ist, wer zur Liebe noch ein Frauenherz erringt, in wahrster Freundschaft!

Die Seelen strebten hinaus ins Freie, in die Unendlichkeit, welche hier sich bietet.

Auf dem Balkon, welcher das Haus noch überraget, standen Egon, Rosl, die Mutter und die Hochzeitsgäste fast alle.

Der Berg schwimmt, wie ein märchenhaftes Riesenschiff, zwischen dem Wolfgangsee, Mondsee und Attersee.



Es war ein herrlicher Sonnentag, so licht und klar, daß man fast vermeinte, das Regen des leisesten Windes, in diesen ruhigen, klaren, himmelsnahen Lüften sehen zu müssen. Der Mensch fühlt sich hier, wie aus seinem eigenen Ich herausgehoben. Es ist nicht mehr die Erde, auf die er tritt, er vergißt selbst das Stückchen Grund, worauf er steht, er sieht nur, daß die ganze Welt unter ihm ist, versunken, vergangen! Keinen Menschen sieht er in den weltenweit vertieften Thälern.

Blasse Wolken gewahrt er dort fliehen, als hätten sie unten einen andern Himmel. Die Berge, zu denen er sonst staunend empor sah, sind hier Hügel, kaum ragend zu finden. Die Stein zacken, die er je als in die Wolken ragend betrachtete, sie liegen hier weit unter ihm.

Er sieht einmal, nicht wie ein Adler, nein, wie ein erdumschwebender Geist, über diese, in diese!

Die Eisgletscher des Berglandes Tyrol, des Pinzgaves, die Alpenfirnen Steiermarks und Oberösterreichs, von hier sieht man sie, sieht sie zusammen gedrückt, gleichsam sich unterordnend, beiordnend, dem Blicke demüthig unterwerfend.

Und dazwischen hin, durch die Windungen der Berge, strecken sich, biegen sich sichelförmig, breiten

sich, glitzernd, spiegelnd in Regenbogenfarben, tiefer und höher, unabsehbar – dahin – fünfzehn Seen.

Das Gesicht kehret sich unwillkürlich dem Westen zu, der untergehenden Sonne nach, wo bis in den Himmel hinein die Ebenen Oesterreichs und Bayerns sich dehnen. Hindurch schlängelt sich, querüber, die Salzach, ein silbernes, glänzendes Flatterband.

Links zur Seite breiten sich, in dem kahlen Gestein, die Schneefelder der Radstädter Tauern, des Schneeberges, das violett glänzende, endlose Steinmeergebirg. Näher und näher heranragen, in Salzburgs Richtung, der hohe Göll, das Watzmannsgebirge, der Untersberg, wo der Kaiser schläft und harret, um aus dem Felsen zu erstehen! Sie alle sind gleichsam über breite dunkle Bergwälder märchenhaft ragende Burgen, mit Zinnen und Mauerkronen, mit Söllern und Giebeln.

Grau und gelb und roth wechselt das unendliche Farbenspiel, für das der Mensch nicht Sinne genug hat!

Jetzt wird es Abend werden. Jetzt geht die Sonne jenem Ende des Himmels und der Ebene, die ihn berührt, näher. Auf die schattenlos gewesenen Seen hier, neigen sich blaugraue Lichter, in der Nähe der Ufer. Grüne Tiefen werden schwärzer, die Steingebiete sämmtlich violetter. Je weiter sie von der Ebene im Westen zurück sind, desto mehr werden sie fahler und

fahler, mit dunkleren Streifen, die Sonne nimmt ihre Strahlen von den untern Bergen mehr zu sich, zu den höhern, und endlich ganz zu sich an's Herz.

Die große vollrunde Scheibe der Sonne will die Erde berühren und ein Theilchen in sie hinein senken.

Es wird kühl hier oben.

Lüfte streichen und sprechen, als wollten sie das Licht und das Leben verlöschen.

Unendlich bange wird dem Herzen.

Die letzten Schneefelder dort zurück auf dem Dachstein, werden gelblich, glitzern, und dann werden sie weißgrau und fahl; es ist das Antlitz der sterbenden Erde! Die düstern, scharfen Donnerkogel stehen daran, wie Starrende, Betende, Trauernde!

Doch vorne, drüben in Bayern, werden die saattgelben Ebenen im Abendlichte immer goldig-heller, zeichnen sich sanfte schlanke Schatten und Zacken in den ihnen verbundenen Himmel – es sind die Thürme von Regensburg und München, dreißig Meilen entfernt!

Die Sonne wird rothgelb und röther und röther. Sie scheint größer zu werden. Und aus den silbernen Seen wurden in der Ferne immer mehr blitzende, golden-rothe, schillernde.

Am fernsten Ende glänzt nun mehr der Chiemsee so auf, wie ein Goldpurpur kissen, und die flammende

Sonne ruht ganz auf ihm, leuchtet als Krone der Welt darauf! Der Himmel droben spiegelt das Bild der Erde wieder, die Wolken ringen und schweben im wunderbar schillernden Farbenkampfe – die Menschensprache hat keine Namen, die Kunst keine Stoffe für diese Farbe!

Man möchte sterben, wenn man dieses gesehen, man fühlt sich ein Nichts, einen Wurm in dieser unendlich riesigen Welt; man möchte hineinschweben in sie und aufgehen in diesem All!

Egon drückte sein Weibchen an sich, sie hielten einander, sie fühlten das Verschweben, das Wesenlose des Alleinseins, das Werden gemeinsam mit dem All!

Leise, leise schwebte ein Gesang empor, wohl von den Alpenhütten, die weitab und unten sich bargen.

Ob die Stimmen nicht sangen „vom allerschönsten Leben“ – „und an aller Lieblichkeit sich mein junges Herz erfreut“ – und von all‘ der andern „Freud – ja da ist’s a Freud!“ Thränen sanken in Seligkeit und Schmerz – unnennbare Thränen!

Die rothe Sonnenperle tauchte hinein in den Feuerpokal des Chiemsees – dort steht ein Kloster einsamer Frauen!

So stand einst Egon’s Vater an dieser Stelle! Das Schicksal des Vaters war im Sohne ganz gelöst.

Er sagte sich still die Worte:

„Land der Wunder! . . . Verbindung zwischen Himmel und Erde!“ wie er sie in jenem seltsamen Schriftstücke gelesen.

Er küßte die Thräne von Rosl's Wangen - sie reichte ihm, was sie sorglich mitgebracht vom Kogel ihrer Alpe – die Alpenrose von Ischl!